Aus drei Ländern

Novellistische Sittenbilder

von

Olga Wohlbrück

Stuttgart

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung

1890

Druck der Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt.

Am Jordanfest.

Kulturbild aus Nordrußland.

Akimowka ist eines der wohlhabendsten Dörfer des nördlichen Rußland; es besitzt seine Kirche, seinen Popen, seine Mühlen. Im Sommer gehen die meisten Männer in die Stadt und verdingen sich als Fischer, Floßtreiber oder Arbeiter, während die Weiber daheim bleiben, das Feld bestellen, Vieh und Kinder aufziehen, sich untereinander zanken und raufen und den Mann im Hause spielen. Im Winter wird fast in jeder Hütte gewoben und gesponnen, viel für den eignen Bedarf, noch mehr aber für den Verkauf in der Stadt, die man, wenn man längs den Ufern des im Sommer reißenden, jetzt aber gefrorenen Flusses fährt, in zwei Stunden erreichen kann. Im Winter lebt man friedfertiger, denn die Männer sind da, Ordnung zu schaffen, wenn sich die Weiber am Brunnen in den Haaren liegen; dann nimmt wohl einer oder der andre einen vollen Eimer mit dem eben geschöpften

eisigen Wasser und begießt die Zänkerinnen, daß sie heulend und jammernd nach Hause eilen, sich auf den warmen Ofen legen und froh sind, wenn sie nicht noch obendrein von ihrem Manne ausgelacht werden.

Archip, der „Starke", liebte es besonders, den Weibern im Vorübergehen einen Schabernack zu spielen und sich dann die Seiten zu halten vor Lachen. Bei sich zu Hause lachte er selten, duldete keinen Scherz von Frau und Kind und donnerte bei dem geringsten Anlaß: „Daß ihr nur redet; ich schlage euch die Knochen zu Brei, bevor ihr Zeit habt, Amen zu sagen!" Er liebte es, mit seiner wirklich ungewöhnlichen physischen Kraft zu prahlen und war der gefürchtetste Gegner bei jedem Streite in der Dorfschenke, trotzdem er eigentlich noch niemand etwas Ernstes zuleide gethan. Ja, einige sagten sogar, er habe sich recht kläglich benommen dazumal, als er seine Frau darauf ertappte, wie sie einem jungen Fischer spät abends das Geleit aus dem Hause gab, und meinten boshaft, er hätte besser gethan, seine Frau durchzuprügeln, als sich voll Ärger und Wut in der Schenke vollzutrinken und dann auf zwei Jahre aus dem Dorfe zu verschwinden, seinem Vater, dem alten Radion, die Aufsicht über Weib, Haus und Hof überlassend.

„Der Vater hat den Sohn gerächt," bemerkten sie auch wohl hie und da und erzählten sich zum hundertstenmal, was die schöne Awdotja, die einige Zeit darauf einen Sohn geboren, zu leiden gehabt unter dem strengen Regiment des harten Schwieger=

vaters. Kaum genesen, mußte sie die schwersten Arbeiten verrichten; ja, kaum wurde ihr Zeit gelassen, dem Kinde die Brust zu geben, und mehr als einmal wurde sie mit Schimpfworten und einem Rippenstoß aufs Feld gejagt, selbst in glühender Sommerhitze, mochte der Kleine in der Wiege sich auch die Lunge nach ihr ausschreien. Das Kind war über ein Jahr alt, blaß, mit schwachen Füßen; und von der Schönheit Awdotjas sah man nichts mehr, als die noch immer schönen grauen Augen, in denen gar oft zurückgehaltene Thränen standen, die zwar nie über die abgehärmten Wangen, wohl aber über ihr zuckendes Herz flossen. Da fiel der Alte einmal mitten im Fluchen nieder, mit dem Kopf gegen die Kante des großen Ofens; der Feldscher wurde geholt, setzte ihm einige Blutegel und sagte, das wäre ein Schlaganfall gewesen, der Mann würde kaum mehr aufkommen. Da schluchzte die schöne Awdotja laut auf; man wußte nicht, ob vor Freude, ihren Peiniger los zu sein, oder vor Furcht, die Zukunft könnte noch Schlimmeres bringen.

Zum größten Erstaunen aller erholte sich jedoch der Alte nach ein paar Tagen so weit, daß er sich mit zwei Krücken langsam von einer Stelle zur andern bewegen konnte und sogar die Sprache, wenn auch nicht die frühere volle Stimme, wiederfand. Eine große Veränderung schien in ihm vorgegangen zu sein: er brummte und schimpfte nicht mehr, ließ sich ruhig und ohne sie anzublicken von seiner Schwiegertochter bedienen und schielte sogar nicht unfreundlich

nach der Wiege des Kleinen. Einmal überraschte ihn sogar ein Nachbar, wie er an dem Wiegenstricke zog und den Kleinen in den Schlaf lullte, während Awdotja des Alten Lieblingsspeise, die braune Buchweizengrütze, in die Ofenröhre schiebend ein Schlummerliedchen sang.

Die schöne Awdotja lebte langsam wieder auf, und wenn auch ihre Augen immer gleich traurig blieben, so wurde doch ihre Gestalt wieder voller, ihre Farbe lebhafter. Sie sprach fast nie mit dem Alten, aber es war auch von keiner Feindschaft mehr die Spur; schweigend leisteten sich beide gegenseitig kleine Dienste, ohne vorher zu bitten oder nachträglich zu danken. Der Alte sah wohl in seiner Schwiegertochter die einzige Pflegerin seines kranken, gebrochenen Leibes, die Frau jedoch in dem hilflosen „Großvater“ einen Schutz für ihr kleines schwaches Kind. Aller Wahrscheinlichkeit nach mußte ihr Mann im Spätherbst wieder erscheinen, da das Haus einen Herrn brauchte, und bebend dachte das arme Weib an ihr erstes Wiedersehen mit Archip, den sie früher nie geliebt und den sie jetzt geradezu fürchtete. Wie würde er sie, wie das fremde Kind behandeln? Unwillkürlich, halb unbewußt, suchte sie bei dem alten Krüppel, der sie einstens geschlagen und geschimpft, Schutz gegen ihren Mann, den Riesen, der sie selbst dazumal mit keinem Finger berührt.

Eines Abends, während Awdotja das Nachtmahl auftrug — es stürmte draußen gerade wild über die Steppe, und die durch die Ritzen eindringende Zug-

luft ließ das Licht der Talgkerze unruhig hin und her flackern — ging die Thür auf und herein trat Archip. Die Frau schrie auf, und fast entglitt ihrer Hand die große Terrine mit der sauren Kohlsuppe, in welcher einige Pilze herumschwammen, Leckerbissen, die sie dem Alten zuzuschieben pflegte.

„Guten Abend, Vater, guten Abend, Awdotja," sagte Archip so ruhig, als hätte er erst heute morgen das Haus verlassen. Awdotja war wie vor einem Gespenst zurückgetreten und breitete ihren Arm gleichsam schützend über das Kind aus, das in der Wiege schlief. Archip, der die Bewegung nicht gesehen und sich seiner Frau genähert, blieb plötzlich vor der Wiege verdutzt stehen.

„Was ist d a s?" fragte er und sah sich um, als fürchtete er, sich in der Hütte geirrt zu haben. Die Frau war leichenblaß geworden und konnte nicht antworten. „Was ist d a s?" wiederholte Archip noch lauter, und sein stechender Blick schien die Frau durchbohren zu wollen, um es zu sehen: d a s, was in der Wiege lag. Fast in demselben Augenblicke legte sich etwas hart und hölzern auf seine Hand: es war die Krücke des Alten, der sich unbemerkt genähert.

„Laß sein, Sohn," sagte er mit schwerfälliger Zunge, leiser Stimme, aber ernst, als ob er ein heiliges Wort verkündete, „das ist i h r Kind! Ich habe verziehen, verzeih' auch du. Gott wird richten!"

„Vater, Vater!" schrie Awdotja auf und stürzte zu des Alten Knien, dieselben leidenschaftlich umfassend. „Vater, Vater!" schluchzte sie und küßte

seine Füße, die sie ehmals gestoßen, und den Saum seines Rockes. „Nicht vor mir, vor ihm!“ stotterte nun der erregte Greis und zeigte mit der Krücke auf Archip, dessen Kopf sich tief über das schlafende Kind gebeugt hatte. Auf den Knien rutschte Awdotja zu ihrem Manne. „Verzeih' du mir armen Sünderin,“ stöhnte sie und schlug mit dem Kopfe hart gegen den Boden, als wollte sie sich die Stirne wund schlagen an der rauhen Diele. Archip bemerkte das alles kaum. Er konnte sich nicht losreißen von dem zarten, blassen Ding, das vom erlittenen Kummer der Mutter zeugte. Immer finsterer und drohender zog sich seine Stirne in Falten: kein Zug, kein einziger von ihm, dem Mann — fremd, alles fremd! Die Haare, die Stirne, die Nase — roh packte der Bauer das Kind bei den Ärmchen; es fuhr zusammen und schlug große, unheimlich große, graue Augen auf: Awdotjas Augen. Der starke Archip bedeckte sein Gesicht mit den Händen und weinte lautlos vor sich hin, während seine mächtigen Schultern heftig zuckten und Awdotja seine Knie umschlungen hielt, mit dem Kopfe in taktmäßiger Bewegung immer wieder auf den Boden schlagend. Endlich wischte sich Archip mit dem Ärmel die Augen trocken, und jetzt erst gewahrte er seine am Boden liegende Frau. „Steh' auf, Awdotja, nicht ich bin dein Richter!“ sagte er und wendete sich ab.

Jahre waren seitdem vergangen. Die Eheleute lebten still nebeneinander her ohne Streit und Zank, aber auch ohne ein freundliches Wort; selten, fast

nur im Rausch, schlug Archip mit der Faust auf den Tisch und ließ seine dröhnende Stimme erschallen, niemals aber berührte er seine Frau, weder in Liebe noch in Zorn. Sie selbst schlich in Haus und Hof herum wie eine Fremde, eine gedungene Magd, und fühlte sich im tiefsten Innern noch unglücklicher als zu der Zeit, wo sie vom Alten verfolgt und mißhandelt wurde. Nur karge Augenblicke wagte sie ihrem Kinde zu widmen; heimlich und ganz flüchtig küßte sie seine welken Lippen, ja, oft unterließ sie es sogar, den kleinen Wasja vor dem Einschlafen zu bekreuzigen, denn sie fürchtete sich, ihre mütterliche Liebe von Archip mißdeutet zu sehen, und es bangte ihr, er könne jeden ihrem Sohne erwiesenen Liebesdienst als eine neue Untreue gegen sich auslegen. Als sich Wasja zum erstenmal an den Mittagstisch setzte, schob sie ihm die Bissen wie einem Hunde zu; denn sie bemerkte, wie finster ihr Mann das Kind betrachtete, wie unheimlich starr er jeder ihrer Bewegungen folgte und wie lauernd er ihren Gesichtsausdruck beobachtete. „Ach, du heilige Mutter Gottes, wenn er mich doch totschlüge und die Qual ein Ende hätte!“ seufzte das arme Weib manchmal, und auch die Bauern im Dorfe meinten, Archip habe aus der Stadt zu herrschaftliche Manieren mitgebracht und lebe mit seiner Frau ärger denn ein Heide. „Wir prügeln unsre Frauen, aber wir bleiben doch deren Männer,“ sagten sie, „Awdotja aber ist schlimmer daran als ein verlassenes Mädchen oder eine Witwe.“

Archip sprach nie über den Knaben. Solange

derselbe in der Wiege lag, kümmerte er sich nicht um ihn, und als er größer wurde und mit seinen schwachen Beinchen auf der Diele herumzukrabbeln begann, da schob er ihn manchmal mit dem Fuße weiter, um nicht über ihn zu stolpern oder ihn zu erdrücken. Nur als das Kind in seiner Unschuld ihn zum erstenmal „Vater“ anredete, da wurde der Mann erst stutzig, dann rot, als schämte er sich, daß ein so kleines Wesen eine so große Lüge aussprechen könne. — „Hast du ihn das gelehrt, Awdotja?“ fragte er seine Frau, die bei der Ansprache des Kindes zu zittern begonnen.

„Das hat ihn Gott gelehrt,“ stotterte die Unglückliche und sah flehend ihren Mann an.

Dieser blickte auf das kleine schwache Ding zu seinen Füßen, und ein verächtliches Lächeln umspielte seine Lippen.

„Na, wenn dein Gott ihn solche Dinge lehrt, so mag es dabei bleiben. Der Schwächling wird's ja so nicht mehr lange sagen,“ fügte Archip etwas leiser hinzu, nahm seinen Pelzrock und ging hinaus, mit der schweren Axt Holz zu fällen. Während er aber draußen in der scharfen Kälte mit starken Armen zu wuchtigen Hieben ausholte, daß man die Schläge weit umher hören konnte, stürzte drinnen die Mutter auf ihr Kind zu und drückt es mit den Worten: „Ach, du Armer, Verlassener!“ an ihr pochendes Herz.

„Gräme dich nicht,“ ließ sich des alten Großvaters Stimme aus der Ecke vernehmen, „ich verlaß das Ding schon nicht!“

Das „Ding“ wuchs heran, zart und schwächlich,

nicht laut und übermütig, wie andre Kinder, sondern in sich gekehrt, fast tiefsinnig. Nie hatte man den Knaben lachen gehört, und ob im Hause ihm auch niemand etwas zuleide that und er noch nie, wie seine übrigen Altersgenossen, Schläge von Vater oder Mutter bekommen, so fühlte er es doch so kalt um sich, so öde, so traurig. Mit dem Vater zu sprechen, davon hielt ihn eine unüberwindliche, unerklärliche Angst ab, und die Mutter war immer traurig und schob ihn sanft zur Seite, wenn er sich an sie schmiegte. Nur beim Großvater fühlte er sich wohl und sicher, und so sah man denn die zwei meist beieinander, im Sommer auf der Bank vor der Hütte, im Winter auf dem Ofen unter der weißgekalkten Decke. Dort blieben sie auch nachts zusammen, und gar oft überraschte der Morgen den Alten sitzend und den Atemzügen des Kleinen lauschend. Er atmete so unregelmäßig, so schwer, so gar nicht wie ein Kind, und der Alte ließ trübe den Kopf hängen und fragte sich seufzend: „Wer früher, du oder ich?"

Dann nahm er ihn wohl mit hinaus und befahl ihm, mit den andern Kindern zu spielen, aber das Spielen war seine Sache nicht; denn die Knaben lachten ihn aus, weil er mit seinen schwachen Beinen nicht so rasch laufen konnte und weil er zu bitter aufschluchzte, als ein großer Junge ihm einen harten Schneeball an den Kopf warf. Nein, am Spielen fand er keinen Gefallen; er kam dann stets tieftraurig zum Großvater zurück, der ihm immer wieder die alten Mären von schlangengebornen Rittern erzählte,

die, groß „wie der hochaufragende Wald“, stark „wie der Sturm und der reißende Strom“, allein ganze Heere überwältigten und in einem über die Schulter geworfenen Sack „das Gewicht der Erde“ trugen. Sie lebten jahrhundertelang, kannten weder Krankheit noch Alter und übertrugen, wenn sie nicht im Kampfe fielen, noch in der Vollkraft ihres Lebens ihre Riesenstärke auf einen jüngeren Helden. Doch nicht nur die Riesenkraft der Helden betonte der Alte, sondern auch ihre selbst Füchse überlistende Schlauheit, sowie ihren Drang, den Schwächeren zu knechten, den Dümmeren zu narren. Mit Vorliebe verweilte er beim Räuber-Solowey (Nachtigall), der dreißig Jahre hindurch, auf neun Eichen sitzend, den kürzesten Weg nach Kiew versperrte, die Wanderer durch Nachtigallenlaute heranlockte und dann durch einen gellenden Pfiff tötete.

Der Eindruck, den diese phantastischen Geschichten auf den Knaben machten, entsprach nicht immer den Erwartungen des Alten, und mehr als einmal schalt er ihn albern, wenn eine Frage oder ein Ausruf der Teilnahme verriet, daß sich der Junge mehr für den Besiegten als für den Sieger, mehr für den Ueberlisteten als für den Schlauen erwärmte. Die Opfer der rohen Macht gemahnten den Knaben an sich und seine eigne Schwäche; es kränkte ihn, daß auch die Märchenwelt ungerecht und daß auch in dieser nicht alle Menschen gleich gut, gleich glücklich waren. Warum mußte es denn überall Schwache, Verfolgte geben? Er selbst fühlte es ja stündlich, wie bitter es ist, zu-

rückgesetzt, verspottet und verfolgt zu werden. Oft wurden die Züge des Knaben ernst, und eines Tages konnte er nicht umhin zu fragen: „Großvater, warum betrügen aber die starken Leute, und warum verfolgen sie die andern?"

„Weil sie die Stärkeren sind!" gab der Großvater in cynischer Bauernlogik zur Antwort, und es regte sich in ihm wieder nach langer Zeit der alte Stolz. Erinnerungen wurden in ihm wach, wie auch er, als er jung, kräftig und gesund war, die andern knechtete und hinters Licht führte. „Siehst du," fuhr er fort, ohne sich um des Knaben steigendes Entsetzen zu kümmern, „siehst du, der Mensch ist nur was wert, wenn er Kraft und Gesundheit besitzt; mit diesen erwirbt er Haus und Hof, Weib und Kind; mit diesen beherrscht er alle, und alle beugen sich vor ihm und gehorchen ihm. Wer aber ein Schwächling ist, oder verkrüppelt, oder alt und hinfällig, der wird nicht geachtet, den fürchtet man nicht; dem giebt man zu essen, damit er nicht verhungere, zu trinken, damit er nicht verdurste; aber der kann weder Haus und Hof mehr haben, noch erwerben und muß froh und glücklich sein, wenn die andern gesunden, arbeitenden Menschen ihn dulden und ihm das Gnadenbrot geben." Des alten Bauern Stimme zitterte, doch er fuhr in steigender Erregung fort: „Ja, Wasja, auch ich war jung und kräftig, da gehorchte mir dein Vater auf den Wink, da war dieses Haus, dieser Garten, da war dies alles, was du hier siehst, mein, da war ich der Herr, da schlug ich deine Mutter, wenn sie sich

mir zu widersetzen wagte; jetzt aber sitze ich in der Ofenecke, ein alter Krüppel, zehre von den Erinnerungen, gehorche meinem Sohne, danke deiner Mutter, wenn sie mir zu essen giebt, und bin froh, daß ich dich, der du auch nur ein armer Schwächling und ein geduldetes Kind bist, bei mir habe . . ."

Des Alten Stimme verstummte, und wie geistesabwesend blickte er vor sich hin, während seine runzlige, zitternde Hand die Krücke fallen ließ. Der Knabe achtete nicht darauf. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er den Alten an, der in seiner Beichte nicht nur sein vergangenes Leben aus dem Grabe gewühlt, sondern ein junges, keimendes Leben eingesargt. Nicht alles hatte er von der Rede begriffen, nur eines hatte er verstanden: daß die Schwachen nie Gleichberechtigung mit den Starken erlangen könnten und von letzteren immer verfolgt, bestenfalls geduldet würden. Zum erstenmal stieg ein krankhafter Zorn in ihm auf, und die kleinen schwachen Hände ballend, schlug er in blinder Wut auf den Alten los, der ihm gleichsam sein Urteil gesprochen. Dieser blickte auf, und vielleicht ahnend, was in der kleinen Seele vorging, erhob er nicht drohend die Hand, sondern sagte leise, fast beistimmend: „Schlag zu, schlag zu, auch du wirst geschlagen!" Doch schon hatte der Knabe erschrocken innegehalten, und laut schluchzend warf er sich auf den Boden nieder, wo er sich wie in Krämpfen wand. Archip, der gerade nach Hause kam, meinte, es wären Konvulsionen, am besten wäre es noch, der Junge ginge drauf; die Mutter aber weinte still in

sich hinein, und der Alte murmelte: „Besser sterben, als seine Lebtage ein Schwächling bleiben.“

Der Knabe ging nicht drauf; er gesundete und das schneller, als man hätte vermuten können. Schon nach ein paar Tagen ging er ins Freie und zwar allein. Er vermied jetzt den Großvater, wo er nur konnte, denn dieser kam ihm nun schrecklicher vor, als alle übrigen, ja, es hatte ihn ein Ekel vor dem Invaliden erfaßt. Immer hatte er das Wort „Schwächling“ in den Ohren, und wenn er seine dünnen Beine ansah, so hätte er sie sich am liebsten mit des Vaters Axt abhacken mögen. Mehr als je beobachtete er den Vater, den großen, starken Mann, und derselbe erschien ihm wie ein höheres Wesen; im ganzen Dorfe war keine ähnliche Erscheinung, und er konnte stundenlang dem Vater zusehen, wenn dieser die Bäume fällte oder Klötze spaltete.

„Was stehst du denn da und gaffst?“ schrie ihn dann wohl Archip an.

„Nichts, so —!“ antwortete der Knabe und beneidete ihn um die starke Stimme. Er selbst war schon elf Jahre alt und piepste noch wie ein kranker Vogel.

Manchmal wollte er Archip helfen das Holz scheiten, aber schon nach wenigen Minuten erlahmten seine Hände, seine Kniee zitterten, und der Vater schickte ihn mit rauhen Worten zum Teufel. Dann irrte er wohl einige Zeit herum und setzte sich mit thränengeröteten Augenlidern der Mutter gegenüber, die ihm freundlich zunickte und heimlich flüsterte: „Dein Herzchen thut dir weh, mein Einziger.“

Wenn niemand zugegen war, wagte sie es, ihm ein gutes Wort zu sagen, und sein kleines Herz wollte dann förmlich übergehen vor stummer, inniger Dankbarkeit. Seine Blicke folgten nun stets der Mutter; er sah, wie sie oft die Thränen im Auge zerdrückte und wie angsterfüllt sie immer zum Vater aufschaute, wenn er sich mit einer Bitte oder Liebkosung an sie wendete; eine Ahnung überkam ihn, daß eigentlich nur der Vater zwischen ihm und der Mutter stünde, daß sich die Mutter noch mehr vor demselben fürchtete, als er selbst, und immer schwermütiger wurde er. Als aber Awdotja ihn einmal umarmte und dabei vor sich hinseufzte: „Ach, wärst du stark, ich liefe mit dir hinaus in die weite Welt!“ da wurde ihm plötzlich ganz warm ums Herz, denn er fühlte, daß er der Mutter am nächsten stehe und daß sie nur aus Liebe zu ihm ihr trostloses Leben so weiterführe. Er schlang seine Ärmchen fest um ihren vorzeitig gerunzelten Hals und flüsterte:

„Die Welt ist nicht so weit, daß ich sie nicht mit dir durchlaufen könnte; komm, Mütterchen, laufen wir fort!“

Er dachte es sich so einfach: das durch die Weltlaufen; die Mutter aber schüttelte traurig den Kopf und sagte, indem sie mit der rauhen Hand über sein spärliches schwarzes Haar fuhr: „Gestern konntest du dich kaum bis zum letzten Hause von Akimowka schleppen, so müde wurdest du; die Welt aber ist viel weiter, viel länger, als Akimowka; da muß man wandern über Berge und Thäler, über Flüsse und Meere, das ist weit, weit .....“

Des Knaben eben noch so hoffnungsreiche Züge verfinsterten sich immer mehr, und ohne zu antworten, kletterte er auf die Ofenbank, wo der Alte zusammengekauert Rohrpfeifen schnitzte. Schon seit langer Zeit plauderten die beiden nur selten, trotzdem sie aufeinander angewiesen zu sein schienen. Nachts teilten sie dasselbe harte Lager, und am Tage waren beide infolge ihrer Schwäche zu derselben trägen, sitzenden Lebensweise verurteilt; dessenungeachtet brach keiner von ihnen das Schweigen, in das sie nach ihrem letzten Gespräch versunken; es schien, als wären sie sich ganz entfremdet, ja manchmal sogar, da schossen die kleinen Augen des Großvaters giftige Blicke auf den Enkel; war der Alte doch im Innern verletzt darüber, daß Wasja ihn so vernachlässigte. Er wunderte und kränkte sich kaum, daß seine Stellung im Hause allmählich eine so ganz andre geworden, daß auch die Leute vom Dorfe ihm nicht mehr so achtungsvoll begegneten wie früher, dies alles war seiner Ansicht nach ganz natürlich: er zählte nicht zu den Arbeitenden, also kaum noch zu den Lebenden! Aber daß ein „armer Schwächling", ein „verlassenes, fremdes Kind", wie er den Enkel im Geiste immer nannte, nicht mehr zu ihm hielt, sich von ihm abwendete, gleichsam als wollte er damit doch eine gewisse Überlegenheit beweisen, das wurmte ihn tief, und obgleich er nicht mit dem Jungen sprach, so wartete er doch nur auf einen geeigneten Augenblick, seine Empfindung laut werden zu lassen.

Wasja merkte von der Veränderung, die im Groß-

vater vorgegangen, wenig und konnte nur immer den Eindruck nicht los werden, den die letzte Rede des Alten auf ihn gemacht; dieser Eindruck wurde nur noch überboten durch die einfachen, aber stets in ihm nachklingenden Worte seiner Mutter. Waren ihm nach der Auseinandersetzung des Großvaters Gesundheit und körperliche Stärke als etwas Schönes, als eine Bedingung des Glücks erschienen, so deuchten ihm dieselben nun zum Leben notwendig, ja unentbehrlich. Hatte er früher bloß die Gesundheit und Stärke seines Vaters, ja selbst seiner Altersgenossen bewundert und sie im stillen darum beneidet, so zerbrach er sich jetzt den Kopf darüber, wie auch er zu kräftigen, gesunden Gliedern kommen könnte. Er wollte, er mußte stark werden; weniger für sich, als für seine Mutter, die seufzte, weinte und ebenfalls gedrückt und unglücklich war unter der Macht eines Stärkeren.

Er nahm seinen schmerzenden Kopf und preßte ihn fest mit beiden Händen zusammen . . . . . er dachte nach. Aber auch das Denken ermüdete ihn, und er schlief ein.

Es war an einem kalten Dezembertage. In der Hütte herrschte eine erdrückende Hitze, denn mehr als gewöhnlich hatte Awdotja den Ofen geheizt; war ja doch heute der große Backtag. Im Dorfe selbst gab es keinen Bäcker; jede Frau bereitete selbst das Roggenbrot, die eine besser, die andre schlechter, wie es gerade kam. Die Männer waren dort keine Feinschmecker und kümmerten sich wenig darum, ob das

Brot sauer, zu viel oder zu wenig gebacken sei. Awdotja zwar war im ganzen Dorfe bekannt als vortreffliche Wirtin und beste Bäckerin, nur Archip schien davon keine Notiz zu nehmen und belobte sie niemals ihres Könnens und ihres Fleißes wegen.

So stand denn Awdotja, freudlos wie immer, mit bis zu den Schultern aufgekrempelten Ärmeln und knetete mit beiden Fäusten den Teig, ohne, wie es sonst die Weiber zu thun pflegten, ein Liedchen zu singen oder mit sich selbst zu schwatzen.

Wasja saß auf der Bank vor dem Fenster und verfolgte mit großer Spannung die Bewegungen seiner Mutter; ihr Antlitz war gerötet, auf der Stirne und auf dem Nacken perlten die Schweißtropfen, und immer schwerer und langsamer bearbeiteten die Arme den Teig. Es kränkte ihn, daß er ihr nicht helfen, sie nicht ablösen konnte, und er fragte endlich:

„Wenn ich groß bin, dann werde ich doch anstatt deiner Brot backen, nicht wahr, Mütterchen?"

„Das ist nicht Männerarbeit," antwortete Awdotja, die nie etwas von Bäckern gehört hatte, „und dann muß man auch derbere Fäuste haben, als du sie je haben wirst," fügte sie hinzu und blickte ihn mitleidig an.

In demselben Augenblicke ging die Thür auf, und ein älterer Mann, mit einem über die Schulter geworfenen grauen Leinwandsack, trat in die Stube; er nahm seine Pelzmütze ab, bekreuzigte sich vor dem hoch in der Ecke hängenden Heiligenbilde, verbeugte sich tief bis zum Gürtel vor Awdotja und breitete dann mit stummer Gebärde den Sack aus.

„Ihr kommt zu rechter Zeit, Vater Spiridon," bewillkommnete Awdotja den Fremden und streifte mit den Fingern den Teig von den Armen, den sie in den Trog zurückspritzte, „geht's wieder schlecht?"

„Elendes Jahr!" brummte der Alte und setzte sich auf die Bank, von welcher Wasja bei seinem Eintritt aufgesprungen war.

„Wasja, such' mal die Brocken zusammen dort im Wandschrank und in der Tischlade!" befahl Awdotja dem Knaben, während sie einen Riesenlaib Roggenbrot in zwei Teile schnitt und die eine Hälfte in den Sack des Mannes gleiten ließ. „Heut' kann ich Brot entbehren, morgen haben wir frisches."

„Gott lohn' dir's, Awdotjuschka," murmelte der Alte in demselben brummigen Tone weiter, „hab's immer im Dorfe gesagt, daß du ein gutes Weib bist!"

„Ist nicht der Rede wert," sagte Awdotja ausweichend, „warum bist du denn selbst gekommen, sonst pflegtest du doch die Kinder zu schicken?" fragte sie, indem sie wieder zum Trog schritt.

„Der jüngste ist krank, und der große ist zum Verkauf in die Stadt gefahren. Du bist die erste, die ich anspreche, trotzdem du stolz thust und dich von allen fern hältst; von hier aus gehe ich dann weiter zu den übrigen im Dorfe. Mir ist nicht ein Stückchen Brot mehr im Hause geblieben; hab' mein letztes gestern verzehrt."

„Es ist dir früh ausgegangen," bemerkte Awdotja.

„Ja, das kann dir auch geschehen, wenn du im Sommer zu viel verkaufst," antwortete der Mann

ärgerlich und hielt seinen Sack dem Knaben hin, der eine Menge kleinerer und größerer Stückchen Brot hineinschüttete.

Spiridon war durchaus kein Bettler; er galt im Gegenteil für einen vermögenden Bauer, besaß Haus und Hof, ein Pferd, zwei Kühe und hätte es nicht nötig gehabt „den Brocken nachzugehen", wie man das Bitten um Brot im Norden von Rußland nennt, wenn seine Geldgier ihn nicht immer wieder verleitet hätte, mehr Mehl im Anfang des Winters zu verkaufen, als er entbehren konnte, so daß er sich dadurch nachträglich auf fremde Hilfe angewiesen sah. Da aber dies „den Brocken nachgehen" durchaus nichts Ungewöhnliches war in den kalten, einsamen Gegenden, und jeder, der sich im Beginne des Winters verrechnet, in dieselbe Lage kommen konnte, ohne darum von den Dörflern als ein Bettler angesehen zu werden, so machte der geldsüchtige Spiridon den ausgiebigsten Gebrauch von dieser Sitte. Er wußte wohl, warum er zuerst Awdotjas Hütte aufgesucht; hatte er doch in seiner Bauernschlauheit gewittert, daß sich gerade dieses verlassene Weib am freigebigsten erweisen würde, um durch ihre Gutherzigkeit die Leute zu veranlassen, milder über sie zu urteilen und ihrem Kinde besser zu begegnen.

„Wie alt ist er jetzt?" fragte Spiridon, auf den Knaben deutend.

„Zwölf Jahre und einige Monate," seufzte Awdotja auf. „Er ist nicht stark, der Arme!"

Der Mann schnürte den Sack zu und schüttelte

den Kopf: „Bin nicht mehr jung und hab' doch mein Lebtag keinen solchen Schwächling gesehen; warum läßt du ihn auch nicht von deiner Schürze los?“

„Er geht nicht,“ sagte Awdotja leise, während der Knabe sich auf der Diele zusammenkauerte.

„Er geht nicht, er geht nicht,“ brummte Spiridon, „man schiebt ihn einfach hinaus und schlägt ihm die Thür vor der Nase zu. Glaubst du, daß die andern Buben beim Ofen hocken? In den Schnee laufen sie hinein, ohne Pelz, halb nackt, balgen und raufen sich draußen herum in der Kälte; darum sind sie aber auch alle weiß und rot und gesund. Dieser da wird zeitlebens nichts als ein Schwächling sein. Aber du thust immer nur nach deinem Kopf, Awdotjuschka; paß auf, es wird dich gereuen, daß du mir nicht gefolgt hast. Möcht' wissen, was dir der Junge für eine Freude macht in dem Zustande.“

„Kummer macht er mir,“ bestätigte Awdotja, „aber nur weil er mir lieb ist. Es ist ja nicht Euer Kind, Vater Spiridon, was wißt Ihr, ob man solch ein Kind lieben kann oder nicht.“

„Lieben, lieben,“ höhnte Spiridon, „du sprichst eben wie eine reiche Frau! Dein Mann ist gut und giebt dir, was du brauchst für dich und das Kind. Wärst du arm, du würdest ein hungriges Maul mehr und ein Paar kräftige Arme weniger anders beurteilen. Wie, wenn dich dein Mann nicht mit dem Kinde behalten hätte, was dann? — Na, na, weine nicht, Awdotjuschka, ich wollte dir nichts Böses sagen, es kam mir nur gerade so in den Sinn. Aber glaub'

mir, meine Eltern und gar manche von meinen Altersgenossen hatten recht mit der Flußtaufe. Jetzt, da thut ihr weichlich und laßt womöglich das Wasser wärmen, in das der Pope euren Täufling taucht. Wir aber wurden im kältesten Winter in freier Luft in den Fluß gesteckt und rot wie die Krebse herausgezogen. So kam jeder zu seinem Recht: der Starke gedieh, der Schwache ging drauf. Entsinne mich nicht, daß meine Eltern — Gott sei ihrer Seele gnädig — ein Thränchen vergossen um meine zwei kleinen Brüder, die beide die Flußtaufe nicht überlebten, trotzdem es schon Frühjahr war — Frühjahr!" betonte Spiridon, wie empört bei der Erinnerung an eine solche Schwächlichkeit, und zuckte mit den Achseln.

Awdotja hatte mit keinem Laute die Rede unterbrochen, obgleich ihr jedes Wort wie ein Messer ins Herz schnitt, nur manchmal blickte sie auf Wasja, der mit weit aufgerissenen Augen dem Alten lauschte.

„Sei nicht bös, Awdotjuschka," begütigte wiederum Spiridon. „Laß gut sein; aber dir, Junge, sage ich, daß dir kein Kräutlein helfen wird, solange du beim Ofen hockst."

Der Mann war aufgestanden und hatte sich den Sack über die Schulter geworfen.

„Da schau," fuhr er fort, indem er den Knaben beim Hemdkragen vom Boden aufhob, „wie eine kranke Katze sitzest du da!" Darauf stellte er ihn auf die Füße und wendete sich wieder dem Heiligenbilde zu, vor welchem er sich bekreuzigte. — „Hab' Dank, Awdotjuschka, Gott lohn' dir's!" verneigte er sich darauf gegen

Awdotja und trat zur Thüre hinaus; doch noch ehe dieselbe zugefallen war, schlich Wasja ihm nach und erwischte ihn beim Rockärmel, wie er eben über den beschneiten Flur in den Hof hinaustrat.

„Was giebt's?" fragte der Mann mürrisch, sich kaum umblickend.

„Väterchen, bitte, sag' mir doch, wie es kommt, daß ich so schwach bin und wie ich stark werden könnte?" bat der Knabe schüchtern, indem er vor Kälte in der dünnen Bluse zitterte.

Etwas wie Schadenfreude glitt über das bärtige Gesicht von Spiridon. Es hatte ihn im Grunde doch geärgert, daß er sich gezwungen gesehen, die reiche Awdotja um einen Liebesdienst zu bitten, und es gewährte ihm eine gewisse Befriedigung, der Frau und dem Kinde, die, wie er wußte, schutz- und machtlos waren, unangenehme oder verletzende Dinge zu sagen. So antwortete er denn, nachdem er einige Zeit wie inspiriert zum Himmel geblickt, damit seine Worte einen größeren Eindruck machten:

„Gott läßt dich die Sünde deiner Mutter büßen." Er wendete sich zum Gehen, aber Wasja hängte sich krampfhaft an seinen Arm.

„Welche Sünde?" fragte er angstvoll, ohne eigentlich recht zu wissen, was Sünde ist. Spiridon wollte antworten, aber er besann sich eines Bessern und sagte kurz:

„Das weiß ich nicht."

„Geh' nicht fort, Väterchen, geh' nicht fort," flehte der Knabe, sich immer fester an seinen Rock klammernd,

„da du weißt, woher ich schwach bin, so sage mir auch, wie ich stark werden könnte?“

Spiridon, dem das Vertrauen des Knaben Vertrauen zu sich selbst eingeflößt und der sich nun wie ein Orakel vorkam, antwortete ebenso feierlich wie das erste Mal:

„Indem du die Sünde deiner Mutter los wirst.“

„Väterchen, noch eine Frage, die letzte: wie werde ich die Sünde meiner Mutter los?“

Spiridon löste des Knaben erstarrte Finger von seinem Rock und zog ihn bis vor das Thor; dann deutete er mit der Hand auf das äußerste Ende des Dorfes, wo eine Windmühle in deutlichen Umrissen sichtbar wurde.

„Siehst du, in beiläufig zwei Wochen, am sechsten Januar, an dem Tage, wo unser Heiland im heiligen Jordan getauft ward, da gehen alle guten Christen an den Fluß, um ihre Sünden abzuwaschen. Geh' auch du hin, tauche dreimal mit dem Kopfe unters Wasser und bete dabei, daß der Heiland die Sünde deiner Mutter von dir nehme. Erbarmt er sich, so wirst du stark und gesund, erbarmt er sich nicht, dann — — Wasja, deine Mutter ruft dich,“ unterbrach sich Spiridon und deutete dem Knaben auf die schmalen Fensterscheiben, an welche Awdotja ohne Unterlaß pochte, um den Knaben hereinzurufen.

„Wie kannst du, ungezogener Junge, ohne Pelzrock auf den Hof laufen?“ empfing sie Wasja, der mit violetten Lippen und verwirrt in die Stube trat. Sie rieb ihm die erstarrten Hände und legte seinen Kopf an ihre Brust.

Wasja aber wand sich aus ihren Armen und sagte mit einem Ausdruck im Gesicht, den Awdotja nie zuvor bei ihm gesehen:

„Sei ruhig, Mütterchen, ich nehme deine Sünde von dir, Gott wird helfen!“

Ohne weiter zu reden, hielten sich beide fest umschlungen.

Der Knabe hatte übrigens nichts in seiner Lebensweise geändert; er war nach wie vor nicht dazu zu bringen, die Spiele der Dorfkinder zu teilen, und die Ofenbank schien noch immer sein Lieblingsplätzchen zu sein. Ja, er war womöglich noch stiller geworden, gleichsam als fürchtete er mit einem Worte alles das zu verraten, was ihm centnerschwer auf der Seele lastete, und das er sich immer nicht erklären konnte. Das unverstandene Wort „Sünde“ klang ihm noch immer in den Ohren, und je weniger er es faßte, um so schrecklicher deuchte es ihm. Ängstlich beobachtete er seine Mutter, aber nie konnte er bemerken, daß sie das Zeichen des Kreuzes vor und nach dem Speisen vergaß, daß sie Brotkrumen auf die Diele fallen ließ oder es versäumte, am Sonnabend das Öllämpchen vor dem Heiligenbilde anzuzünden: es mußte somit noch andre Sünden geben, viel größer und schrecklicher als jene, vor welchen ihn die Mutter gewarnt. Jetzt kam ihm ihr ewiges, stummes Leiden ganz natürlich vor, und er sagte sich innerlich: „Mütterchen leidet für ihre Sünde, aber ich werde dieselbe von ihr und von mir nehmen.“

Gleichwie um sich in diesem Vorsatz zu bestärken,

nahm er seinen Schafspelz, schlich sich vors Thor und blickte lange, lange nach der Richtung der Mühle hin, da wo sich der eingefrorene Fluß vorbeischlängelte; dabei klangen ihm die prophetischen Worte von Spiridon nach, und er nickte dem Flusse zu, als wollte er sagen: Sei ruhig, ich komme!

„Ist es weit bis zur Mühle?“ fragte er den Großvater, als derselbe sich eines Abends stöhnend auf das primitive Lager warf und zum Schlaf anschickte — ein Moment, in dem er zu langatmigen Mitteilungen in letzter Zeit am wenigsten gestimmt war.

„Weit? Für dich ja!“ antwortete der Großvater unfreundlich. „Willst plötzlich spazieren laufen?“ fragte er höhnisch und setzte hinzu: „Das ist nichts für unsereins; seien wir froh, daß wir ein warmes Plätzchen haben, von dem uns niemand fortjagt!“

Damit drehte er sich krächzend auf die andre Seite und wendete dem Knaben den Rücken zu. Dieser jedoch, ohne sich an die Brummigkeit des Alten zu kehren, fragte mit erhobener Stimme weiter:

„Wann ist das Jordanfest?“

Der Großvater aber schlief bereits, oder stellte sich wenigstens schlafend.

„Ach, mein Gott, so sage mir doch, wann das Jordanfest ist?“ fragte der Knabe weinerlich.

„Halt's Maul, oder ich schlag' dich tot!“ ließ sich plötzlich die Stimme Archips aus dem kleinen dunkeln Nebenraum vernehmen. „Was ist das für eine

Art, gute Leute im Schlafe zu stören? Na wart', ich komme dir!" schrie er, während Wasja ganz blaß wurde und zu zittern begann.

Wie fürchterlich des Vaters Stimme in Nacht und Dunkelheit klang, doch horch — — sprach da nicht die Mutter? Richtig, er hörte die letzten Worte: „Wenn ich Arme dich schon nicht dauere, so verzeih' doch dem unschuldigen Kinde!"

Wasja richtete sich auf und lauschte mit Spannung auf eine Antwort des Vaters, doch er hörte zuerst nichts als wie durch zusammengepreßte Zähne hervorgestoßene Laute, und nur zum Schluß die Worte: „Ich hätt' dir als guter Christ verziehen, aber der Junge ist ja von Gott selbst gezeichnet, und jedes Glied von ihm erinnert mich wieder an die Sünde, die hier, hier, unter meinem Dach . . ." Der abgerissene Satz verlor sich in einem Fluche, der unheimlich durchs Haus dröhnte.

„Sünde." Der Vater wußte also auch etwas um die Sünde! Wasja hielt sich beide Ohren zu, schloß die Augen und murmelte: „Das wird bald anders werden!"

Archip äußerte sich übrigens höchst selten über den Knaben, und vielleicht hätte er in der That seiner Frau vergeben und den Jungen als Sohn liebgewonnen, wenn ihn dessen fremde Züge und schwächliche Gestalt nicht immer wieder daran erinnert hätten, daß das Kind ein fremdes, ein mit der Ehre seiner Frau bezahltes Kind sei. Dieser Gedanke brachte ihn stets außer sich, und so oft es ihn auch

zu einem milden, versöhnenden Worte seinem Weibe gegenüber drängte, die Existenz des schwarzhaarigen Knaben stellte sich immer wie ein böser Schatten zwischen Herz und Mund, und doppelt rauh und unzugänglich schien er der still duldenden Awdotja. Er vermied es, soviel er konnte, im Hause zu bleiben, fuhr in seinem kleinen Schlitten in die Stadt, wo er sich bei den Holzhändlern verdingte und Tage, oft Wochen ausblieb; kehrte er zurück, so brachte er ein gutes Stück Geld mit, von dem er Awdotja die Hälfte überließ, ohne ihr je von dem Verbrauch desselben Rechenschaft abzuverlangen. Er selbst aber saß stundenlang in der einem alten Juden gehörenden einzigen Branntweinstube, wo er abwechselnd Thee und Schnaps zu nehmen pflegte. Selten trank er sich einen Rausch an, und auch dann verlor er nie ganz die Herrschaft über sich, sondern sprach bloß lauter als sonst und schlug mit der Faust heftiger auf den Tisch. Gewöhnlich trank er nur „bis zur Heiterkeit", wie die russischen Bauern zu sagen pflegen. Dann stimmte er ein fröhliches, ja ausgelassenes Lied an, in das alle Anwesenden mit einstimmten, ging leichten Schrittes durchs Dorf, blieb hie und da vor einem hübschen Mädchen stehen, um mit ihr zu scherzen oder ihr einen Streich zu spielen, und wurde nur wieder zu Hause ernst und finster.

Awdotja fühlte sich gleichfalls freier und glücklicher, wenn Archip sie allein zu Hause ließ; und je kälter und fremder sich der große, stattliche Mann zu ihr stellte, desto inniger und wärmer schloß sie sich

an ihr schwaches, häßliches Kind, das ihr seit zwölf Jahren alle und alles ersetzte.

Von dem Moment ab, wo ihr Mann sie in hellem und gerechtem Zorn verlassen, bis jetzt, hatte sie kein näherstehendes Wesen gehabt, dem sie sich hätte anvertrauen können. Die erste Zeit war ihre Furcht so groß, daß sie sich kaum aus dem Hause traute, und dann später fühlte sie sich dem Dorfe und ihren Altersgenossinnen so entfremdet, daß sie es vorzog, bei sich zu bleiben, und ausschließlich auf das Kind all ihr Sinnen und Empfinden beschränkte. Niemals hatte man sie in der Dorfkirche gesehen; doch war sie gottesfürchtig und betete still und inbrünstig vor dem Heiligenbilde, das in der Stube hing; auch ging sie fast allmonatlich ins nächste größere Dorf; dort kannten sie nur wenige, und unbemerkt konnte sie vor allen Heiligen niederknieen und die schmutzigen Steinplatten des Kirchenbodens küssen. Kam sie darauf nach Hause, so war sie gefaßter und ruhiger; die Arbeit ging ihr rascher von der Hand; sie drückte Wasja noch fester an ihr Herz und warf auch dem Alten ein gutes Wort zu. Der Geistliche, dem sie dann und wann Eier, einen Laib Brot oder Milch brachte, sah sie nicht ungern und gab ihr manchmal eine freundliche Mahnung mit auf den Weg.

Diesmal aber, als Awdotja nach der Messe zur Frau des Geistlichen ging und ihr ein großes Stück von der zu den Feiertagen geschlachteten Kuh verehrte, ein Geschenk, das um so freudiger aufgenommen wurde, als der Pope sehr arm und Vater einer zahl=

reichen Familie war, sich also nur selten Fleischspeisen gönnen konnte, da hielt die gute, bis zu Thränen gerührte Popenfrau Awdotja zurück und sagte: „Awdotja, du bist ein braves Weib, daß du nie deinen Seelsorger vergißt, dafür will ich dir aber auch einen Rat geben, den du gut thun wirst zu befolgen. Du brauchst das dem Batjuschka nicht zu sagen: er ist gelehrt und würde uns Weiber vielleicht nur auslachen, aber mir kannst du's glauben: ich habe die Kraft dieses Geheimnisses mehr als einmal an mir selbst erprobt, als ich in Not und Bedrängnis war, wie du es zu sein scheinst. Morgen, am heiligen Jordanfest, während der Batjuschka den Fluß heiligt und dein Mann hinfährt, um dreimal unterzutauchen, kniee auf dem Flur nieder und bete zu Gott um die Erfüllung deines Wunsches; dann thut sich der Himmel auf, und dein Gebet wird erhört."

Awdotja lauschte der Popenfrau mit glänzenden Augen und beugte sich auf ihre rote, abgearbeitete Hand, um sie zu küssen.

„Ich dank' Euch, Matuschka, ich dank' Euch viel tausendmal! Erhört mich der Allmächtige, so bringe ich Euch das nächste Mal vom Besten, das ich in meiner Wirtschaft auftreiben kann!"

„Mit Gott, Awdotjuschka, mit Gott," begleitete sie die Popenfrau und ging ins Haus zurück, das Stück Fleisch, um das sich die Kinder bereits neugierig versammelt hatten, abzuwägen, während Awdotja ihrem Dorfe zueilte.

Trotz des Sonntages räumte sie noch alles in

der Hütte zusammen, goß frisches Oel in das Lämpchen und antwortete fast lachend auf die Frage des Knaben, warum sie das alles thue, da morgen doch Wochentag:

„Morgen ist Jordanfest! — Ach, hätte ich das nur früher gewußt,“ setzte sie, den Rat der Popin still erwägend, in Gedanken hinzu und kehrte die Schneemenge vom Flur, trotzdem derselbe bis zum andern Morgen wieder vollgeschneit sein konnte; darauf ging sie, da es schon Abend wurde, in den Hof und warf, wie das am Vorabend des Jordanfestes gebräuchlich, eine Handvoll Schnee in den Brunnen, damit das ganze Jahr über kein Wassermangel sei. Es schien Awdotja, als ob eine jede ihrer Handlungen heute eine tiefere Bedeutung hätte, als die gleiche in den vorhergegangenen Jahren, und ein Schrecken überfiel sie, wenn sie dachte, daß sie noch Jahre, ja ihr ganzes Leben so hätte vertrauern müssen, wenn nicht zufällig die dankbare Popenfrau ihr das Geheimnis gesagt, das sie von all ihrem Kummer und ihren Sorgen befreien sollte. Sie war so in Betrachtungen und Zukunftsträumen versunken, daß sie es gar nicht bemerkte, wie Wasja wieder vor das Thor trat, um nach der Mühle hinauszuspähen.

Morgen Jordanfest! Morgen! Er hatte nicht gedacht, daß es so bald sei, und unwillkürlich überkam ihn ein Schüttelfrost bei dem Gedanken, daß er morgen in das eisige Wasser steigen und dreimal untertauchen müsse. Wie weit die Mühle von hier aussah! Auf ihren regungslosen Flügeln lag der Schnee

in dichter Masse und glitzerte in der untergehenden Sonne, welche über die ganze öde Landschaft einen verschönernden, rosigen Schein warf. Wasja, den die Strahlen blendeten und der gern noch eine größere Fernsicht gehabt hätte, kletterte auf die Bank und breitete beide Hände über die Augen. Waren dort nicht viele Menschen bei der Mühle? Was thaten sie nur. Er sah sie sich fortwährend bücken, und jedesmal, wenn sie sich aufrichteten, glitzerte etwas in der Luft, wie die Axt vom Vater, wenn er Holz hackte. Es war jedoch zu weit, um mehr zu erkennen, und da es allmählich dunkel wurde und der Knabe sah, wie sich einzelne Gruppen zerstreuten, so stieg er von der Bank herunter und kehrte mit gesenktem Kopfe in die Stube zurück, wo er mit einem tiefen Seufzer sein Lieblingsplätzchen aufsuchte.

Awdotja hatte mittlerweile die Kerze angezündet, den Brotlaib, ein Messer und braune, runde Holzlöffel auf den Tisch gelegt. Zum erstenmal erwartete sie mit Ungeduld die Heimkehr ihres Mannes, der mit andern Bauern an den Fluß gegangen war, um längs desselben, unweit der Windmühle, da wo der Strom weder reißend noch allzutief, durch das Heraushacken mächtiger Eisschollen mehrere bassinartige Oeffnungen zu bilden, in denen sich die Dörfler am morgigen Jordanfest durch dreimaliges Untertauchen von allen Sünden reinzuwaschen gedachten. Die Arbeit ging ihnen bei lautem Gesang flink von der Hand; besonders Archip hackte auf das Eis los, als wollte er seinem seit Jahren in ihm kochenden Grimm Luft

machen, und die Bauern hielten manchmal verdutzt inne, wenn sie die wuchtigen Schläge hörten und die Eissplitter in die Lüfte fliegen sahen.

„Na, Bruder, hör' mal auf," sagte dann wohl der eine oder der andre und reichte ihm die Branntweinflasche, aus der Archip einen festen Zug that.

Darauf ruhten sich alle einige Augenblicke aus und schwatzten nicht minder als die Weiber, wenn sie im Sommer die Wäsche am Fluß spülten, oder im Winter beim Dorfbrunnen zusammenkamen.

„Heute thut der Branntwein nicht not, es wird einem beim Arbeiten ohnedies so heiß, als ob man ins siedende Wasser gesteckt würde; aber morgen, da wird's losgehen!" meinte Archip und leerte die Flasche, mehr aus Prahlerei, als weil er der Stärkung bedurfte.

Die Bauern sahen ihm bewundernd zu.

„Möcht' wissen, was du in der Woche beim Juden vertrinkst?" fragte ein untersetztes, breitschultriges Männlein mit listigen Augen.

„Was weiß ich? Das muß mir immer mein Beutel sagen!" antwortete Archip selbstgefällig, denn er galt gern für einen starken Trinker.

Den Bauern gefiel die Antwort.

„Ach, du Städtler, du!" rief sogar einer, mit der Zunge schnalzend; denn nur in der Stadt, meinte er, könnte man so witzige Antworten lernen. Das listige Bäuerlein aber blickte melancholisch auf die zerhackten Eisschollen.

„Wahr bleibt's doch, daß wir uns hier schinden und der Jude den größten Vorteil davon hat."

„Ach, du Gottloser, du, und die Sünden?“ schrieen im Chor die Bauern. Das Männlein aber zuckte mit den Achseln und meinte:

„Die Sünden lassen wir im Wasser und das Geld beim Juden.“

„Möcht’ wissen, ob du ins Wasser stiegst, wenn der Jud’ nicht wäre?“ fragte Archip, und die Bauern lachten laut auf, denn sie dachten daran, wie sie jedes Jahr am Jordanfest vor der heiligen Waschung sich Mut antrinken mußten, und gar mancher Aermere unter ihnen den letzten Kopeken beim Juden ließ und nicht mehr die üblichen fünf Kopeken erlegen konnte, um sich in der kleinen Wächterhütte neben der Mühle aus- und anzukleiden; meist hatte er aber auch dann innerlich so stark eingeheizt, daß er den eisigen Windhauch nicht mehr fühlte und beherzt vom schmalen Holzbrett hinab in die kalte Flut sprang.

Erst als die Sonne vollständig untergegangen war, verließen die Leute in fröhlicher Stimmung das Eis.

Der Schnee fiel immer dichter und machte bald jede Fernsicht unmöglich; nur vereinzelte Lichter, die je nach der Armseligkeit oder Stattlichkeit der Hütte in ungleicher Höhe, wie durch einen Schleier gedämpft, sichtbar waren, verrieten die zahlreichen Behausungen.

Endlich hatte auch Archip seinen Hof erreicht, der einer der letzten und größten des Dorfes war; er schüttelte, bevor er die Stubenthüre aufmachte, seinen Pelz und seine Mütze auf dem Flur ab, stampfte ein paarmal energisch mit den großen Rohrstiefeln auf und trat ein.

„Schnee und Sturm zum Jordanfest, das giebt wieder einmal schlechte Ostern und gute Ernte," verkündete er, indem er Pelz und Mütze auf die Bank warf und sich zur dampfenden Schüssel setzte, die Awdotja sofort aufgetragen.

„Ja, es stürmt und schneit draußen," nickte Awdotja, „und wenn das Baden nicht wäre, so gäbe ich mich schon zufrieden."

„Bin nicht von Zucker," brummte Archip, „was sind das wieder für Zärteleien; hast dich doch sonst nicht viel um mich gekümmert?"

„Vater, Wasja, kommt essen," forderte Awdotja die beiden auf, um sich eine Antwort zu ersparen.

Der Alte kroch mühselig vom Ofen herunter und verschlang gierigen Blickes den Inhalt der Schüssel, aus welcher Archip mit großem Appetit die besten Stücke herausfischte. Der Knabe jedoch rührte sich nicht; er verspürte nicht den geringsten Hunger, und seine Gedanken beschäftigten sich ausschließlich mit der Frage, wie er bis zum Fluß gelangen könnte und wie er es anstellen müßte, um ungesehen ins Wasser zu steigen.

So saß er denn ziemlich ratlos auf dem Ofen und blickte gleichgültig auf den Tisch herab, von dem aus Awdotja ihm heimliche Zeichen machte, um ihn nochmals, von ihrem Manne unbemerkt, zum Essen zu locken. Archip, der diese Zeichen aufgefangen und sich schon ein paarmal ungeduldig mit der Hand hinters Ohr gefahren, platzte endlich los:

„Was stierst du denn herüber? Komm und iß,

wenn man dich ruft, oder setz' dich lieber gleich deiner Mutter auf den Schoß; sie stirbt ja ohne dich!"

Der Knabe erschrak nicht, wie sonst bei ähnlichen Gelegenheiten, sondern sprach traurig: „Nein, Vater, essen will ich nicht."

„Es ißt sich auch ohne dich gut, hol' dich der Teufel," murmelte Archip, dessen Zorn sich zu regen begann, „möcht' wissen, warum ich den zwölfjährigen Bengel, der den ganzen lieben Tag nichts andres thut, als auf dem Ofen liegen und gute Menschen anglotzen, ernähren soll?"

„Archip!" suchte die angsterfüllte Awdotja zu besänftigen, aber ihr Mann hatte sich bereits in die Wut hineingesprochen und schrie:

„Ja, was glaubt er denn da oben? Glaubt er, ich werde ihn so jahrelang erhalten und ihm später einmal gar mein Hab und Gut zu Füßen legen, damit er sich brüsten kann: mein Haus, mein Hof, mein Tisch, mein Brot? Was dein? Nichts dein! nichts, hörst du? Nichts!"

Wasja blickte entsetzt auf den Großvater und sah, wie der grinsend nickte, als wollte er des Sohnes Worte bestätigen; er sah auf seine Mutter, aber die hatte das Gesicht mit der Schürze bedeckt und schluchzte laut; nur der Vater stand da, inmitten der Stube, und es schien, als wiese seine aufgehobene Rechte dem Knaben die Thür, um ihn hinauszujagen in Schnee und Sturm.

Eine Stunde später kam die Mutter auf ihn zu, unter dem Vorwande, ihm zum morgigen Feste ein

frisches Hemd zu geben, und flüsterte, indem sie ihn rasch und heimlich bekreuzigte: „Schlaf' nur ruhig, von morgen ab wird's schon anders werden."

Ja, freilich mußte es anders werden; nicht umsonst war morgen der große Tag, an dem er die Sünde seiner Mutter von sich und ihr nehmen sollte, und ein Trost dünkte ihm das Erlösungswerk, das zu vollbringen er sich vorgenommen: morgen, ganz in der Frühe würde er sich aufmachen und langsam bis ans Ende des Dorfes gehen; dort würde er schon ein Stückchen eisfreien Flusses finden, um sich einzutauchen. Er war so klein und mager, daß er nicht viel Wasser brauchte; auch würde sich Gott schon begnügen! — Awdotja ahnte natürlich nichts von dem, was der kleine Held im Sinne trug, und weinte in der engen Kammer, die sie mit ihrem Manne bewohnte, bitter vor sich hin. Was ging aber im starken, rauhen Archip vor, daß er sich schlaflos von einer Seite auf die andre wälzte? Störte ihn das leise, herzbrechende Weinen seines Weibes oder machte er sich Vorwürfe seiner ungerechten Härte wegen?

„Awdotja," sagte er endlich ganz leise, „Awdotja, ich habe morgen viel Sünden zu tilgen und will nicht noch eine mehr auf die Seele nehmen. Mußt mir schon den heutigen Zorn verzeihen; er ist ja, so wahr Gott heilig, nicht gegen dich gerichtet, nein, du hast's abgebüßt, nur gegen den da ...." Erregung erstickte seine Stimme; Awdotja aber küßte ihren Mann, den sie nie so weich reden gehört, inbrünstig auf die Schulter und sich am Rande des Bettes auf

die Kniee niederlassend, stöhnte sie wie damals, als er zum erstenmale in die Hütte getreten nach zweijähriger Abwesenheit: „Verzeih' du mir armen Sünderin!"

Als sie am andern Morgen aus der Kammer trat, war sie ganz überrascht, Wasja bei der Bank am Fenster sitzen zu sehen.

„Was machst du denn da?" fragte sie und rieb sich den Schlaf aus den Augen.

„Schau her, wie viel Schnee gefallen ist," zeigte Wasja hinaus und dachte dabei an die Schwierigkeiten, die ihm der hochliegende Schnee beim Gehen bereiten würde.

„Mütterchen," sagte er nach einer kleinen Weile, „ich gehe heute an den Fluß, wann er geheiligt wird."

„Was willst du denn dort machen?" fragte Awdotja zerstreut, auf dem Wege in den Stall, um die Kühe zu füttern.

„Nichts — so!" meinte Wasja gleichmütig, „ansehen will ich mir's."

„Erfrierst ja, Kindchen," antwortete Awdotja leichthin, fand es aber nicht für notwendig, ihm den Ausgang zu verbieten, da sie aus Erfahrung wußte, daß er auf halbem Wege umkehren würde. Sie hielt sich auch nicht länger mehr in der Stube auf, sondern verließ dieselbe, ohne sich noch einmal nach dem Knaben umzusehen, der, als die Thür hinter ihr zufiel, behende von der Bank sprang, aus der Tischlade ein abgeschnittenes Stück Schwarzbrot nahm und dasselbe zwischen die Bluse und seine nackte Brust

schob; darauf ergriff er seinen Pelz, seine Mütze, bekreuzigte sich dreimal vor dem Heiligenbilde und stahl sich auf den Zehen zum Hause hinaus.

Das Wetter hatte sich nicht viel seit dem gestrigen Abend verändert, und wenn auch weniger Schnee fiel, so war der Himmel doch ebenso grau, der Sturm ebenso stark und die Luft ebenso eisig, sodaß der Knabe seine ganze Willenskraft zusammennehmen mußte, um weiter zu schreiten; nur mit Mühe konnte er seine ohnehin schweren Stiefel bei jedem Schritt, den er that, aus dem tiefen Schnee ziehen.

Trotzdem es früher Morgen war, trieben sich schon viele Frauen und Männer in den Gehöften herum; die Feier des heutigen Tages hatte sie alle noch zeitiger von ihrem Lager aufgescheucht. Die Weiber gingen mit Eimern und Trögen von der Hütte zum Stall, die Männer spülten sich auf dem Flur Gesicht und Hände mit dem kalten Wasser ab, das sie aus einer blechernen Kelle in großen Zügen einschlürften. Andre hielten schon weiter und spannten bereits die kleinen stämmigen Pferde vor die niederen Holzschlitten. Einzelne verschlafene blonde Kindergesichter drückten ihre Nasen an den Fensterscheiben platt, größere Knaben hingegen halfen beim Anspannen, legten frische Streu in den Schlitten oder brachen einzelne vom vorspringenden Dach niederhängende Eiszapfen, in die sie wie in Zuckerwerk hineinbissen. Wasja wagte nur einen flüchtigen Blick in die Gehöfte zu werfen; er fürchtete von irgend jemand aufgehalten, befragt oder ausgelacht zu werden; auch

wollte er nicht, daß seine Mutter vorzeitig von seinem Vorhaben erführe; so eilte er denn, so schnell wie ihn seine schwachen Füße tragen konnten, an den Hütten vorbei, den Kopf gesenkt, ihn nur hie und da wieder erhebend, um die Entfernung von der Mühle zu berechnen, die — wie es ihm schien — noch immer in weiter, weiter Ferne vor ihm lag. Ob er wohl schon einen weiten Weg zurückgelegt hatte? Er fühlte sich ermüdet, als wäre er seit Stunden unterwegs, auch verspürte er eine Regung von Hunger, hervorgerufen durch die ungewohnte Kälte der schneeigen Morgenluft. Er blieb schweratmend stehen und suchte das Stück Brot hervor, das er gierig anbiß. Da ertönten die Kirchturmglocken, und er blickte empor, während ein starker Windstoß den Schnee aufwirbelte, so daß er die Augen schließen und seine Mütze halten mußte. Eine Schar übermütiger Knaben lief gerade schreiend und jauchzend an ihm vorbei; der letzte der Burschen gab ihm einen Stoß, daß er in den Schnee fiel, und rief dabei spöttisch: „Na, lauf zu, Wasja, sonst versäumst du die Prozession!" Wasja richtete sich mühsam empor; die Bubenschar hatte sich entfernt, das Brot war in einen Graben gefallen, und die Mütze vom Winde weit zurückgeweht. Thränen des Zornes traten Wasja in die Augen, als er barhäuptig, mit flatternden Haaren umkehren mußte, seine Mütze zu holen, während das Glockengeläute immer lauter, immer dringender wurde, ihn daran mahnend, daß er eilen müsse, wenn er zur rechten Zeit zum Fluß gelangen wolle.

Bimm — bamm — bumm ... Bimm — bamm — bumm läuteten die Glocken, und der Wind blies immer heftiger, und des Knaben Schritte wurden immer schwerer, seine Lippen immer blauer, seine Atemzüge immer keuchender. Einigemal kam ihm der Gedanke, umzukehren; doch immer wieder tauchte das Bild seiner unglücklichen Mutter, seines hilflosen Großvaters vor seinen Augen auf, unwillkürlich mußte er an seine eigne und der Mutter Zukunft denken, und so raffte er sich denn stets wieder auf und machte tapfer einige Schritte weiter. Das Geläute hatte aufgehört, ein Beweis, daß der Geistliche bereits am Flusse angelangt und daß die Feier begonnen. Ja, Wasja konnte schon die Menschenmenge unterscheiden, die sich dort versammelt, und ängstlich fragte er sich, wie er eine Stelle finden würde, wo er ungestört sein Vorhaben ausführen könne. Wie ihm jetzt vor dem kalten Wasser bangte! Er wagte gar nicht an den Augenblick zu denken, wo er den Pelz, die Bluse, alles würde ablegen müssen, um hineinzusteigen in den geheiligten Fluß.

„Ach mein Gott, ach mein Gott!" stöhnte er und bekreuzigte sich, indem er einen hilfeflehenden Blick zum Himmel warf.

„Wohin des Wegs?" hörte er plötzlich eine Stimme hinter sich; er blieb stehen und wendete sich um: es war Spiridon, der, die Hände tief in die Taschen seines Pelzes versenkend, ruhigen, gleichmäßigen Schrittes daherkam. Er hatte mit seinen scharfen Augen den Knaben von weitem an seiner kleinen Gestalt und

seinem schleppenden Gang erkannt; eine Ahnung stieg in ihm auf, daß der Schwächling sich nicht umsonst und nicht zufällig so weit vom Hause entfernt, und er fragte weiter:

„Gehst du zum Fluß?"

Der Knabe, dessen Lippen sich vor Kälte kaum noch bewegen konnten, nickte bloß stumm und blieb stehen.

„Bist ja ganz blau," bemerkte Spiridon und zog eine Flasche aus dem Pelz hervor, „setz' an, das wird dich wärmen und dir Mut geben."

Wasja that ein paar kräftige Züge.

„Das brennt wie Feuer," rief fast erschrocken der Junge, der zum erstenmal einen Tropfen Branntwein gekostet.

„Thut nichts," beruhigte Spiridon, „bist ja kein Wickelkind. Nun lauf' aber rasch, sonst kommst du zu spät; halte dich immer rechts ab von der Mühle, da wirst du Stellen finden, die ausgehackt sind, wo niemand badet und wo dich dein Vater nicht trifft."

Spiridon ließ den Knaben stehen und verfolgte seinen Weg weiter, während letzterer die angegebene Richtung einschlug. Nur noch wenige Minuten, und er mußte bei seinem Ziele anlangen. Neuer Mut und frische Hoffnung beseelten ihn; vergessen war die Angst vor dem Wasser, vor der Kälte, ja er spürte diese kaum mehr. Sein Blut kreiste rasch in den Adern, die Pulse flogen, und so warm wurde ihm, daß er den Pelz aufschlug und seine Brust dem kalten Winde aussetzte. Nie fiel ihm das Gehen so leicht; ihm schien

es, als flöge er und als hielte ihn nur noch sein schwerer Kopf auf der Erde zurück. Jetzt war er auch schon beim Flußufer; er konnte den Popen unterscheiden, viele Männer und einige Schlitten. Der Wind trug ihm einzelne Worte der Litanei zu, die der Diakon sprach. „Gott erbarme dich, Gott erbarme dich," hörte Wasja, bekreuzigte sich und lief am Ufer entlang; der Fluß jedoch war zugefroren, so daß er nur eine endlose Schneefläche vor sich sah; er lief immer weiter, bis er einige große Eisblöcke erblickte.

„Hier muß eine Stelle sein," seufzte er erleichtert auf, denn schon begannen ihn seine Kräfte zu verlassen. Ganz eisfrei war die Stelle freilich auch nicht, doch fiel es ihm nicht schwer, mit seinem Absatz die dünne Kruste zu durchbrechen, welche sich über Nacht in dem kleinen ausgehackten Bassin gebildet hatte. Jetzt galt es, sich zu entkleiden und hineinzusteigen. Ob das Wasser auch tief genug? — Wasja blickte sich um. „Gleich, gleich," murmelte er, als ob er zu jemand spräche und ihn beruhigen wolle. Er dachte an seine Mutter: „Gleich, gleich," sagte er ihr im Geiste, „noch ein Weilchen, und ich bin stark, und ich bin groß, und du bist frei von Sünde, gleich, gleich."

In fieberhafter Eile warf er seinen Pelz ab. Wie schaurig auch der Wind blies, der Himmel war doch etwas heller geworden. Der Knabe setzte sich auf den Pelz und zog seine Stiefel von den erstarrten, angeschwollenen Füßen; kaum fühlte er den beißenden Schmerz. „Gleich, gleich," murmelte er mechanisch immer wieder. Ob Mütterchen ihn erwartete? Jetzt

war sie vielleicht besorgt, aber dann — diese Freude! Sie wird ihm doch nicht nachgegangen sein? Er sah sich um nach allen Seiten, indem er den Gürtel seiner Bluse löste.

Nein, sie war ihm nicht nachgegangen, die schöne Awdotja; sie kniete betend auf dem Flur, wie die Popenfrau ihr geraten und schlug viele große Kreuze, die sie mit flehenden Worten begleitete. Das waren nicht die Litaneien, die sie sonst immer auf den harten Steinen der Dorfkirche gemurmelt und die sie von der Mutter und dem Popen gelernt, denn die standen in keinem Gebetbuch; das waren überhaupt keine vorgeschriebenen Gebete, sondern aus tiefem Herzen quellende, gestammelte Bitten; das war ein heißes Flehen, mit der Hoffnung auf Erhörung zum Himmel gesandt, der sich zu dieser Stunde öffnen sollte; heute mußten ja ihre Worte wie durch ein erschlossenes Wolkenthor zu Gott dringen, der am Jordanfest selbst mit den allergrößten Sündern Erbarmen hat.

„Ach, du mein himmlischer Zar, ach, du barmherziges Gottchen, verzeih' du der armen Sünderin, nimm ihr die Schuld von der Seele, verfolge nicht ihren kleinen Sohn, ihren kleinen, unverständigen; erbarme dich seiner und strafe mich Schuldige, mich Verfluchte!" So betete Awdotja, während der Wind die Wolken über ihrem Haupte lichtete.

„Gott im Himmel, erbarme dich meiner, nimm die Sünde von meiner Mutter, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!" bekreuzigte sich seinerseits Wasja, dessen schwächlicher, kleiner Körper

vor Frost zitterte und der kaum die Kraft hatte, sich noch auf den Füßen zu halten; er näherte sich dem Wasser und ließ sich auf die Kniee vor demselben nieder.

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes,“ wiederholte er mehr mit den Lippen, als mit der Stimme, und blickte zum Himmel empor. Die Wolken hatten sich zerteilt und umrahmten einen kleinen blauen Kreis. Der Knabe beugte nun seinen Kopf hinab, als wollte er die Tiefe des Wassers ermessen, das die plötzlich sichtbar gewordene Bläue des Himmels wiederspiegelte.

„Wie schön der Himmel ist!“ dachte er und stützte sich mit den erstarrten Händen auf die Eisfläche, um sich zu erheben. „Im Namen des Vaters, des . . . .“ Aber nur ein schriller Schrei vollendete das Gebet, und ein unverhältnismäßig großer Kopf zog einen kleinen, schwächlichen Körper nach sich in den geheiligten Fluß, den schwimmenden Himmel, unter die dichte Eisscholle . . . . . .

Lange, lange betete Awdotja auf dem Flur, und immer stiller, immer ruhiger wurde es in ihr. Ein Gefühl des Friedens überkam sie, und:

„Ich wußte ja, du Allbarmherziger, daß du mich erhören würdest, der Himmel hat sich geöffnet!“ jubelte sie auf, als die Wolken sich zerteilten und einen kleinen, blauen Kreis umrahmten. — —

Es war spät um die Mittagszeit; Awdotja wartete mit Ungeduld auf ihren Mann; auch fiel es ihr auf, daß Wasja nicht wie gewöhnlich auf der Ofenbank hockte. Sollte er wirklich bis zum Flusse gelangt sein?

Sie stellte sich ans Fenster und blickte auf die Dorfstraße hinaus. Viele der Bauern kehrten schon heim, Frauen gingen ihnen entgegen, und die Kinder lärmten und schrieen, als wollten sie teilnehmen an der festtägigen Stimmung. Auch einige Schlitten kamen mit lautem, fröhlichem Geläute angefahren; und dort ganz am Ende des Dorfes schien eine Gruppe von Menschen versammelt zu sein. Ein Schlitten kam langsam, ganz langsam die Straße herunter, und die Menschenmenge wurde immer größer und umgab immer dichter das Gefährt. Awdotja trat aus dem Hause und stellte sich vors Thor. Es ängstigte sie, daß Wasja noch immer nicht heimgekehrt, und sie hoffte ihn unter den Leuten zu erblicken; doch immer langsamer fuhr der Schlitten, immer stiller wurde der Haufen, und ein herzbeklemmendes Gefühl überkam sie. Sie hielt die Hände wie einen Schirm vor die Augen, denn die Sonne blendete sie derart, daß sie niemand unterscheiden konnte. Jetzt sah sie im Schlitten Spiridon sitzen. Das Pferd lenkte ein Bauer aus dem nächsten Dorfe; die beiden Männer schienen eifrig zu erzählen, während die Leute rund herum atemlos lauschten. Als Spiridion die Frau erblickte, sprang er aus dem Schlitten, eilte auf sie zu und machte dem Pferdelenker ein Zeichen, noch langsamer zu fahren. Awdotja hatte dies alles genau gesehen, und instinktiv fühlend, daß etwas vorgefallen sein mußte, was sie persönlich betraf, stürzte sie Spiridon entgegen.

„Was ist geschehen?“ fragte sie atemlos.

Spiridon kratzte sich am Genick und antwortete ausweichend:

„Es wäre besser, du gingst in die Hütte . . . gräme dich aber nicht . . .“

„Ja, was ist denn geschehen?“ wiederholte nochmals Awdotja und lief, ohne eine Antwort abzuwarten, auf den Schlitten zu. Niemand stellte sich ihr in den Weg. Es war eine Art von Neugierde über die Leute gekommen, und jeder blickte gespannt dem Augenblick entgegen, an dem Awdotja die Thatsache erfahren würde. Es war dies nicht gerade Herzlosigkeit, aber ein jedes Ereignis, ob freudiger oder trauriger Art, unterbrach das trostlose Einerlei des endlosen Winters und gab Stoff zu neuen Gesprächen und Klatschereien am Brunnen und in der Schenke.

Awdotja hatte sich über den Schlitten gebeugt. Ein formloses, in eine härene Decke eingehülltes Ding lag auf der Streu. Sie schlug das Tuch auseinander, und ein nackter, mit blauen Flecken bedeckter kleiner Körper bot sich ihrem Anblick.

„Wasja, mein Kind!“ schrie sie auf und fiel, wie sie dastand, bewußtlos in den Schlitten, mit dem Kopfe über das Kind. Jetzt, wo die Neugierde befriedigt war und die Erwartung eines aufregenden Schauspiels sich erfüllt hatte, regte sich auch wieder — besonders in den Weibern — das Mitleid. Einige trugen Awdotja in die Hütte, rieben ihre Schläfen mit Schnee und legten sie aufs Bett. Andre begannen den Knaben zu waschen und anzukleiden.

Auch ein paar Männer standen barhäuptig in der Stube und wechselten flüsternd einige Worte.

Vom Ofen blickte das runzelige, zahnlose Gesicht des alten Radion grinsend herab auf die düstere Scene. Er lauschte den abgerissenen Sätzen mit wackelndem Kopfe. „Ja, ja, so hatte es kommen müssen!“ schien er sagen zu wollen, aber er schwieg und grinste. Alle warteten auf Archip, der noch auf dem Flusse war und den man hatte holen lassen. Was wohl Archip sagen wird?

Awdotja, die zu sich gekommen, trat nun in die Stube und gerade auf den Knaben zu, der bereits auf dem Tische aufgebahrt lag. Thränenlos saß sie da und bekreuzigte nur immer abwechselnd sich und das tote Kind, während die Weiber um dieses beschäftigt waren.

„Wo habt ihr ihn gefunden?“ fragte sie endlich tonlos und ohne aufzublicken. Der Bauer, der das Pferd gelenkt, antwortete, nachdem er ein paarmal gehüstelt:

„Ja, ich wollte, nachdem ich untergetaucht war, nach Hause fahren und sagte zu Spiridon: Bruder, komm mit, ich setz' dich ab vor deiner Hütte. Wie wir aber im Schlitten sind, da sagt Spiridon zu mir: Bruder, du könntest den Fluß rechts ab fahren, ich hab' dort, sagt er, Eis ausgehauen vor ein paar Tagen; möcht' wissen, ob man's nicht weggeführt hat. Gut, sag' ich. Wie wir aber zu den Eisblöcken kommen, da sehen wir Kleider liegen, und wie wir aus dem Schlitten steigen und näher treten, da ragen

aus dem Wasser zwei Füße heraus. Da sagt Spiridon wie zu sich selbst: na, der hat auch die Sünde seiner Mutter im Wasser lassen wollen. Und wir ziehen nun aus Leibeskräften an den Beinen, aber der Kopf war wohl festgeklammert zwischen zwei Eisschollen, denn es dauerte lange, ehe wir ihn herausbrachten." Awdotja hörte kaum noch die letzten Worte, sie warf sich mehr schreiend, als weinend über den Leichnam des Kindes und rief ohne aufzuhören:

„Warum bist du fortgegangen und hast mich allein gelassen, so ganz allein und verlassen? Wen hab' ich nun auf der weiten Welt? Ach du unverständiges Kind, hättest du mich doch mit dir genommen auf die weite Reise, die endlose!" So jammerte Awdotja laut und herzzerreißend, daß ihr Geschrei auf der Straße gehört werden konnte und alle rings herum scheu und betreten sich an die Wand drückten.

Da, mitten in dem Gejammer wurde die Thüre aufgerissen, und Archip trat herein, mit verstörtem Gesicht und aufgerissenem Pelz. Er blieb einen Augenblick zögernd stehen, dann trat er auf Awdotja zu, die, sowie sie ihn erblickte, seine Füße umklammerte.

„Schlag mich tot, schlag mich tot," wiederholte sie wie im Wahnsinn. „Seht, gute Leute," wendete sie sich an die Umstehenden, „wenn er mich totschlägt, so findet er eine bessere, eine treuere Frau als mich, denn ich bin unehrlich gewesen und bin verflucht; ich aber finde kein Kind mehr; mein Kind ist tot, tot,

tot! Und ich bin allein auf der Welt, allein und verlassen."

Die letzten Worte hatten sich in einem Gestöhne und Gewimmer verloren, und keine andre Kraft schien dem unglückseligen Weibe übrig geblieben zu sein, als die: stille, heiße Thränen zu vergießen.

Archip schöpfte einigemal tief Atem und fuhr sich mit der Hand über die blasse Stirn, dann hub er an:

„Gute Leute, seit zwölf Jahren ist mir Awdotja ein gehorsames, treues Weib; das sage ich euch, und das könnt ihr der ganzen Welt sagen. Hat sie mir vor Jahren auch ein Leid zugefügt, so hat Gott sie heute genug bestraft. Nicht uns, nicht mir ziemt es zu richten, wo Gott gerichtet!"

Alle hörten stumm, fast ehrerbietig zu, nur Awdotja weinte noch lauter.

„Weine nicht, Awdotjuschka," wendete sich nun Archip milde an seine Frau, „dein Sohn hatte deine Sünde auf sich genommen, und Gott richtet kein unmündiges Kind. Verzeih' mir, wenn ich hart war gegen dich diese zwölf Jahre hindurch! Ja, ich will, daß all' diese guten Leute hier es hören: du hast mir zu verzeihen, nicht ich dir; denn du hast abgebüßt alle Sünde, und er hat sie mit hinaufgenommen vor Gott; verlierst du auch dein Kind, Awdotja, so gewinnst du doch deinen Mann wieder."

Awdotja haschte nach seiner Hand, um sie mit Thränen und Küssen zu bedecken; Archip aber ließ sich neben ihr vor dem Heiligenbild nieder und betete laut, während alle Anwesenden große Kreuze schlugen:

„Verzeih' und segne uns, heiliger Gottessohn!"

Die Sonne schien grell in die von Menschen überfüllte Stube und leuchtete warm auf des toten Knaben bleiches Antlitz, dessen Lippen fast zu lächeln schienen. Er war eine fremde, ihm unbekannte Sünde zu tilgen gegangen und hatte im Tode erreicht, was kein Gebet bei Lebzeiten hätte bewirken können: den Hausfrieden seiner Mutter.

War es doch nicht die verjährte Schuld an sich, welche die Verständigung zwischen den Gatten erschwerte, sondern er selbst: der die Schuld immer vergegenwärtigende, lebendige Vorwurf.

Die Bauern blickten ernsthaft und überlegen von der Leiche auf das knieende Paar, als verstünden sie den Zusammenhang; der alte Radion aber auf dem Ofen wackelte immer mit dem Kopfe, als ob er sagen wollte:

„Ja, so hat es kommen müssen, ich hab's gesagt: Gott wird richten!" .....

Ungleiche Waffen.

Pariser Sittenbild.

„Es ist ja schon halb sieben, wie wär's, wenn wir uns drückten?" Mit diesen Worten wandte sich ein junger eleganter Mann mit blondem, aufgebürstetem Schnurrbart an seinen Nachbarn, der, nachlässig in einem Sessel zurückgelehnt, mit einer silbernen Bleifeder flüchtige Notizen auf eine Karte warf.

„Gehen wir!" erwiderte der Angesprochene, „es übersteigt selbst meine Genußfähigkeit, mich während voller drei Stunden ununterbrochen ansingen und andeklamieren zu lassen. Allons!"

Doch die beiden waren kaum aufgestanden, als auch schon die Klänge eines Rubinsteinschen Duetts ertönten. Die beiden Freunde sahen sich lächelnd an.

„Kein Entkommen," sagte der eine.

„Résignons nous!" bemerkte der zweite, und sie ließen sich auf ihre Plätze zurückfallen.

Im nächsten Augenblick trat auch schon die Hausfrau auf sie zu und flüsterte mit dem liebenswürdigsten

Lächeln, dessen ihr nicht mehr junges, sorgenvolles Gesicht fähig war: „Aber Sie denken doch nicht schon an den Aufbruch? Herr Delsart von der Oper hat sein Violoncell mitgebracht. Sein Vortrag ist der Glanzpunkt unsrer Matinee. Sie dürfen nicht fort, ohne ihn gehört zu haben.“

Die Herren verneigten sich zustimmend, und die Hausfrau fuhr fort:

„Sie wissen doch, daß die Jury des ‚Salon‘ zwei Bilder meines Mannes angenommen hat. Hoffentlich werden dieselben gut placiert! Nicht wahr, Sie sehen sich die Bilder, wenn sie eintreffen, noch einmal an?“ wendete sie sich nun speciell an den Herrn mit der silbernen Bleifeder, der Journalist war.

„Gewiß, gewiß!“ versicherte sie der Herr; doch schon war sie mit einem flüchtigen „Vielen Dank, verehrter Freund,“ und „Verzeihen Sie, mein Herr,“ auf eine andre Gruppe zugeeilt, wahrscheinlich gleichfalls, um einen Fluchtversuch zu vereiteln.

„Das ist eine recht unglückliche Frau,“ bemerkte der Journalist, als er sah, wie lachlustig der Mund seines Freundes zuckte.

„Unglücklich in der Ehe?“ fragte dieser.

„Unglücklich im ganzen Leben,“ antwortete der Journalist, vielleicht ernster als er beabsichtigte.

„Hat sie ein Vermögen verloren?“

„Nein, denn sie hat nie eins besessen. Wohl aber wird sie täglich an Hoffnungen und Aussichten ärmer.“

„Ist sie ehrgeizig?“

„Jedenfalls war sie es, nun ist sie es bloß dem Anschein nach.“

„Was strebt sie denn an?“

„Vielleicht ein bißchen Ruhm für ihren Mann, gewiß aber ein halbwegs sorgenfreies Dasein für sich und ihre Kinder.“

„Und was thut der Mann?“

„Sie sehen ja, er malt!“ antwortete der Journalist und deutete auf die verschiedenen Bilder, Skizzen und Zeichnungen, die auf kleinen und großen Staffeleien, an den Wänden und in den Ecken des geräumigen, schönen Ateliers angebracht waren; selbst auf dem Klavier, vor welches sich nun ein junger Pianist gesetzt hatte, stand ein kleines Bild: das Portrait der Hausfrau.

Der junge Mann blickte sich nur flüchtig um. „Hat er Talent?“ fragte er dann, sich mehr auf den Ausspruch seines Freundes, als auf sein eigenes Urteil verlassend.

Der Journalist zuckte die Achseln und antwortete gedehnt:

„Wie man's nimmt! für einen Dilettanten zu viel, für einen Künstler zu wenig. Ich habe ja oft ganz artige, niedliche Bildchen von ihm gesehen, etwa im Genre von Bouguereau, nur etwas keuscher. Wie Sie sehen, kann man jedes junge Mädchen getrost hierher führen, es braucht nicht zu erröten oder sich abzuwenden; ja mehr noch, manches Bild von ihm wird einer jungen Dame als Neujahrsgeschenk dargebracht und hängt dann über deren Bett oder Toilettentisch.“

Der junge Mann lachte leise auf.

„Wer kauft ihm denn die Bilder ab?“ fragte er weiter, da er sich nun für die Auskünfte zu interessieren begann.

„Wer? Seine Mäcene, alte und junge, meist aber junge, etwa in Ihrem Alter. Leute, die eingeladen werden und sich dann für das Vergnügen, Herrn Delsart oder Fräulein Deschanesl von der Oper im intimeren Kreis gehört zu haben, durch den Ankauf eines Bildes revanchieren müssen. Der Preis schwankt je nach dem Ansehen der Person und der Größe des Bildes zwischen zweihundert und zweitausend Frank.“

„Und das genügt, um die Kosten eines solchen Ateliers zu bestreiten?“ rief der junge Mann überrascht aus.

„Wer sagt Ihnen denn, daß es genügt?“ gab der Journalist zur Antwort. „Sehen Sie, lieber Freund, wir Journalisten kommen zufolge unsrer Stellung oft in intime Beziehungen zu gar manchen Menschen und erhalten einen tieferen Einblick in problematische Verhältnisse, deren Rätsel nie durch strenge, mathematische Berechnungen, sondern stets nur mit Hilfe der Wahrscheinlichkeitstheorie zu lösen sind.“

„Und wie dürfte die wahrscheinliche Lösung dieses Rätsels lauten?“ fragte der junge Mann.

Der Journalist zuckte die Achseln.

„Das hängt von der Geduld und Gutmütigkeit der Gläubiger, sowie von der Zahl der rekrutierten Mäcene ab.“

„Der rekrutierten Mäcene?“ wiederholte der junge Mann.

„Ja, so sonderbar das klingen mag: auch Sie gehören bereits zu den Rekrutierten! Sie glauben es kaum, wieviel Elend diese schweren, persischen Stoffe verdecken, wieviel Angst und Sorge um die Zukunft in dem liebenswürdigen Lächeln unsrer Hausfrau steckt, die jetzt durch gesellschaftliche Beziehungen das zu erreichen hofft, was sie früher allein von dem Talente ihres Mannes erwartet.“

„Und was sagt der Mann zu alledem?“

„Der Mann? Sehen Sie ihn nur an . . . Doch Vorsicht, er scheint zu merken, daß wir von ihm sprechen . . .“ Und der Journalist deutete auf den Hausherrn, der, über die Stuhllehne einer pikanten Dame gebeugt, mit müdem, erzwungenem Lächeln einige höfliche Phrasen abhaspelte.

Manchmal streifte sein Blick die beiden Herren, und es war, als ahnte er, worüber sie sich so lebhaft unterhielten. Eine gewisse Gereiztheit bemächtigte sich seiner, als er die Blicke der beiden auf sich haften sah. Seine schmalen, schwarzen Augenbrauen zogen sich wie in nervösem Schmerz zusammen, und die lange, hagere Hand nestelte unruhig an der lose gebundenen Lavallièrekrawatte, die malerisch unter dem breiten, weißen Umschlagekragen heraus auf den braunen Samt des kurzen Jacketts fiel.

In diesem Augenblick erschallte verzücktes Bravorufen und Händeklatschen. Die letzte Nummer des Programms war eben erledigt worden.

Der Maler benutzte die allgemeine Bewegung, um sich seiner Frau zu nähern.

„Wer ist der junge Mann neben Parsis?“ fragte er leise.

„Neben Parsis? Warte einen Moment — er heißt — de Blois, de Brois — — ich habe den Namen nicht recht verstanden. Parsis stellte ihn mir heute vor. Er soll sehr reich und kunstliebend sein, mehr weiß ich nicht von ihm.“

„Er mißfällt mir,“ sagte der Maler kurz.

„Warum denn?“

Es erfolgte keine Antwort, denn die Gäste umringten das Ehepaar, um sich zu verabschieden und für den erlittenen Genuß zu danken. Auch Parsis trat mit seinem Freunde auf die Hausfrau zu und drückte ihr herzlich die Hand.

„Mein Freund darf doch wiederkommen, gnädige Frau?“

Frau Halais blickte sich flüchtig nach ihrem Manne um; er stand mit dem Rücken gegen sie und schien in ein Gespräch vertieft.

„Gewiß,“ beeilte sie sich zu antworten. „Wir geben jeden Dienstag eine Matinee, Sie sollen uns stets willkommen sein; auch werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen die Bilder meines Mannes zu zeigen. Vergessen Sie ja nicht den ‚Salon‘,“ wendete sie sich gleich darauf an Parsis, als ihr Mann auf die Gruppe zutrat.

„Mein Mann — Herr de Blois!“ stellte sie vor.

„De Poix!“ verbesserte lächelnd der junge Mann, zog eine Visitenkarte aus der Rocktasche und überreichte sie mit einer leichten Verbeugung der Hausfrau.

Die Gäste verließen einer nach dem andern das Atelier. Frau Halais stand an der Portiere, sagte noch jedem einzelnen ein verbindliches Wort, reichte den jungen Leuten die behandschuhte Rechte und drückte einen Kuß auf die Stirn der jungen Mädchen, die mit einem „Auf Wiedersehen am nächsten Dienstag“ oder „Vielen Dank“ an ihr vorüberhuschten und dann lachend und plaudernd mit ihren Eltern oder Brüdern in der Entree verschwanden.

Halais war zurückgetreten ans Klavier und blätterte zerstreut in dem aufgeschlagenen Liederbuche. Er kannte die stets wiederkehrenden Phrasen seiner Gäste, die stets gleichlautenden Antworten seiner Frau; er ahnte auch die Bemerkungen hinter der Portiere und erriet den Grund der Ausgelassenheit in der Entree. Er selbst war ja bei solchen Matineen Gast in seinem eignen Hause, er selbst hatte ja das Bedürfnis, nach all dem Zwang wieder ein lautes, freies Wort zu sprechen, er selbst hätte gern wieder einmal fröhlich aufgelacht, aber die Sorgen lasteten schwer auf ihm.

Seine Frau trat näher. Sie legte schweigend die Visitenkarte des jungen de Poix auf das Klavier, zog vorsichtig die langen, schwedischen, oft geputzten Handschuhe aus und rollte sie mit ihren hageren, gelblichen Fingern sorglich ineinander, wobei der dünne Trauring bis an das erste Glied des Goldfingers herunterrutschte.

Der Maler blickte sich nicht um. Er sah seine Frau nicht, aber er fühlte ihre Nähe an den dumpfen, matten Schlägen seines Herzens. Gleich einer schweren Wolke verdüsterte sie stets die wenigen Augenblicke, in denen er sich kraft seiner Phantasie und seiner Kunst zum Licht emporschwang.

Der Diener löschte die Kerzen und Öllampen aus; nur eine kleine Petroleumlampe, die in der Nähe des Klaviers stand, ließ er brennen. Er rückte die Stühle zurecht, mehr zum Schein, als um Ordnung zu schaffen, dann räusperte er sich und trat vor Frau Halais.

„Ich wollte bitten ...“

„Ja, ja, ich weiß!“

Frau Halais griff in die Tasche ihres schwarzseidenen Kleides und holte ihr Portemonnaie hervor; ein Goldstück erglänzte zwischen den knöcherigen Fingern.

„Da ist Ihr Lohn für die vier Dienstage. Nächste Woche kommen Sie natürlich wieder um dieselbe Zeit. Ich bin mit Ihnen zufrieden.“

Der Diener verbeugte sich wie ein Kavalier und ließ das Goldstück scheinbar achtlos in die Westentasche gleiten.

„Merci, madame,“ sagte er leichthin, verbeugte sich wieder und verschwand.

Justine, das ‚Mädchen für alles‘, stieg geräuschvoll die kleine Wendeltreppe herunter, welche von der Privatwohnung des Malers ins Atelier führte. Die runde Haube mit den rückwärts gebundenen, breit-

gebügelten Bändern, die blendendweiße Schürze hoben sich scharf von den weichen, harmonischen Schattierungen der dunkelfarbigen Draperieen ab.

„Gnädige Frau, das Diner ist serviert," sagte das Mädchen.

Auch die Stimme klang hart und übermäßig laut in den dämmerhaft beleuchteten Raum hinein, der noch erfüllt zu sein schien von leisem Rascheln seidener Gewänder, geflüsterten Bemerkungen wohlerzogener Gäste und den weichen Klängen der Musik.

„Es ist gut, nehmen Sie die Lampe, Justine. Waren die Kinder artig?"

„Die armen Dinger, sie können das Diner kaum erwarten vor Hunger. Natürlich, es ist ja gleich halb acht."

„Die lieben Kinder; ich freue mich darauf, ihr munteres Geplauder zu hören — das erfrischt einen wieder!" sagte der Maler und stieg eilig die Wendeltreppe hinauf, welche in das kleine Speisezimmer führte, in dem die Familie sich stets versammelte und die Abende verbrachte.

Halais liebte die Kinder über alles; sie allein gaben ihm den Mut zu leben, die Möglichkeit, sich des Lebens manchmal zu freuen.

„Georges! Lilli!" rief er und breitete die Arme aus.

„Ach Papa, wie schön, daß du endlich kommst," sagte Lilli und erhob sich langsam, nicht nach Kinderart, von einem niederen Lehnstuhl, in dem sie regungslos gesessen. „Georges ist schon eingeschlafen; er war so müde, so hungrig."

„Du wohl auch, mein Liebling," sagte der Vater und streichelte zärtlich das braune Haar des zwölfjährigen Mädchens.

„Ja, ich auch — ein ganz klein wenig!"

Justine ging mit der brennenden Lampe geräuschvoll durch das Zimmer in die anstoßende kleine Küche.

„Wie war es heute im Konservatorium? Hast du vorspielen müssen?"

„Nein, Mama, wir haben Noten geschrieben, aber nächsten Dienstag spiele ich die Variationen von Mozart."

Frau Halais nickte flüchtig.

„Ja, ja, mein Kind, übe nur recht fleißig."

„Das möchte ich schon, aber da das Klavier unten steht, so kann ich ja nicht so oft spielen, als ich will, und dann — es ist manchmal auch grimmig kalt im Atelier!"

„Das Kind kann doch nicht in einem ungeheizten Raume Klavier spielen," bekräftigte Justine, die Lillis letzte Worte gehört hatte und eben die Suppenschüssel auf den Tisch stellte.

„Mischen Sie sich nicht in Dinge, die Sie nichts angehen, Justine," sagte Frau Halais gereizt, steckte die Serviette zwischen zwei Knöpfe ihrer Kleidertaille und nahm den Schöpflöffel zur Hand. — „Vorwärts, Georges, komm'!"

Der Maler hatte den Kleinen schon seit einigen Minuten vom harten Diwan aufgenommen und versuchte es, den schlaftrunkenen kleinen Mann auf die Füße zu stellen.

„Komm' essen, mein Junge," wiederholte er immer wieder.

„Will nicht, will nicht," erwiderte weinerlich der Kleine, sich unsicher auf den dünnen Beinchen haltend, — „will schlafen, schlaa—fen."

„Aber Kind, die Suppe steht auf dem Tisch . . ."

„Mag keine . . ." und das Köpfchen sank wieder zurück auf den Arm des Vaters.

Justine, die auf die Zurechtweisung ihrer Herrin bloß die Augen gen Himmel aufgeschlagen, packte jetzt Georges mit ihren kräftigen Armen an, setzte den Widerstrebenden auf seinen Stuhl zwischen Vater und Mutter und band ihm die Serviette vor.

„So, mein Junge, nun iß," sagte sie resolut, „bekommst auch nachher eine omelette soufflée."

Georges blinzelte aus den geschwollenen Augenlidern hervor.

„Omelette soufflée!" fragte er ungläubig, und ein seliges Lächeln verklärte seine Züge.

„Davon weiß ich nichts," sagte Frau Halais und reichte den gefüllten Suppenteller Justine, die ihn vor das Kind hinstellte.

„Na, die Kinder müssen doch auch etwas vom Dienstag haben," meinte Justine und wandte sich mit unerschütterlicher Ruhe der Thür zu.

Die Familie blieb allein um den runden Tisch. Der Maler war verstimmt; seine Frau blickte ihn manchmal von der Seite besorgt an, aber sie fürchtete jede Auseinandersetzung vor den Kindern, die oft Dinge zu hören bekamen, welche sie nur zu früh auf

den Ernst, die Misere des Lebens aufmerksam machten. Und doch konnte Frau Halais es nicht vermeiden, daß auch heute wieder ein unerquicklicher Mißton in das kurze Beisammensein klang.

„Diese Justine ist unverschämt!“ sagte Halais und spielte nervös mit Gabel und Messer. „Ich begreife nicht, daß du dir das gefallen läßt. Kündige ihr doch endlich!“

„Ich bin ihr seit drei Monaten den Lohn schuldig,“ sagte Frau Halais ganz leise.

Aber Lilli hatte es doch verstanden; mit dem Instinkte frühreifer Kinder wendete sie sich ab, als wollte sie nichts hören von dem, was ihre Eltern verhandelten; mit der Neugierde ihres Alters aber lauschte sie aufmerksam auf jedes noch so leise Wort.

„Du hast doch den Diener bezahlt!“

„Weil dies das Wichtigste war. Ich kann mich nicht der Möglichkeit aussetzen, nächsten Dienstag vergebens auf ihn zu warten.“

„Wozu brauchst du ihn überhaupt?“ fragte Halais ungeduldig.

„Wozu? Für deine Karriere!“

„Meine Karriere!“

Eine ätzende Bitterkeit lag in den zwei Worten.

Justine schnitt jede Entgegnung ab, indem sie eben eine kleine Hammelkeule hereintrug. Das frugale Mahl verlief, ohne daß ein heiteres Wort seitens der Kinder die peinliche Stille unterbrochen hätte. Lilli war nicht unbefangen genug, um aus eigner Initiative das Eis zu brechen, Georges zu schläfrig.

Nach dem Dessert wurden die Kinder von Frau Halais zu Bett geschickt.

„Löschen Sie dann die Kerze sofort aus und legen Sie sich auch schlafen.“

„Sparen Sie mit dem Petroleum,“ hieß das in Justines Übersetzung.

„Sowie ich in der Küche fertig bin,“ antwortete sie bestimmt und ging laut auftrappend aus dem Zimmer.

Frau Halais zuckte mit den Achseln und griff nach einem Nähkorb.

Der Maler zündete sich eine Cigarette an und ging mit kleinen, nervösen Schritten im Zimmer auf und ab.

Seine Karriere! Wie oft hatte er das Wort während seiner fünfzehnjährigen Ehe mit Klementine hören müssen. Er selbst hatte es ja anfänglich oft gebraucht, er selbst hatte ja auf dasselbe seine ganze Existenz, die Existenz einer Familie gegründet. Lag es an ihm, daß dieses Wort nichts gehalten von dem, was es versprochen? Sein Talent hatte ihm die Thüren des „Salon“, das Talent seiner Frau die der Salons geöffnet. Er war bekannt, zu bekannt, um berühmt zu werden.

Und doch träumte seine Frau von Ruhm, von Unsterblichkeit. Sie überzeugte sich bald, daß die künstlerisch veranlagte, aber nicht bedeutende Natur ihres Gatten, seine ansprechende, anmutige, aber durchaus nicht eigenartige Pinselführung einer großen Aufgabe nicht gewachsen waren. Sie wußte bald, daß

es für ihn keine Entwickelung mehr gab, daß sein Können auf dem bereits erlangten Grad der Technik stehen bleiben und daß somit er selbst, was den Klang seines Namens, den Preis seiner Bilder anbelangte, in einem Jahre um zehn zurückschreiten mußte. Als kluge Frau wollte sie ihn, ihre gemeinsame Existenz gesellschaftlich stützen. Man durfte den Namen Halais nicht vergessen. Derselbe mußte ab und zu genannt werden, sei es nun in der Besprechung von Bilderausstellungen dritten Ranges oder den Berichten über eine bei ihm abgehaltene Matinee.

Die ernste Kritik hatte ihn zwar längst abgethan, aber die Tagesblätter des leichtlebigen Paris sahen in ihm noch immer den ‚peintre bien connu‘ und erhielten seine Bilder auf der Höhe von zweihundert bis zweitausend Frank.

Freilich kosteten diese Preise die kluge Frau Halais mehr, als sie sich anfänglich eingestehen wollte. Sie konnte sich nicht entschließen, das prachtvolle Atelier in der Avenue de Villiers aufzugeben. Das Publikum des „Tout-Paris“ war ja zu sehr gewöhnt, dorthin zu wandern, mancher Künstler — sich dort zu produzieren. Man wechselt in Paris nicht gerne sein Heim, wenn man nicht auch zugleich den Kreis seiner Bekannten verändern will — und dieses durfte Frau Halais nicht, da sie ja auf dieses Stammpublikum angewiesen war, um die Bilder ihres Mannes zu verkaufen.

Die, welche die pekuniäre Lage des Ehepaares nicht kannten, spotteten über die Frau, deren rastlose

Sucht nach reichen Beziehungen sie nur übertriebenem Ehrgeiz oder einer lächerlichen Eitelkeit zuschrieben; die jedoch, welche einen geschärfteren Blick besaßen und den zur Schau getragenen Glanz durchschauten, machten sich über die Pracht des Ateliers, über den Lohndiener, der ihnen an den „Dienstagen" die Thüre öffnete, ja über die Matineen selbst lustig, die sie trotzdem regelmäßig und — gern besuchten.

Halais, der eigentlich eine stille, scheue Natur war und sich dem Willen der Frau oft mehr fügte als ratsam, war es zufrieden, daß er nie von ihr um Rat gefragt wurde, daß er thun und lassen konnte, was ihm beliebte, und daß seine Frau ihm die Sorge um den Bestand der Kasse abnahm. Er malte, sie verkaufte die Bilder, empfing und verwahrte das Geld. Er selbst hatte keine Bedürfnisse, aber er wunderte sich doch manchmal über das frugale Leben, das oben in der kleinen Wohnung geführt wurde, über die einfache Kleidung der Kinder, über die stete Ebbe im Portemonnaie seiner Frau.

Es war schon mehrmals vorgekommen, daß er diesem oder jenem Modell den Lohn schuldig bleiben mußte, oder daß er tagelang nicht arbeiten konnte, weil kein Geld im Hause war, um die Feuerung für das große, kalte Atelier zu bestreiten. Er rechnete dann wohl nach, was er in der letzten Zeit verdient hatte — es war oft eine ganz stattliche Summe. Wagte er es endlich, seiner Frau eine Bemerkung zu machen oder seine Verwunderung auszusprechen, so nahm sie ein kleines, graues Büchlein zur Hand, in

dem Zahlen an Zahlen gereiht waren, die den Maler von vornherein verwirrten.

Die Rechnung war klar!

„Das Atelier mit den drei kleinen Zimmern, Küche und Zubehör kostet 3600 Frank jährlich, das macht eine runde Summe von 300 Frank monatlich," sagte Frau Halais, auf die deutlich geschriebenen Zahlen weisend, „sage 300 Frank monatlich; unser Haushalt kostet uns, so sparsam ich auch bin, ebenfalls 300 Frank pro Monat, inklusive Wein, exklusive Feuerung und Beleuchtung, 150 Frank schlage ich mindestens auf Farben, Leinwand, Modelle . . . das ist, wie gesagt, sehr gering gerechnet. Der Lohn von Justine beträgt 50 Frank, dazu kommen der Lohn des Dieners, die Kleidung der Kinder, die unsrige, Steuern, unvorhergesehene Ausgaben — Summa Summarum 950 Frank monatlich. Was hast du in diesem Monat verkauft? Gar nichts! Was im vorigen? Zwei Bilder à 600 Frank, macht zusammen 1200 Frank für zwei Monate — ich bitte, rechne nach!"

Halais rechnete nicht nach. Ihn schreckte das Defizit.

„Es ist ja möglich, daß du im nächsten Monat zwei Bilder à 1000 Frank oder mehr verkaufst, aber darum wären wir nicht reicher. Es wäre nur das Defizit behoben und der laufende Monat knapp gedeckt."

„Ich sehe daraus nur, daß unsre Ausgaben zu groß sind und nicht im Verhältnis zu unsern Einnahmen stehen," bemerkte der Maler.

„In unsrem Fall speciell richten sich die Einnahmen

nach den Ausgaben," erwiderte Frau Halais und klappte das Buch zusammen.

„Wenn wir heute die Avenue de Villiers verlassen, um uns in irgend einer Seitengasse des Boulevard des Batignolles zu verlieren, so sind deine Bilder nicht mehr die Hälfte von dem jetzigen Preise wert. Die reichen Leute, welche wir durch unsre Matineen in unser Haus ziehen, hätten dann keine Veranlassung mehr, uns zu besuchen, der Verkehr würde somit allmählich abbrechen, das Interesse für dich und dein Talent absterben, und nach einem Jahre hieltest du dort, wo du vor zwanzig Jahren begonnen. Deiner Karriere, unsrer Existenz sind wir es schuldig, die äußeren Rücksichten zu wahren, an unsre geordneten Verhältnisse glauben zu lassen. Im Quartier des Batignolles würde man dir aus purem Mitleid 50 Frank schenken für ein Bild, das man jetzt mit 200 Frank mindestens kauft."

„Das wäre mir immer noch lieber, als 700 Frank Defizit zu haben!"

„So! Und die Kinder?"

„Was meinst du damit?"

„Daß du nicht das Recht hast, von vornherein die Existenz deiner Kinder zu untergraben und ihnen das Einzige zu nehmen, was wir ihnen zu bieten in der Lage sind — Beziehungen. War es nicht die Beziehung zu Delsart, welche mir eine Freistelle für Lilli im Konservatorium gewinnen half? Baue ich nicht auf den père Bachelot, um Georges im nächsten Jahr im Jesuitenkolleg unterzubringen? Je größer

die Kinder werden, desto mehr werden sie auf unsre Beziehungen angewiesen sein. Deine Karriere ist nur die Grundlage zu der deiner Kinder, aber diese Grundlage muß fest und unerschütterlich sein. Mit allen nur erdenkbaren Mitteln müssen wir uns auf der schwer erklommenen Höhe halten. Ein Fehltritt in gesellschaftlicher Beziehung, und wir stürzen in die Tiefe des Zigeunertums, aus der es keinen Aufschwung mehr giebt, und die einen Maler zur komischen Figur eines Rapin's stempelt!" —

Halais erinnerte sich an dieses Gespräch, als er mit kurzen, nervösen Schritten im Zimmer auf und ab ging. Die dünne Cigarette war an ihrem obersten Ende arg zugerichtet, der trockene Tabak fiel in leichten Stäubchen heraus und blieb an seinen Lippen kleben. Er spie ärgerlich aus und warf die Cigarette fort. Dann nahm er eine kleine Mappe, die auf einer Etagere lag, setzte sich mit derselben an den Tisch unter die Hängelampe und verglich prüfend die verschiedenen Skizzen.

Frau Halais saß ihm gegenüber, wortlos, scheinbar ganz in ihre Arbeit vertieft. Es war keine elegante Häkelarbeit, keine moderne Stickerei, es war ein gewöhnliches Flicken, Stopfen, Ausbessern. In regelmäßigen kurzen Pausen hob und senkte sich die schmale Hand; dann und wann griff sie nach der großen, blanken Schere, die mit dem ihr eigentümlichen, leisen Geräusch den Faden oder den Stoff durchschnitt, um gleich darauf klirrend auf den Tisch zurückzufallen.

Ein ganz leiser, unterdrückter Seufzer entrang

sich Frau Halais' Lippen; aber es war so still im Zimmer, daß er wie ein lautes Stöhnen an des Malers Ohr drang.

Er blickte auf. Seine Frau hatte die Arbeit nicht unterbrochen. Das Gesicht war unbeweglich auf das dunkle Tuchhöschen gerichtet, in welchem sich zwei kunstfertig eingesetzte große Flicken durch ihre frischen Farben grell vom übrigen, verwetzten Tuch abhoben.

„Georges braucht bald einen neuen Anzug," sagte sie.

„Geh doch morgen zur belle jardinière," erwiderte der Maler.

„Ich kann augenblicklich nicht über einen Sou verfügen," versetzte Frau Halais, indem sie das Höschen glättete. „Ich muß warten, bis wir wieder ein Bild verkauft haben. Aber an wen? Wer sollte jetzt an die Reihe kommen? Ja, richtig ..... Herr de Poix."

„Dieser de Poix ist mir im höchsten Grade unsympathisch," antwortete der Maler kurz.

„Das kann dich doch nicht hindern, ihm ein Bild zu verkaufen. Schade, daß wir noch nicht wissen, ob er Landschaften oder Genrebilder liebt."

„Er soll nur wählen: au choix! Wie in einem Bazar!" Der Maler lachte bitter auf.

Frau Halais blickte ihn verwundert an.

„Wirst du plötzlich ehrgeizig?" fragte sie gedehnt.

„Plötzlich ist reizend! Warum arbeite ich denn überhaupt?"

„Um Brot zu verdienen! Ehrgeiz ist etwas, was man sich nur erlauben darf, wenn man jung oder zum

mindesten reich ist. In deinen Jahren und deinen Verhältnissen ist Ehrgeiz ein Luxus."

Der Maler war bei den Worten seiner Frau sehr blaß geworden.

„Und wenn ich mir nun doch diesen Luxus gönnen würde?"

„So müßtest du ins Irrenhaus gesperrt werden!"

„Klementine!" Der Maler packte seine Frau beim Arm und drückte ihn so heftig, als wollte er ihn zerbrechen.

„Du bist, du bist —" ein böses Wort schwebte auf seinen Lippen.

Die großen, müden Augen seiner Frau blickten ihn voll an.

„Ich bin vor allem die Mutter deiner Kinder, und habe als solche die Verpflichtung, sie vor dem Elend zu schützen," sagte sie fest. „Ich begreife den Ehrgeiz, wie keine; ich selbst habe ihn in vollstem Maße empfunden, als ich das Größte für dich erstrebte. Aber der Ehrgeiz stirbt ab, wenn die Nahrungssorgen an uns herantreten; wenn die Jahre vergehen, mit ihnen die Schaffensfreudigkeit und mit ihr das Schaffensvermögen. Es ist eine schwere, traurige Stunde, die, in welcher man seinen letzten Hoffnungen die letzte Thräne nachweint und nichts mehr von der Zukunft verlangt, als das tägliche Brot! . . ."

Der Maler hatte den Arm seiner Frau losgelassen.

„Verzeih'," sagte er leise, als sie verstummte und die Hand an die glühende Stirn preßte. —

Ein heiterer Morgen folgte dem verstimmenden Abend. Die Sonnenstrahlen, welche sich durch die dünnen Gardinen siegreich Bahn brachen, beleuchteten das kleine Schlafzimmer bis in den verborgensten Winkel und woben einen Goldschein um das blonde Köpfchen von Georges, der in seinem langen Nachtkittel auf des Vaters Bett saß und sich damit amüsierte, den Papa beim Bart zu zupfen.

Halais lag, den Kopf tief in die Kissen vergraben, blinzelte den kleinen Burschen freundlich an und lauschte den rhythmisch markierten Skalen, die Lilli unten im Atelier spielte. Er fühlte sich fast behaglich.

Frau Halais steckte den Kopf zur Thür herein.

„Stehst du auf zum Frühstück oder soll ich dir deinen Kaffee ans Bett bringen?“ fragte sie.

Im Tone dieser Worte lag eine weit größere Herzlichkeit, als sie sonst zwischen den Gatten üblich war. Der Maler winkte seine Frau zu sich heran und ergriff ihre Hand.

„Du bist wirklich zu gut,“ sagte er; „an mir ist es doch eigentlich, früher aufzustehen und dich zu bedienen.“

Frau Halais errötete fast wie ein junges Mädchen, was ihre Züge ungemein verschönte.

„Darüber sind wir doch schon hinaus,“ sagte sie beinahe verlegen.

In dem nüchternen, der Sorge geweihten Leben blieb den Gatten wenig Zeit zu flüchtiger Liebeständelei. Wie zwei Kollegen arbeiteten sie einem

gemeinsamen Ziele entgegen. Ein galantes Wort wäre dem Maler seiner Frau gegenüber seltsam erschienen; er hatte über der männlichen Energie und Thatkraft, die sie entwickelte, ihr Geschlecht vergessen, wie sie es ja selbst verleugnete im rastlosen Kampfe ums Dasein. Erst als er am vorigen Abend in seiner Frau das Weib verletzte, erinnerte er sich, daß ein Weib vor ihm stehe, ein Weib, das ohne Murren und Klagen viele harte Jahre an seiner Seite verlebt, ein Weib, das mutig den Kampf mit dem Leben aufgenommen hatte, das selbst den Schein der Lächerlichkeit nicht gescheut, um ihr Haus vor dem Zusammensturz, vor dem Elend zu bewahren.

„Gieb der Mama einen Kuß," sagte Halais, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, die ihn selbst erfaßt hatte. „Und dann laßt mich einen Augenblick allein, damit ich mich rasch anziehen kann. Um neun Uhr kommt mein Modell. Nun heißt es arbeiten und viel, viel Geld verdienen."

Frau Halais führte Georges aus dem Zimmer. „Ein Goldjunge dieser Georges!" dachte Halais, „auch Klementine ist sehr nett, gar nicht so kalt, wie sie mir oft erschien . . . wie sie in ihrem Alter noch errötet . . . freilich, ich habe sie nicht sehr verwöhnt! Das brave, mutige Weib! Und Lilli . . . ein hübsches, verständiges Mädchen, so talentvoll . . . wie hübsch sie jetzt den Gradus ad parnassum spielt! Eine Etüde nach der andern, alle fehlerlos . . . bravo, bravo!!"

Halais nickte, als könnte Lilli die Zeichen seiner

Anerkennung sehen. „Bravo, vortrefflich!“ Er fing an, leise zu pfeifen und die Hauptmotive gefühlvoll zu begleiten.

Er war so heiter, wie er es seit lange nicht gewesen war. Eine Erklärung konnte er dafür nicht finden; aber bedarf es eines Anlasses bei einem Künstler, dem Stimmungsmenschen par excellence.

Als Halais um halb neun ins Atelier trat, um Stoffe für ein neues Modell, das er erwartete, und Farben für das Bild zu ordnen, überkam ihn wieder jener Ehrgeiz, gegen den seine Frau so sehr ankämpfte.

Er kannte den Vorwurf, den man gegen seine Bilder erhob: sie waren zu glatt, zu einförmig, zu schablonenhaft. Aus Furcht, keinen Käufer zu finden, vermied er es, in die Fußstapfen der Impressionisten zu treten, obwohl gerade diese Richtung seinem Talent am meisten entsprach. Wie im Leben, so war er auch in der Kunst Stimmungen unterworfen. Er hatte es satt bekommen, rosige Engelsgesichter, antik gekleidete Jungfrauen, Sonnen-Auf- und Untergänge, Mondscheinlandschaften 2c. zu malen. Es drängte ihn förmlich dazu, der neuesten Kunstrichtung zu folgen.

Seiner Frau hingegen war die neue Richtung in der Malerei ein Greuel, die Anarchie in der Kunst. „Großer Gott, wohin soll das führen?“ war ihr ständiger Ausruf, wenn das Gespräch auf die Naturalisten und Impressionisten kam. Wie im Leben, so liebte sie auch in der Kunst das Klare, Begrenzte und — Saubere. Ein Gedicht von Baudelaire, ein Bild von Manet waren ihrer innersten Natur gleich

zuwider. Sie haßte den Naturalismus in der Kunst wie einen Fleck auf den Sonntagskleidern ihrer Kinder.

Halais wartete ungeduldig auf das neue Modell, das ihm ein Freund zu schicken versprochen hatte, und das er für ein Bild benutzen wollte, welches er bacchante moderne zu nennen beabsichtigte.

Endlich läutete es, und herein trat eine kleine, hagere Person, sehr chic gekleidet, mit tiefliegenden, unheimlich lodernden Augen, mit über und über gepudertem Gesicht und karminroten Lippen.

Halais empfand eine gewisse Befangenheit dieser neuen Erscheinung gegenüber; sie stand auch in einem zu seltsamen Gegensatz zu den jungen braunen Italienerinnen und den schönen blonden Deutschen, welche er bisher in seinem Atelier gesehen und die es verschmäht hatten, ihre Körperformen, ihre Hautfarbe irgendwie künstlich zu heben.

Endlich wies er auf eine Waschtoilette, welche hinter einem Gobelinvorhang in einer Ecke des Ateliers stand, und sagte, indem er einen Kreis über das angepuderte Gesicht beschrieb:

„Ôtez vous tout çà."

Das Modell schüttelte lachend den Kopf.

„Plustôt sans chemise que sans poudre!"

Halais war nahe daran, die Person wegzuschicken, da kam ihm plötzlich die Idee, die „bacchante moderne" als eine Brasseriedame darzustellen, die auf einer Tischkante sitzend den letzten „Bock" leert, während sich das Frühlicht, welches durch ein Fenster dringt, mit dem schmutziggelben Schein der Gas-

flamme vereint und ihrem Gesicht jenes wüste Aussehen verleiht, das ihm bei so vielen Bildern des Salon der Impressionisten aufgefallen war.

„Wir können gleich anfangen," sagte er, und die Sitzung begann.

Der Maler war schon seit drei Stunden mit dem Modell im Atelier, als Frau Halais das Mädchen hinunterschickte, um zu fragen, ob ihr Mann unten oder in der Wohnung frühstücken wolle.

„Im Atelier," sagte der Maler kurz, ohne sich umzublicken.

„Aber ein bißchen rasch, ja? ich sterbe vor Hunger, und Monsieur ist nicht sehr amüsant!" sagte das Modell.

„Ich werde Ihnen das Frühstück bringen, sobald es fertig ist," erwiderte Justine gereizt. „Wir sind hier in keinem Hotel. Hat Mademoiselle sonst noch Wünsche?"

„Ja, meine Liebe, ich wünsche ein Karafon mit Cognak!" sagte das Modell und ließ sich von der Tischkante heruntergleiten.

„Monsieur trinkt keinen Cognak . . ."

„Aber ich, parbleu!" erwiderte das Modell.

Justine kehrte der anspruchsvollen Dame entsetzt den Rücken.

„Ist das Ihre Wirtschafterin?" fragte das Modell den Maler.

„Es ist unser Mädchen," antwortete Halais, und zu Justine gewendet: „Gehen Sie, gehen Sie!"

„So, so! Na, ich hätt' mir's denken können,

daß Sie verheiratet sind . . . Haben Sie eine Cigarette?"

„Nein, setzen Sie sich gefälligst wieder auf Ihren Platz und halten Sie sich noch ein wenig ruhig."

„Oh la la! . . . Hop!"

Das Modell saß wieder oben auf dem Tisch.

„Eine schreckliche Person," sagte Justine oben zu Frau Halais, die das letzte Restchen Cognak in ein Karafon goß. „Und häßlich! Wie man nur so etwas malen kann."

Halais war ganz in seine Arbeit vertieft und bemerkte es kaum, daß Justine nebenan auf dem Gueridon deckte und absichtlich mit den Tellern klapperte.

„Uff! Wie wär's, wenn wir frühstückten?" fragte das Modell und reckte sich.

„Ja, wenn Sie schon Appetit haben."

„Schon? Es ist gleich zwölf Uhr! Jetzt sitze ich bald drei Stunden, ohne mich zu rühren. Wenn Sie das mit allen so machen!"

Der Maler stand widerstrebend auf und ließ sich dem Modell gegenüber am Gueridon nieder.

In dem Augenblick wurde an der Ateliersthüre geläutet.

„Ich bin für niemand zu Hause," sagte Halais zu Justine, die im Vorsaal verschwand.

„Sie empfangen keinen Besuch, wenn Sie arbeiten?" fragte das Modell gedehnt.

„Ich möchte Herrn Halais unbedingt sprechen," ertönte eine Männerstimme, „es ist auch für ihn von einiger Wichtigkeit."

„Halt, die Stimme erkenne ich!“ rief das Modell. „Das ist ja Herr de Poix!“

Der Maler blickte verwundert auf. Herr de Poix! Was mochte ihn hierher getrieben haben?

Justine schob von außen die Portiere zurück.

„Herr de Poix wünscht Sie unbedingt zu sprechen.“

„Ich lasse bitten!“

Der Maler warf seine Serviette unmutig auf den Tisch und ging dem Besucher entgegen.

„Verzeihung, wenn ich störe,“ sagte de Poix und reichte dem Maler seine tadellos behandschuhte Rechte. „Ah, Mademoiselle Berthe? Wo habe ich doch zuletzt das Vergnügen gehabt, Sie zu treffen ... Bei Roll, nicht wahr? Aber ich sehe eben, Sie frühstücken, ich bitte, lassen Sie sich nicht stören, bitte, bitte, Herr Halais.“

Mademoiselle Berthe ließ sich auf ihren Platz nieder und schenkte sich Cognak ein. Halais wies dem jungen Manne einen altertümlich geschnitzten Armsessel an und setzte sich seinem Gaste gegenüber.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte er, und sein Gesicht nahm wieder jenen Ausdruck nervösen Unbehagens an, das ihn angesichts jeder neuen, unvorhergesehenen Lage erfaßte.

De Poix antwortete nicht sogleich. Er stellte seinen hohen Cylinder vorsichtig auf den Teppich, nahm seinen Stock mit dem goldenen Knopfe, in welchem eine kleine Uhr angebracht war, zwischen die Kniee und schlug mit einer leichten Bewegung den hellen Ueberzieher zurück. Seine Augen schweiften da-

bei wie prüfend durch den Raum und blieben längere Zeit an den verschiedenen Bildern hängen.

„Finden Sie nicht, daß es heute unverhältnismäßig warm ist?“ fragte er endlich.

„Ich weiß nicht, ich war noch nicht im Freien.“

„So? Merkwürdig! Um acht Uhr bin ich ins Bois geritten ... Der Pré Catelan bot einen reizenden Anblick! Schöne Equipagen, schöne Pferde, schöne Frauen ... Die Komtesse B. hatte ein Hütchen auf — die letzte Schöpfung der Virot — entzückend, sage ich Ihnen. Es erhob sich ein förmliches Beifallsgemurmel, als sie im Landauer an der Seite ihres Repoussoir, der Baronin X., angefahren kam.“

„Wirklich! Ich kenne übrigens die Komtesse B. nicht,“ sagte Halais und wollte hinzufügen: „weiß auch nicht recht, warum Sie mir Dinge erzählen, die mich nicht interessieren, sondern bloß aufhalten!“

„So! Merkwürdig! Alle Welt kennt die Komtesse B. Aber Sie werden sie schon kennen lernen; ich stelle Sie vor.“

„Zu gütig!“ Halais zog die Augenbrauen in die Höhe. Was sollte ihm das alles!

„Um halb zehn war ich bereits in der Salle d'Escrime. Fechten Sie?“

„Mit dem Pinsel,“ sagte Halais und blickte ungeduldig von seinem Gaste auf die Staffelei.

„Das eine steht dem andern nicht im Wege,“ warf de Poix ein, „ich kenne viele Ihrer Kollegen, die täglich fechten. Das stärkt die Nerven. Es ist sehr gesund.“

„Meine Zeit und mein Beruf erlauben mir nicht, eine Stunde zu verlieren,“ entgegnete der Maler scharf.

„Ihre Worte mahnen mich daran, daß ich selbst Ihre Zeit mehr als billig in Anspruch nehme,“ sagte de Poix mit einem leisen Lächeln. „Ich bitte Sie vielmals um Entschuldigung! Unsereins hat leider nur zu viel Zeit und verliert darüber den Begriff von ihrem Werte.“

„Die Stunde sechs Frank,“ ließ sich die Stimme von Mademoiselle Berthe vernehmen.

De Poix wandte sich um; auch der Maler warf einen Blick der Überraschung und des Unwillens auf das Modell.

Mademoiselle Berthe saß bequem zurückgelehnt, mit übereinander geschlagenen Beinen, in ihrem Stuhl, ihre Hand hielt den Karafon, welchen sie soeben vom Munde abgesetzt hatte. Die Augenlider waren gerötet, die Augen feucht und glänzend, und die geschminkten Lippen hatten da eine hellere Färbung, wo die ätzende Flüssigkeit sie berührt hatte.

„Der Cognak ist gut; das einzig Gute in der Baracke,“ sagte Mademoiselle Berthe liebenswürdig.

Halais stand auf.

„Ich meine, wir setzen unsre Sitzung morgen fort,“ sagte er.

„Schade, jetzt wäre ich gerade in der Stimmung zu arbeiten.“

„Aber ich bin's nicht mehr,“ erwiderte Halais.

Mademoiselle Berthe setzte den Karafon wieder an den Mund und that einen kräftigen Schluck.

„A votre santé, messieurs!“

Dann stand sie auf, ergriff Hut, Handschuhe und Mantille und machte vor dem Spiegel-Toilette.

„Wünschen Sie das Geld gleich oder . . .“

„Niemals oder!“

Sie hielt die Hand hin. Halais legte ein Zwanzigfrankstück hinein.

Mademoiselle Berthe lächelte verschmitzt und hob das Goldstück zwischen zwei Fingern in die Höhe.

„Sie fragten eben nach dem Werte der Zeit,“ sagte sie zu de Poix, „da ist er. Für ihn,“ sie zeigte auf Halais, „für ihn groß, für mich klein, für Sie kaum vorhanden. Empfehle mich!“

Auf der Thürschwelle wendete sie sich noch einmal um, warf den beiden Herren ein graziöses Kußhändchen zu und ließ die Portiere hinter sich zurückfallen.

De Poix brach in lautes Lachen aus.

„Quel type!“ rief er.

Den Maler hatte die Auseinandersetzung des Modells weniger erheitert als verblüfft; de Poix's Lachen verletzte ihn.

„Sie lachen nicht mit?“ fragte der junge Mann, der sich die ernste Miene seines Wirtes nicht zu erklären vermochte.

„Es steckt zu viel Wahrheit in den Worten dieser Person, als daß ich lachen könnte,“ sagte Halais gereizt.

„Auch diese Wahrheit ist relativ,“ lenkte de Poix ein, „ich komme soeben von Ihrem —“ Er schien das Wort zu suchen und sagte endlich doch — „Kolle-

gen, Carolus Durand, bei dem ich mit unserm gemeinschaftlichen Freunde Parsis frühstückte."

Halais horchte auf. Carolus Durand war Mitglied der Jury vom Salon und hatte großen Einfluß auf die Entscheidungen.

„Sprach er von meinen Bildern?"

„Er nicht, aber Parsis und ich. Unser Freund vertrat Ihre Interessen auf das lebhafteste, und ich sekundierte, so gut es bei meiner privaten Stellung und meinem bescheidenen Urteil zulässig war."

Halais verbeugte sich kurz.

„O, bitte, es bedarf keinerlei Milderungsgründe; wir Künstler sind es gewöhnt, uns von jedermann protegieren zu lassen."

De Poix's Gesicht wurde ernst.

„Sie mißverstehen mich gänzlich," sagte er. „Ich bin überzeugt, daß Sie keiner Protektion bedürfen, am allerwenigsten der einer so unbekannten Persönlichkeit wie ich bin. Ich erwähnte des unbedeutenden Vorfalls nur, um Sie von der Echtheit meiner Teilnahme zu überzeugen."

„Ich will gerne an Ihr Interesse glauben, obwohl es mir nach der so kurzen, flüchtigen Bekanntschaft zwischen uns rätselhaft erscheint," sagte Halais etwas ruhiger und blickte seinen Gast verwundert an.

„Nun gut denn, ich will Ihnen dieses Interesse nicht aufdrängen," erwiderte der junge Mann und griff nach seinem Hute. „Der eigentliche Zweck meines Besuches war natürlich nicht der, Ihnen eine irrtümliche Vorstellung von meiner scheinbaren Zudringlichkeit

zu geben. Ich komme als Abgesandter der Marquise de P., welche ich ebenfalls bei Carolus Durand getroffen habe und die mich ersuchte, Sie zu fragen, ob Sie geneigt wären, 50 Bonbonnieren mit einer kleinen Genremalerei zu verzieren. Ihre Tochter heiratet nämlich im Laufe des nächsten Monats, und die Marquise möchte jeder von den Damen, die nach der Feierlichkeit an dem großen ‚Lunch‘ teilnehmen, eine Aufmerksamkeit erweisen. Ich persönlich würde mich natürlich sehr freuen, wenn Ihre Antwort im bejahenden Sinne ausfiele.“

„Die Bestellung ist ja sehr ehrenvoll,“ sagte Halais mit gezwungenem Lächeln, „und doch zögere ich, dieselbe anzunehmen. Aufrichtig gesagt, schreckt sie mich — quantitativ. Ich fürchte, das Fabrikgenre nicht gut genug zu treffen . . . außerdem habe ich gerade jetzt eine große Arbeit vor. . .“

„Das ist wohl gleichbedeutend mit einem Nein?“ sagte de Poix, dem die Nervosität und Empfindlichkeit des Malers auf die Dauer lästig wurden und der nur noch den Wunsch hatte, sich aus der schiefen Lage, in die er geraten war, herauszuziehen.

Halais zögerte mit der Antwort. Hätte er seinem innersten Gefühl folgen können, er würde unbedingt mit einem „Nein“ geantwortet haben; aber der Auftrag — er wußte es — repräsentierte eine verhältnismäßig große Summe Geldes, die er seiner darbenden Familie zu entziehen nicht das Recht hatte. Jetzt, wo er kaum den ersten Regungen eines neu erwachenden Ehrgeizes gefolgt war und seine Phantasie auf großen, weiten

Schwingen ihren Flug genommen hatte, jetzt sollte er sie plötzlich gewaltsam zurückhalten und, des alltäglichen Erwerbes gedenkend, der künstlerischen Befriedigung entsagen!

Und in dieser ärgerlichen Lage befand er sich, weil es Herrn de Poix beliebte, sich für ihn zu interessieren! Er fühlte nicht, wie ungerecht und unlogisch diese Folgerung war; er empfand nur die Unmöglichkeit eines freien, selbständigen Entschlusses.

Das Rascheln eines seidenen Kleides veranlaßte ihn, den Kopf zu heben.

Es war Frau Halais, die — als Justine ihr den Namen des Besuchers genannt — rasch Toilette gemacht hatte, um ihrem unpraktischen Mann beim etwaigen Verkauf eines Bildes zur Seite zu stehen.

„Wie liebenswürdig, daß Sie uns heute schon besuchen,“ sagte sie zu de Poix, der sie respektvoll begrüßte.

Sie warf einen Blick auf das Frühstückstischchen und erschrak, als sie des leeren Karafons ansichtig wurde. Diese Unverschämtheit! dachte sie.

„Ich habe Ihren Herrn Gemahl eigentlich beim Arbeiten gestört und bin außer mir darüber.“

„O, mein Mann wird sich gewiß sehr gefreut haben, Sie näher kennen zu lernen,“ erwiderte Frau Halais ahnungslos. „Nun, und wie ist Ihnen unsre kleine Matinee bekommen? Hat Delsart nicht wundervoll gespielt?“

„Sehr schön in der That!“

„Ja, er sagt auch stets, daß er sich nirgends in

einer so gehobenen künstlerischen Stimmung befinde wie in unsrem Atelier. Früher hatte er sogar die ... Toquade, den Apollo meines Mannes beim Spielen stets vor Augen haben zu wollen. Den Apollo, Sie wissen ja ... er war im Cercle des Mirlitons ausgestellt. .. Der Prinz B. hat ihn gekauft."

Der junge Mann verneigte sich höflich.

„Was mein Mann jetzt im Atelier hat, ist kaum von großer Bedeutung. Skizzen, Pochaden ... höchstens die zwei Bilder hier haben einigen Wert."

Frau Halais zeigte mit der langen Lorgnette auf zwei große Gemälde, die in verhältnismäßig schmalrändrigen Goldrahmen an der Wand hingen; dann warf sie einen raschen, beobachtenden Blick auf den jungen Mann und von diesem auf ihren Gatten, der sich mit den Fingern nervös durch den Bart fuhr.

„Sie werden doch nicht sogleich gehen?" sagte sie in einschmeichelnd süßlichem Ton, den sie unwillkürlich annahm, sobald sie mit Menschen sprach, von denen sie etwas erhoffen zu dürfen glaubte.

„Ich fürchte, Ihren Herrn Gemahl schon zu lange mit meiner Gegenwart belästigt zu haben. Wenn ich kam, so geschah dies, um Ihrem Gatten einen Auftrag zu übermitteln, dessen Annahme mich sehr erfreut hätte."

Frau Halais sah ihren Mann fragend an.

„Es war eine recht originelle Bestellung," sagte dieser, scheinbar ungezwungen und dem Blicke seiner Frau ausweichend. „Fünfzig Bonbonnieren zu bemalen, eine beneidenswerte Aufgabe! Ich habe mich noch

zu keinem Ja entschließen können, das Nein fällt mir ebenso schwer, und ich ziehe es vor, dir die Entscheidung zu überlassen.“

Halais wendete sich ab, als interessierte ihn die Antwort seiner Frau gar nicht, und machte sich an der Staffelei des Bildes zu schaffen, das er an diesem Morgen begonnen.

„O, wenn die Entscheidung in Ihren Händen liegt, gnädigste Frau,“ sagte de Poix, „dann bin ich einer Zusage gewiß, und dieselbe wäre mir persönlich — ich gestehe es offen — aus verschiedenen Gründen sehr angenehm.“

„Ich erkenne mir nicht das Recht zu, die Absichten und Wünsche meines Mannes zu beeinflussen,“ erwiderte Frau Halais mit jener absichtlich zur Schau getragenen Bescheidenheit, die den Zweck hatte, ihrem Manne der Welt gegenüber den Anschein der Selbständigkeit zu geben, die sie ihm im intimen, häuslichen Leben vollständig absprach. — „Mein Mann wird Ihnen in der allernächsten Zeit seinen Entschluß mitteilen. Nicht wahr?“ wendete sie sich an Halais.

Der Maler schien sich von den skizzenhaften Umrissen seines neuesten, im Entstehen begriffenen Werkes nicht losreißen zu können. Er antwortete nicht auf die Ansprache seiner Frau, sondern nickte nur, müde und gelangweilt, wie einer, der zum zehntenmal auf dieselbe Frage dieselbe Antwort giebt.

Und war dem nicht auch in der That so?

Die dem äußeren Anschein nach so belanglose Scene spielte sich nicht zum erstenmal in dem reichen,

eleganten Atelier ab. Es war nicht das erste Mal, daß seine Frau eigenmächtig das Programm seiner Arbeiten entwarf; es war nicht das erste Mal, daß er sich diesem Programm fügte, weil er sich fügen mußte; nicht das erste Mal, daß ein kaum begonnenes Bild, an dessen Ausführung seine ganze Seele hing, auf lange, wenn nicht gar auf immer in eine Ecke wanderte; nicht das erste Mal, daß er der Not seiner Familie den Reichtum seiner Kunst zum Opfer brachte.

Wohl hatte er Augenblicke der Empörung, des Zornes — aber was nützte seine Auflehnung? Das nachsichtslose Leben zwang ihm ab, was die Bitten und Vorstellungen seiner Frau ihm nicht immer abzugewinnen vermochten.

„Du siehst!“ sagte sie dann.

Es war nicht ein Ausruf der Freude, des Triumphes oder auch nur der inneren Genugthuung, es war die Feststellung einer Thatsache und klang so nüchtern und kalt wie das Urteil eines Richters.

De Poix trat auf den Maler zu.

„Wenn Ihre Antwort eine bejahende sein sollte, so kommen Sie, bitte, morgen vormittag persönlich in mein bescheidenes Junggesellenheim Avenue Friedland 176. Wir können dann bequem alles Nähere besprechen.“

Er reichte dem Maler die Hand.

„Also auf Wiedersehen, gnädigste Frau!“ wandte er sich dann an Frau Halais.

„Auf Wiedersehen, Herr de Poix,“ sagte sie und geleitete den jungen Mann in den Vorsaal.

„Künstler sind Kinder!“ setzte sie dann hinzu, gleichsam als wollte sie ihren Mann entschuldigen.

„Glücklich der Künstler, der in seiner Frau eine mütterliche Freundin und Beraterin findet!“ erwiderte der junge Mann mit einer gewissen Wärme im Ton.

Frau Halais lächelte traurig.

„Leider wird uns diese Anerkennung selten von unsern Gatten zu teil.“

De Poix machte eine protestierende Handbewegung, Frau Halais schüttelte den Kopf.

„Es ist keine Anklage, die ich gegen die Künstler erhebe. Wir Künstlerfrauen sind thatsächlich oft die Feindinnen unsrer Männer, nicht weil wir dem Fluge ihres Genius nicht zu folgen vermögen, sondern weil wir nur zu oft die Unmöglichkeit einsehen, den Anforderungen des positiven Lebens auf Grund ihrer idealen Bestrebungen nachzukommen.“

Fast erschrocken über die ernste Wendung, die das Gespräch genommen hatte, hielt sie inne und bot dem jungen Manne die schmale, gelbliche Hand.

Auf der Treppe hörte man leichte, regelmäßige Schritte, eins, zwei . . . eins zwei . . .

„Meine Kleine kommt aus dem Konservatorium,“ sagte Frau Halais, und gleich darauf stand Lilli in ihrem einfachen, dunkelblauen Kleidchen, die Notenmappe in der Hand, vor der Thür.

Sie machte einen zierlichen Knix, als sie den fremden Herrn gewahrte, und richtete die dunklen Augen auf ihre Mutter.

„Guten Tag, Mama,“ sagte sie, ohne daß ein

kindliches Lächeln die über ihre Jahre hinaus ernsten Züge erhellte.

De Poix grüßte das Kind wie eine Erwachsene, so betroffen war er von der geistigen Reife, die sich in dem Kindergesicht ausprägte, von der Sicherheit der Bewegungen dieses zwölfjährigen Mädchens.

„Geh' ins Atelier zu Papa," sagte Frau Halais.

„Ja, Mama."

Wieder folgte ein ruhiger, zierlicher Knix, und ebenso leicht und gleichmäßig schritten die kleinen Füße über den dunklen Teppichläufer zum Atelier.

„Ein reizendes Kind!" sagte de Poix.

„Wir haben noch einen kleinen Knaben, das einzige wirklich heitere Element im Hause. Lilli hat nur zu früh den Ernst des Lebens kennen gelernt, und das raubt ihr die fröhliche Unbefangenheit des Kindes. Sie steht schon jetzt sich selbst, ihrer ganzen Umgebung, ja sogar ihren Eltern kritisch gegenüber. So liebt sie z. B. ihren Vater unendlich, aber es würde mich gar nicht wundernehmen, wenn sie eines Tages in ihrer altklugen Weise sagen würde: lieber Papa, du bist ein Kind!"

Frau Halais suchte den letzten Worten eine scherzhafte Färbung zu geben, aber der Gast fühlte die gezwungene Heiterkeit heraus und war peinlich von ihr berührt.

Als er endgültig Abschied genommen hatte und die teppichbelegten Stufen hinabschritt, konnte er sich einer ernsten Stimmung nicht erwehren. Zum ersten=

male hatte er einen tieferen Blick in das „glänzende Elend“ geworfen.

„La charité, monsieur, s'il vous plaît,“ sagte eine in Lumpen gehüllte Frau und streckte ihm die schmutzige Hand entgegen.

Er warf ihr einige Kupfermünzen hin.

Die Frau nickte.

„Merci, monsieur,“ sagte sie in mehr höflichem als dankendem Tone und trat dann sofort mit derselben Gebärde trotzigen Verlangens vor zwei Damen, die eiligen Schrittes über das Trottoir huschten.

„La charité, mesdames, s'il vous plaît.“

De Poix vergegenwärtigte sich in dem Augenblick ganz unwillkürlich die distinguierte Silhouette der Frau Halais, wie sie in ihrem dunklen Seidenkleide, den verwaschenen schwedischen Handschuhen, im Atelier von einer Gruppe zur andern schreitend, hier ein freundliches Lächeln, dort ein banales Kompliment verschwendete.

Er sah sie vor sich, mit der langen Lorgnette von einem Bilde zum andern zeigend, und las von ihren sorgenvollen Augen die Bitte der in Lumpen gehüllten Straßenbettlerin ab: La charité, mesdames et messieurs, s'il vous plaît! . . .

„Na, bist du verliebt?“ tönte dem jungen Mann eine joviale Stimme entgegen, und ein Dandy mit kaum markiertem Schnurrbärtchen bot ihm die Hand zum Gruß.

„Nein, augenblicklich nicht,“ erwiderte de Poix

mit zerstreutem Lächeln und schüttelte seinem Cercle-freunde die Rechte. „Ich habe nur ein wenig nachgedacht.“

„Und worüber, wenn es erlaubt ist, zu fragen?“

„Über das glänzende Elend!“

„Puah! Böses Kapitel! kenne ich!“

De Poix lachte auf.

„Lache nicht!“

Der Dandy steckte seine in rote Derbyhandschuhe eingezwängten Hände in die Taschen des taubengrauen Überziehers, dann in die seiner großkarierten, hellen Beinkleider.

„Leer!“ rief er mit komischem Pathos. „Eine Idee! Hast du etwas Besonderes vor! Nein, nicht wahr? Dann pumpe mir 50 Frank und komme mit nach Auteuil; heute finden dort Flachrennen statt! Ich setze auf Sisiphe. Großartiges Pferd! Hat vorige Woche in Neuilly den ersten Preis gewonnen. Abends ist eine Premiere im Renaissancetheater und nachher . . . na, da könnten wir ja bei Durand supieren. Ich lade dich ein.“

„Danke verbindlichst! Aber wenn du verlierst?“

„Dann ladest du mich ein!“

„Es bleibt also bei dem Programm?“

„Natürlich, avanti!“

In denkbar schlechtester Laune kehrte de Poix am frühen Morgen in sein Junggesellenheim zurück.

Sisiphe war „natürlich“ gestürzt, sein Freund und er hatten zusammen 300 Frank verloren, die

Premiere im Renaissancetheater war flau, schon sommermäßig, das Souper bei Durand unverschämt teuer, schlecht und — langweilig.

Passiva 500 Frank, Aktiva — ein wüster Kopfschmerz und nervöse Reizbarkeit.

Der Zeiger der goldenen Reiseuhr, die in der Ecke des Schlafzimmers auf dem Gueridon stand, zeigte auf elf Uhr, als leise und respektvoll an die Thür geklopft wurde.

„Was wollen Sie, Lucien?“ fragte de Poix, indem er sich laut gähnend über die Augen fuhr.

Ein älterer Diener, in eleganter, geschmackvoller Livree trat geräuschlos ins Zimmer und überreichte auf einer persischen Tablette aus getriebener Bronze eine Karte.

„Schlagen Sie, bitte, die Vorhänge zurück, ich sehe nichts,“ sagte der junge Mann.

„Sapristi!“ rief er dann, als er einen Blick auf den Namen geworfen hatte, und schnalzte mit den Fingern. „Der hat mir heute gerade noch gefehlt! Führen Sie den Herrn in das Bibliothekzimmer und ersuchen Sie ihn, sich zehn Minuten zu gedulden,“ wendete er sich an Lucien.

„Wenn man Pech hat, kann man nicht einmal ausschlafen,“ brummte er darauf, indem er hastig Toilette machte. „Ein Genuß, mit dem verrückten Menschen zu sprechen, das muß man sagen! Bin gerade heute in der Laune! Und wozu setze ich mich all den Unannehmlichkeiten aus? Um von der Marquise zu ihren berühmten ‚Jeudi’s‘

eingeladen zu werden. Lächerlich! Thue ich nie wieder!“

Er zupfte die blauen Quästchen seines rohseidenen Hemdes zurecht; steckte das Cigarrenetui in die Tasche des Coin du Feu aus blauem Flanell und fuhr sich einigemal mit der Stahlbürste durch das dichte blonde Haar. „Entsetzlich!“ seufzte er auf und trat aus dem Zimmer.

Halais schritt in der geräumigen Bibliothek seiner Gewohnheit gemäß auf und ab.

Die Begrüßung war eine sehr kühle, förmliche. Keiner der Herren wollte zuerst das Gespräch auf den eigentlichen Zweck des Besuches lenken.

„Ach, Sie haben ja eine Mappe mitgebracht. Das ist reizend!“ sagte de Poix endlich, als er ein braunes Portefeuille auf einem der Sessel erblickte.

„Das sind kleine Skizzen, unbedeutende Entwürfe . . .“

„Könnten Sie nicht einige davon für die Bonbonnieren verwerten? Apropos, Sie haben sich doch gewiß für die Annahme der Bestellung entschlossen? Glauben Sie mir, es ist für Sie ganz praktisch, wenn Sie dieselbe ausführen. Was sagen Sie übrigens zu meiner Bildersammlung?“ unterbrach er sich plötzlich, als ob er von einem unliebsamen Thema abspringen wollte.

„Ich habe diese Sammlung eben bewundert,“ sagte Halais und fixierte den jungen Mann. „Wie kommen Sie dazu, einige Bilder von Passini aus seiner

allerersten Zeit zu haben oder hier die Skizzen von Delacroix und nun gar die ersten Karikaturen von Grevin?“

„Die Sache ist ganz einfach,“ erwiderte de Poix und lehnte sich behaglich in seinen Sessel zurück. „Diese Wohnung und alles, was Sie in derselben sehen, gehörte bis vor wenigen Jahren einem entfernten alten Verwandten von mir, der mich zum Erben seiner Reliquien und seines Dieners — leider aber nicht seines Vermögens eingesetzt hat ... Na, letzteres habe ich ja glücklicherweise verschmerzen können. Dieser alte Herr hatte einen merkwürdig geschärften Blick im Entdecken junger Talente. Delacroix stand noch lange nicht auf der Höhe seines Ruhmes, als mein Verwandter ihm eine Menge Bilder abkaufte zu einem Preise, der ganz lächerlich gering war, selbst für die damaligen Verhältnisse. Fünf Jahre später waren die Bilder das doppelte, nach zehn Jahren das vierfache wert und nun ... Sie kennen ja die gegenwärtigen Preise! Dasselbe wiederholte sich bei den in seiner Sammlung befindlichen Werken von Lefebvre, Grevin und andern. Ich besitze kaum mehr die Hälfte der Bilder, die ich hier vorfand, denn, aufrichtig gestanden, ziehe ich edle Pferde den schönsten Bildern vor. So vertauschte ich vor einigen Monaten zwei Löwen von Delacroix gegen ein englisches Vollblutpferd, das bei drei Rennen hintereinander den ersten Preis gewann. Sie können sich denken, wie hoch Delacroix bei mir in Ansehn steht!“

De Poix lachte gutmütig auf und blickte Halais freundlich an. Plötzlich schien er betroffen.

Halais stand schweigend auf und ergriff seinen Hut.

„Sie gehen schon?" fragte der junge Mann verwundert und streckte die Hand aus, als wollte er den Maler zurückhalten.

Halais übersah dieselbe.

„Ich gehe zu spät," antwortete er mit unterdrückter Stimme und bebenden Lippen, „sonst hätte ich die Illusion mitgenommen, daß ich es mit einem Mann von Welt zu thun habe und nicht mit einem —"

„Gentleman-rider," ergänzte de Poix den Satz, und sein Gesicht nahm einen frostigen Ausdruck an. „Ich freue mich, es Ihnen erspart zu haben, ein andres Wort zu gebrauchen, dessen Folgen mir gerade hier in meinem Hause höchst peinlich gewesen wären. Übrigens bin ich mir durchaus nicht bewußt, Sie persönlich verletzt zu haben," fügte er einlenkend hinzu.

„Der Stand hat auch seine Ehre, wie jeder einzelne Mensch," antwortete Halais erregt, „und jeder einzelne ist verpflichtet, für die Ehre seines Standes, nicht bloß für die seiner Person einzutreten. Die Ehre meines Standes verbietet mir, auch nur eine Sekunde länger in einem Hause zu verweilen, in welchem Bilder unsterblicher Meister gegen Pferde verschachert werden."

„Verschachert? Ein Kavalier schachert nicht; das scheint man in Ihren Kreisen nicht zu wissen," erwiderte de Poix hochmütig.

„Und in den Ihrigen hat man es bereits ver-

gessen, wenn ich die anderen nach Ihnen beurteilen soll."

„Sie gehen, scheint es, direkt darauf aus, mich zu beleidigen. Jedenfalls bin ich nicht der Mann, mir etwas bieten zu lassen, und verlange von Ihnen Satisfaktion," sagte de Poix mit erzwungener Kaltblütigkeit.

Über den Maler war plötzlich eine merkwürdige Ruhe gekommen. Er verneigte sich kurz.

„Ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung und erwarte Ihre Sekundanten," sagte er und verließ das Zimmer.

Im Vorsaal traf er mit einem jungen Dandy zusammen, demselben, der gestern mit de Poix auf dem Rennplatz gewesen.

Während Halais die Thür hinter sich ins Schloß fallen ließ, trippelte der Jüngling, graziös mit dem Stöckchen spielend, in das Gemach seines Freundes.

„Kommst du mit nach Longchamps?"

„Hol' dich der Teufel, nein!"

„Hast du kein Geld?"

„Ja, aber keine Lust! Du machst einen ganz blödsinnig mit dem ewigen Rennen!"

„Und du langweilst mich!" erwiderte der Dandy und drehte sich auf dem Absatz um. „Ich gehe in die Avenue des Champs Elysées, da sehe ich wenigstens alle übrigen nach Longchamps fahren. Kommst du mit?"

„Nein, zum Kuckuck!"

„Na, denn Adieu!"

„Gott sei Dank!“ atmete de Poix auf, als sein leichtlebiger Freund pfeifend forttänzelte; dann rief er Lucien, kleidete sich um und fuhr im offenen Wagen nach der Stadt. Er freute sich des schönen sonnigen Tages und der vielen, eleganten Damen, welche an ihm vorbeifuhren und von denen ihm manche liebenswürdig und kokett zunickte.

„Welch eine Albernheit, dieses Duell!“ dachte er. „Wie komme ich nur dazu? Zugegeben, es war etwas taktlos, einen sensitiven Künstler so offen in meine Karten blicken zu lassen. Gott, ist das eine blödsinnige Geschichte! Dabei will ich heute auf alle Fälle noch meine Karte bei der Marquise abgeben .... Na, Kutscher, fahren Sie doch zu — aha — ich sehe schon, wir kommen nicht durch!“

Er griff plötzlich nach seinem Hut.

Knapp an dem langsam vorüberfahrenden Wagen stand Frau Halais mit einem kleinen Paket in der Hand, augenscheinlich auf den Augenblick wartend, wo es ihr möglich sein würde, die andere Seite des Boulevards zu erreichen. Sie grüßte de Poix freundlich mit der Hand.

„Mein Mann war doch bei Ihnen?“ fragte sie.

Zum Glück war es dem Angeredeten erspart, darauf eine ausführlichere Antwort zu geben, denn in dem Augenblick fuhren die Wagen in raschem Tempo vor, und auch sein Kutscher beeilte sich, den Zeitverlust nachzuholen.

Er hob daher bloß seinen Hut hoch in die Luft und nickte.

„Ja wohl, ja wohl!“

Er hatte nicht den Mut sich nochmals umzuwenden und dem dankbaren Blick der sorgenvollen Frau zu begegnen.

Die ernste, ja tragische Seite des bevorstehenden Duells stand ihm plötzlich vor Augen. Er verfiel in tiefes Sinnen und stieg fast zögernd aus dem Wagen, der ihn vor das Haus eines seiner Sekundanten gebracht hatte. — —

— — Erst spät in der Nacht kam Halais mit bleichem Gesicht und wirrem Haar nach Hause.

„Was ist dir?“ fragte seine Frau besorgt, indem sie ihre dünnen, langen Flechten am Hinterkopf zusammensteckte.

Halais antwortete nicht.

„Hast du Geld?“ fragte er nach einer längeren Pause.

„Nein!“

Das Nein klang schroff, und ein phosphorartiger Glanz der sonst so matten blauen Augen gab dem spitzen Profil eine stählerne Härte.

Halais' Blicke irrten in dem kleinen, spärlich beleuchteten Schlafzimmer umher, plötzlich blieben sie an dem abgegriffenen, schwarzen Portemonnaie haften, dessen gelblich angelaufenes Schloß ihm aus der Dunkelheit entgegenglänzte. Mit einem raschen Griffe hatte er sich desselben bemächtigt und wühlte nun in den abgegriffenen Seitenfächern.

„Hier ist ein Zehnfrankstück,“ sagte er und zeigte triumphierend die Goldmünze.

„Es ist das letzte!“ antwortete Frau Halais, und das Auge richtete sich wieder matt und teilnahmlos auf den Spiegel.

Sie sah, wie ihr Mann eine Sekunde lang das Portemonnaie zögernd in der Hand behielt, wie er es endlich hastig fortlegte und das Goldstück an sich nahm.

„Ich gehe auf einen Augenblick zu den Kindern,“ sagte der Maler, um die peinliche Pause zu unterbrechen.

Er öffnete vorsichtig die angelehnte Thür, welche in den Schlafraum der Kinder führte, und schloß sie dann von innen zu.

Ein kleines Nachtlicht warf einen geheimnisvollen Schein auf das primitiv eingerichtete Stübchen, in welchem außer den zwei Bettchen nichts als eine kleine Waschtoilette und zwei Stühle standen.

Halais schob die Kleidungsstücke, welche ordentlich zusammengelegt auf Lillis Sessel lagen, ein wenig zurück und setzte sich behutsam auf dessen Kante. Er saß eine geraume Weile so da, ohne die Kinder auch nur anzusehen, deren regelmäßige Atemzüge allein die tiefe Stille unterbrachen.

Der Friede that ihm wohl.

Er hatte dieselbe Empfindung wie damals, als er noch ein kleiner Bursche war und sich einst mit schlechten Censuren auf dem Wege nach Hause befand. Sein Weg führte ihn an einer Kirche vorbei; er trat ein. Die Kirche war wie ausgestorben. In einer dunklen Nische ließ er sich auf die Kniee nieder und

betete: „Lieber Gott, mach', daß gute Censuren an Stelle der schlechten stehen, wenn ich sie dem Vater vorzeige!“ Er war sehr gläubig damals und betete lange. — Und allmählich fühlte er, wie die kindische Angst von ihm wich, wie tiefe Ruhe, stiller Frieden über ihn kamen — er betete nicht mehr — er lehnte den Kopf an den Pfeiler und richtete die Augen auf das Altarbild, auf den Priester, der leise Gebete murmelnd die Hände auf der Brust gefaltet hatte . . .

Fünfunddreißig Jahre waren vergangen. Die Kirche hatte er seitdem nicht oft wieder betreten, die Gebete hatte er vergessen — und nun schien es ihm plötzlich, als wollten sich seltsame Worte auf seine Lippen drängen, Worte, die seit lange, lange keinen Sinn mehr für ihn hatten und die auch jetzt mehr verklungene Stimmungen als klare Bilder in ihm erweckten . . .

Wie lange er so still in sich versunken dagesessen hatte, wußte er nicht; als er aus dem Kinderzimmer trat, lag seine Frau bereits mit geschlossenen Augen.

„Hat sich Georges auch nicht aufgedeckt?“ fragte sie im Halbschlaf.

„Georges?“

Halais besann sich — er hatte den Knaben gar nicht angesehen.

„Nein, nein, ich glaube nicht,“ erwiderte er rasch und undeutlich.

Dann löschte er die Kerze aus und warf sich angekleidet aufs Bett. —

Das Duell war von den beiderseitigen Sekun-

danten, die das Nähere in einem Café des Boulevard des Italiens besprochen, auf den nächsten Tag festgesetzt worden. Es sollte in einem versteckten Winkel des Bois de Vincennes stattfinden, auf einer kleinen Wiese, die an Sonntagen der Tummelplatz einer fröhlichen Kinderschar zu sein pflegte.

„Na, paßt dir der Platz etwa nicht?“ hatte einer der Zeugen den Maler gefragt, als derselbe bei der Nennung des Ortes eine leise Bewegung nicht unterdrücken konnte.

„O warum nicht? Der Ort ist so gut wie ein andrer!“

„Besser wie ein andrer,“ fuhr der Zeuge, ein in dürftigen Verhältnissen vegetierender Bildhauer fort. Und nun folgte eine genaue Schilderung der kleinen Wiese.

Halais kannte sie nur zu gut. Wie oft war er mit seiner Familie hinausgewandert und hatte mit ihr dort das frugale und doch so beliebte déjeuner sur l'herbe eingenommen!

„Also halte dich bereit! Um dreiviertel auf Fünf holen wir dich ab; im Wagen natürlich. Es ist schon lange her, daß ich in einem Wagen gefahren bin,“ setzte er mit gutmütigem Lachen hinzu.

„Auf die Art sehe ich endlich einmal dein berühmtes Atelier, in welchem es ja an gewissen Tagen von Gräfinnen und Herzoginnen wimmeln soll!“ meinte der zweite Zeuge, ein herabgekommener Maler, der sich fast ausschließlich mit dem Restaurieren beschädigter, moderner Bilder befaßte. Nicht einmal

Bilder alter Meister! sagten die Kollegen geringschätzig und wichen ihm aus, im Grunde mehr, weil sie seine böse Zunge fürchteten, als weil sie sein Talent geringachteten. —

Um vier Uhr in der Früh war Halais unten im Atelier. Der Morgen dämmerte herauf und warf fahle, gebrochene Streiflichter auf die in dem Raume befindlichen Gegenstände.

Halais fröstelte. Er trat vor die Staffelei und warf die Schutzleinwand zurück, welche über die kühn hingeworfenen Umrisse der bacchante moderne gebreitet war.

„Ja, ja, so hatte ich sie mir gedacht!" murmelte er. „Gerade bei der Beleuchtung! Natürlich, hierher muß ja das Licht fallen — oh, wie schön das Auge dadurch wird!"

Halais trat zurück, kramte in seinen Pinseln, griff einen heraus, spritzte einige matte Farben auf die Palette und fixierte dann mit nervös zitternder Hand Licht und Schatten. Mit fieberhafter Eile arbeitete er so eine halbe Stunde lang, bis ein vorsichtiges Klopfen an der Atelierthüre ihn aufschreckte.

„Wer kann das sein?" dachte er. Aber Leichenblässe bedeckte im nächsten Augenblick sein Gesicht. Er stürzte zur Thür.

„Bist du bereit?" fragte der Bildhauer.

„Mir scheint gar, du bist in voller Arbeit," bemerkte der Maler und deutete auf die Palette, welche Halais noch immer in der Hand hielt.

Halais' Mundwinkel zuckten krampfhaft, und er zog die beiden Kollegen hastig ins Atelier.

„Du bist zu aufgeregt für einen Duellanten, du blamierst uns noch!“ sagte der Bildhauer und schüttelte mißbilligend seinen großen Kopf.

„Ach, das Duell!“ Halais zuckte mit den Achseln. — „Darum handelt es sich gar nicht. Ich will euch etwas zeigen, ein Bild . . ich habe es eben erst begonnen, aber ihr werdet's doch beurteilen können . . . es ist vielleicht meine letzte Arbeit . . . .,“ stieß Halais in kurzen Sätzen hervor, und ein fast verlegenes Lächeln stahl sich auf seine Lippen.

„Sind es wieder Engelsköpfchen?“ fragte der Maler mit boshaftem Lächeln.

„O nein, nein, ich habe mit meiner früheren Richtung gebrochen,“ gab Halais heftig zur Antwort, „Ihr werdet sehen, ich habe mich sehr verändert!“

Die beiden Freunde standen nun vor dem Bild.

Halais sah sie mit einem flehenden Blick an, als wollte er ihnen zurufen: Sagt jetzt nichts Schlechtes von dem Bild, denn ich finde es so gut, so wahr —. Dann wendete er sich ab und legte die Palette aus der Hand.

„Nun?“ fragte er endlich, ohne sich umzusehen.

Es erfolgte keine Antwort.

Halais machte sich mit den Pinseln zu schaffen.

„Nun?“ fragte er etwas leiser.

„Endlich einmal etwas Vernünftiges,“ sagte der Maler, „aber das Bild kauft dir keine Gräfin ab!“ schloß er hämisch und sah sich mit neiderfüllten Blicken im Atelier um.

Der Bildhauer stand noch immer vor der Staffelei.

„Pas mal, mon vieux!“ sagte er endlich und klopfte Halais auf die Schulter. „Aber jetzt müssen wir fort.“

Eine große Ernüchterung kam plötzlich über Halais.

„Gehen wir,“ sagte er kurz und stellte die Staffelei zur Wand.

„Hast du keine Briefe zu hinterlassen?“ fragte der Bildhauer, indem er einen kleinen, schwarzen Kasten ergriff, den er beim Eintreten auf einen Stuhl gestellt hatte.

„Ach so! Ich vergaß ganz!“

Er blickte sich um.

„Hier habe ich weder Feder noch Tinte zur Hand!“

Der Maler streckte ihm einen kleinen, zerbissenen Bleistift entgegen.

Halais suchte aus der Seitentasche seines Rockes ein Skizzenbüchlein hervor, das er stets bei sich zu tragen pflegte, riß ein weißes Blatt aus demselben und setzte den Stift an. Plötzlich zitterte seine Hand, und zum erstenmal überkam ihn das klare Bewußtsein von dem Schritt, den er zu thun im Begriffe war.

Er sollte jetzt mit ein paar ihm gleichgültigen Menschen hinausfahren, sich einem andern, ihm ebenso gleichgültigen Menschen gegenüberstellen und sich totschießen lassen, oder ihn totschießen. — Warum? Bloß weil — . . . weil was? Er suchte sich an das Thema, an den Wortlaut seines Gespräches mit de Poix zu erinnern. Er hatte die Stunden, welche seit der Herausforderung verstrichen, in einem solchen

Fieber, einem solchen Taumel verbracht, er hatte dermaßen mit den materiellen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, welche sich ihm, dem unbemittelten Manne in den Weg gestellt, daß ihm jetzt, wo er die Schwierigkeiten zum Teil überwunden, die materielle Seite aufs notdürftigste geregelt, zu Mute ward wie einem Manne, der, aus einem schweren Rausch erwacht, sich plötzlich über einem Abgrund schweben sieht.

Was sollte der Bleistift in seiner Hand? Was der Fetzen weißen Papieres? Er hätte die Treppe hinaufstürmen, die Kinder aus den Betten heben mögen, um sie an sein Herz zu drücken, sie um Verzeihung zu bitten für das, was geschehen mußte, geschehen konnte . . . Es war ihm, als sollte er seiner Frau zu Füßen stürzen, ihre gelben, hageren Finger an seinen Mund pressen, ihre Vergebung erflehen und ihr einmal, ein einziges Mal sagen, was er seit mehr als zehn Jahren nicht über seine Lippen gebracht, daß er sie liebte und verehrte, wie man nur eine Frau verehren kann, die unbekümmert um die trostlosesten Verhältnisse treu und fest an seiner Seite gestanden.

„Beeile dich, wir haben keine Zeit mehr,“ sagte der Bildhauer.

Halais drückte den Stift fest auf das Papier.

Die Spitze brach ab.

„Es ist besser so!“ murmelte er und gab dem Maler sein Eigentum zurück. „Ans Leben wird es mir wohl nicht gleich gehen,“ rief er mit einem leichten Anflug von Galgenhumor — „und sollte mir doch etwas passieren — —“

Er brach ab. Er hatte bisher an die Möglichkeit des Todes nicht gedacht; jetzt, wo diese Möglichkeit an ihn herantrat, da fühlte er, daß ihm ein kalter Schweiß auf die Stirne trat. Was sollte aus Frau und Kindern werden, wenn er nicht mehr da war?

„Ihr nehmt euch der Meinigen an, nicht wahr?" wandte er sich mit bewegter Stimme an seine beiden verbummelten Kollegen, ein paar ihm gleichgültige Menschen, die er seit Jahren kaum dann und wann gesehen.

„Na, na, so schlimm wird's wohl nicht werden," beruhigte der Bildhauer und setzte gutmütig lachend hinzu: „Dich kann ich ja in keinem Falle ersetzen, und was den nervus rerum betrifft, so sind die Deinen ja wohl geschützt."

Halais schüttelte den Kopf.

„Das sieht alles nur so aus," sagte er bitter; „hier ist mein ganzes Vermögen — ich weiß nicht einmal, ob es die Wagenfahrt hinaus deckt."

Er nahm das Zehnfrankstück aus der Westentasche und zeigte es auf der flachen Hand vor.

Die beiden Zeugen sahen sich einen Augenblick lang sprachlos an. Dann ließ der Bildhauer ein unverständliches Gemurmel vernehmen.

Der Maler wühlte in seiner Hosentasche herum und griff eine Handvoll Silbermünzen heraus, die er Halais hinstreckte.

„Es ist nicht viel — — aber wenn du es gerade brauchen kannst — ich entbehr's gerne!"

„Daß ein Bursche mit deinen Verbindungen und

deinem Talent —“ brachte der Bildhauer endlich hervor.

Freudig erglänzten Halais’ Augen.

„Ihr findet es also gut?“ fragte er mit zurückgehaltenem Atem, indem er auf das Bild deutete.

„Gut? Es ist deine beste Arbeit!“ sagte der Maler im Tone der Überzeugung, „und es wäre jammerschade, wenn sie unbeendet bliebe. Ja, Kamerad, ich freue mich, daß du dich doch zur Wahrheit in der Kunst bekehrst, zu unserm Wahlspruch: Nicht bloß das Schöne ist schön!“

Eigentlich freute er sich noch mehr darüber, daß Halais nicht der reiche, vornehme Streber, für den er ihn gehalten, sondern daß er der kämpfende, meist unterliegende Kollege war, dessen Schicksal ihn verwandter berührte und ihm den Menschen näher brachte.

Der Bildhauer wackelte nur zustimmend mit seinem großen Kopfe und drückte dann in großer Bewegung Halais’ Hände. — — —

De Poix promenierte bereits seit einer Viertelstunde im versteckten Winkel des Bois de Vincennes mit seinen zwei Zeugen auf und ab.

Einer der Zeugen war Parsis, der andre ein älterer Arzt, der in einem fort auf die Uhr blickte und schließlich bemerkte, es sei doch recht sonderbar und durchaus nicht fair, einen Gegner so lange warten zu lassen.

„Das liebste wäre mir, er käme überhaupt nicht,“ raunte de Poix seinem Freunde Parsis zu.

„Das ist kaum anzunehmen,“ gab Parsis zur

Antwort. „Halais ist eine nervöse, aber durchaus vornehme Natur. Wahrscheinlich ist er im letzten Augenblick aufgehalten worden. Ist Ihnen kalt?“ unterbrach er sich plötzlich, als er de Poix ins Gesicht blickte und dessen Blässe gewahrte.

Der junge Mann ließ die Spitzen seines blonden Schnurrbartes durch die langen, wohlgepflegten Finger gleiten.

„Es wäre mir unangenehm, wenn ich ihn träfe,“ sagte er leise und ohne Parsis' Frage zu beantworten. „Er hat doch den ersten Schuß?“ wendete er sich dann mit veränderter Stimme an die Zeugen. „Apropos, wir frühstücken nachher zusammen à la cascade? Ich habe mein Reitpferd hinausbestellt — etwas Bewegung wird mir gut thun!“

„Ein Wagen nähert sich!“ sagte der ältere Herr und entfernte sich einige Schritte.

„Sie sind zu nervös,“ bemerkte Parsis und blickte de Poix besorgt an.

„Ja, weiß Gott, ich komme mir vor wie ein dummer Junge, der sich vor seinem Examen fürchtet! Am Tage meines ersten Duells war ich ruhiger als heute. Es ist nicht die Angst um mein Leben, sondern die um das Leben meines Gegners, welche mich aufregt.“

„Ich begreife und ehre Ihren Standpunkt,“ sagte Parsis warm. „Sie glauben nicht, wie peinlich mir diese ganze Affaire ist! Hätte ich das geahnt, als ich Sie in das Haus des Malers einführte, Sie der Frau vom Hause als Mäcen vorstellte!“

Parsis war unwillkürlich in seinen leichten Boulevardton hineingeraten; sein Freund machte eine abwehrende Bewegung.

„Ich bin Ihnen auch noch heute für Ihre Einführung dankbar," entgegnete er. „Zum erstenmal habe ich den ganzen Ernst des Lebens kennen gelernt. Zum erstenmal fühle ich meine Teilnahme erwacht, nicht nur für die Ereignisse unsres verflachenden gesellschaftlichen Treibens, sondern für die Schicksale meiner Mitmenschen; zum erstenmal sollte ich erfahren, wie viel krasses Elend, wie viel Arbeit und Kampf sich unter der Maske zur Schau getragener Eleganz und geheuchelter Sorglosigkeit verbergen. Ja, ich habe bei der Gelegenheit sogar etwas von einem Philanthropen in mir entdeckt — ja, ja, lächeln sie nur! Gestern abend, als ich ganz verstimmt in meinen Klub ging und einige hundert Frank verspielte, da dachte ich an die vielen, denen mit einem Bruchteil dieser Summe ein großer Dienst geleistet würde. Und plötzlich überkam mich die Empfindung, als hätte ich all diesen Bedürftigen das verspielte Geld entzogen, ja, gestohlen!"

„Oho, mein Liebster, der Provinziale kommt bei Ihnen zum Durchbruch, Sie werden sentimental!" sagte Parsis mit leiser Ironie. „Da kommen übrigens die Herren."

Die Begrüßung war kurz und förmlich.

Halais blickte scheu um sich, weigerte sich aber mit einer Art Heftigkeit, das beleidigende Wort zurückzunehmen und sich zu entschuldigen.

Die Zeugen maßen zwanzig Schritt Entfernung und überreichten den beiden Gegnern die geladenen Pistolen.

De Poix's Arm zitterte.

Halais nahm die Waffe, wie das Kind ein ungewohntes Spielzeug zur Hand nimmt.

Er hatte nur eine ganz dunkle Vorstellung vom Gebrauch einer Pistole. Man drückt auf den Abzug, es kracht, und dann sieht man etwas Dunkles auf der Erde und viel, viel Blut... Er stellte sich besonders viel Blut vor; ob das seinige oder das von seinem Gegner, davon gab er sich keine Rechenschaft.

„Eins, zwei, drei," hörte er plötzlich das Kommando eines Zeugen.

Halais kniff die Augen zusammen, hob die Schultern, bog den Kopf auf die Seite, als wollte er wenigstens ein Ohr zuhalten — und drückte los.

Als er es wagte, die Augen zu öffnen, schwebte noch ein leichtes Dampfwölkchen vor ihm auf.

„Gott sei Dank!" dachte er, als er seinen Gegner mit erhobenem Lauf vor sich stehen sah.

„Eins, zwei, drei," erscholl es wieder.

De Poix zögerte einen Moment, dann machte er mit der Pistole eine Schwenkung nach rechts und schoß in die Luft.

Ein Gemurmel erhob sich unter den Zeugen.

Halais stürzte auf seinen Gegner zu. „Das gilt nicht, das gilt nicht!" rief er mit bebenden Lippen. „Wir stehen uns hier gegenüber im loyalen Kampfe, mit gleichen Waffen."

„Mit gleichen Waffen, ja, doch nicht gleich bewaffnet!“ sagte sein Gegner ernst. „Oder glauben Sie wirklich, die Ausrüstung zum Duell bestehe nur in der Pistole oder dem Degen, und nicht noch weit mehr in anerzogenen und angeborenen Eigenschaften, in gegebenen Thatsachen, sowie in den Gedanken und Stimmungen, mit denen wir auf den Kampfplatz treten?“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte Halais und blickte seinen Gegner verblüfft an.

„Ich werde Ihnen erklären, welche Beweggründe meinen Entschluß leiten; zuerst aber bitte ich Sie, in die dargebotene Hand einzuschlagen, als wäre einer von uns bereits schwer verwundet.“

„A la bonne heure,“ rief Parsis, als er sah, wie sich die beiden Duellanten die Hände schüttelten. Halais’ Zeugen schnitten verwunderte Gesichter, und der ältere Herr blickte auf die Uhr und sagte: „Um so besser! Um so besser! Dann können wir also gleich nach der Stadt zurückfahren.“

„Gewiß,“ erwiderte de Poix lächelnd. „Sie verzeihen wohl, daß wir Ihre kostbare Zeit ohne das geringste Blutvergießen in Anspruch genommen haben. Übrigens steht meine viersitzige Equipage den Herrschaften zur Verfügung. Dieselbe wird Sie, lieber Doktor, vor Ihrem Hause absetzen und Sie, meine Herren, werden hoffentlich gegen eine Fahrt durch das Bois de Boulogne und ein Rendezvous bei der Kaskade nichts auszusetzen haben! Wir, d. h. Herr Halais und ich, kommen im zweiten Wagen nach! Einverstanden?“

„Ja, aber bitte rasch!“ sagte der Arzt und lüftete den Hut.

Halais nickte verständnislos.

Er begriff noch immer nicht die unerwartete Lösung und stieg fast widerstrebend in den Wagen, dessen Verdeck zurückgeschlagen wurde.

Als das Pferd anzog, sich langsamen Trabes von der kleinen Wiese entfernte und in die breite, wohlgepflegte Chausseestraße einbog, da erst öffnete Halais die Lippen und seufzte tief auf.

„Darf ich wissen, wo Ihre Gedanken jetzt weilen?“ fragte de Poix.

„Bei meiner Frau und meinen Kindern,“ erwiderte der Maler betroffen.

„An wen dachten Sie, als Sie zum Kampfplatz fuhren?“ fuhr de Poix fort. „Gewiß ebenfalls an dieselben! Woran dachte ich? An ein Frühstück bei der Kaskade, an mein Reitpferd. Wer hätte, wenn ich im Duell gefallen wäre, an mir eine Stütze verloren? — Niemand. Was aber wäre aus den Ihrigen geworden, wenn meine Kugel Sie getroffen hätte? Ich wage den Gedanken nicht auszudenken. Ich wußte, daß mir im Falle einer Verwundung die namhaftesten Ärzte, die beste Pflege sicher waren, Ihnen aber im gleichen Falle nicht. Mir gestattet mein Reichtum schlimmstenfalls den Luxus einer monatelangen Krankheit, Sie aber zwingt die bittere Notwendigkeit zu ununterbrochener Arbeit. Ich habe mich mindestens zehnmal wegen der nichtigsten Dinge geschlagen; Sie duellierten sich heute — ich merkte

es nur zu gut — zum erstenmal. Aus den angeführten, wie aus tausend andern Gründen ist es begreiflich, daß ich leichten und Sie schweren Herzens den Kampfplatz betraten. Konnte unter solchen Umständen Ihr Blick so ruhig, Ihre Hand so sicher sein, wie dies bei mir der Fall war? Sie müssen mir zugeben, wir standen uns doch — trotzdem der äußere Schein dagegen sprach — mit ganz ungleichen Waffen gegenüber! — —"

Halais war ergriffen von dem warmen, ernsten Ton, in welchem der junge Lebemann zu ihm sprach.

Er fand kein Wort der Entgegnung, sondern verfolgte im stillen den angeregten Gedankengang weiter.

„Und so stehen sich alle auch im alltäglichen Leben, im Kampfe ums Dasein stets nur mit ungleichen Waffen gegenüber," sagte er endlich leise für sich, gleichsam die letzte Schlußfolgerung aus einer langen Kette von Gedanken und Empfindungen ziehend.

— — — — — — — — — — — — — — —

Einige Jahre sind vergangen.

Frau Halais hat wieder ihren „Dienstag"; allerdings nicht im luxuriösen Atelier der Avenue de Villiers, sondern in einem behaglichen kleinen Salon der Rue de Clichy. Es ist neun Uhr abends. Einige Damen und Herren unterhalten sich halblaut, während Frau Halais den goldgelben Thee in japanischen Schalen herumreicht. Lilli blättert in einem Notenheft, aus dem sie gewiß gleich etwas vorspielen wird, und Halais schüttelt einem eben eintretenden jungen Manne herzlich die Hand.

Es ist de Poix.

Er tritt auf die Hausfrau zu und begrüßt dann auch mit liebenswürdiger Familiarität die ganze kleine Gesellschaft.

„Jedesmal, wenn ich hier eintrete, verspüre ich eine unbezwingbare Sehnsucht nach dem gepriesenen und oft verlästerten eignen Herde, und wäre es auch nur, um eine Tasse guten Thees zu bekommen und eine, ich will sagen, meine hübsche Frau unter einem rosa Lampenschirm stehen zu sehen."

Lilli, die gerade unter einem solchen Schirm steht, errötet und lacht kindlich-nervös auf.

„Lilli wird uns ein Concerto von Weber vorspielen," sagt Frau Halais mit einem sanft verweisenden Blick auf ihr Töchterchen.

Alle rufen: „O, wie schön!"

Frau Halais läßt sich am Kamin in einen Armsessel nieder, und Lilli spielt das Concerto.

Halais und de Poix haben sich in eine Ecke des Salons zurückgezogen.

„Sie sind ein glücklicher Mensch!" seufzt letzterer endlich auf, nachdem Lilli unter allgemeinem, wenn auch diskretem Beifall einen bravurösen Triller beendet.

„Glücklich?" Der Maler blickt erstaunt auf.

„Ich habe nie mehr darüber nachgedacht, ob ich glücklich oder unglücklich bin," sagt er dann. „Jedenfalls fühle ich mich zufrieden, und diese Zufriedenheit, dieses negative Glück verdanke ich Ihnen."

„Mir?"

„Ja, Ihnen. Durch Sie habe ich den großen

Fächerfabrikanten kennen gelernt, dessen Bestellungen mich schon seit geraumer Zeit der Sorge entheben, für meine Unsterblichkeit zu arbeiten. Ich bin jetzt ganz gut gestellt, male hier in diesem Salon statt in einem Atelier und arbeite zu bestimmten Stunden wie ein Kanzleibeamter. Ich bezahle regelmäßig meine Miete, meine Steuern, meine Lieferanten, trage keine Lavallièrekrawatten mehr und kein Samtjackett, verkehre nicht mehr mit Gräfinnen und Herzoginnen, nicht mit Künstlern und Schriftstellern, sondern mit simplen, bürgerlichen Elementen, die keinen Diener im Frack an meiner Entreethür beanspruchen und denen das Concerto von Lilli gespielt weit mehr gefällt als eine Wagnersche Ouvertüre vom ganzen Lamoureux'schen Orchester!"

De Poix wird nachdenklich.

„So, so," sagt er dann, „schade, schade! Sie werden auch wirklich ganz stark!"

Halais lächelt und klopft sich auf die Weste.

„Nun, und wie stellt sich Frau Halais dazu?" fragt de Poix weiter.

„Meine Frau ist glücklich, denn ich male keine garstigen Bilder mehr, brauche keine kostspieligen Modelle . . ."

„Apropos! was macht denn das Bild, zu dem Ihnen Mademoiselle Berthe Modell gesessen hat: Bacchante moderne? Es versprach ein Meisterwerk zu werden."

Halais zögert einen Augenblick.

„Es ist unvollendet geblieben!" sagt er dann. „Der Entwurf verspricht viel, ich weiß es; er ver-

spricht mehr, als die Ausführung je halten würde. So ist es mir bei den meisten meiner Bilder gegangen. Ja, ja! Jetzt hängt Bacchante moderne in meinem Schlafzimmer, als eine Art Mahnung an unser vor zwei Jahren geführtes Gespräch. Sie wissen doch, als wir vom Bois de Vincennes kamen?"

Halais errötet leicht und fährt in hastigem Tempo fort: „An dem Tage überkam mich zum erstenmale die Empfindung, daß ich mich dem ganzen Leben, aller Welt gegenüber in einer schiefen Stellung befunden, weil ich mich auch innerlich in mir selbst ungleich bewaffnet fühlte, bei dem ewigen Kampfe zwischen einem starken Wollen und — einem — heute kann ich's mit der Ruhe der Resignation bekennen — schwachen Können!"

„Bravo! bravo!"

Der letzte Ton des Concertos ist verklungen.

Lilli steht auf und macht bescheiden lächelnd einen Knix.

„Darf ich noch jemand eine Tasse Thee anbieten?" fragt Frau Halais.

Ein Talent ohne Frack.

Pariser Lebensbild.

In der Fensternische eines Pariser Boulevardcafés saßen an einem länglichen weißen Marmortischchen drei Herren rauchend und plaudernd beisammen. Einer von ihnen hielt den „Gil-Blas“ in der Hand und durchflog geübten Blickes die erste Seite des Blattes, hauptsächlich die Spalten, welche dem mondainen Leben gewidmet sind. Ein andrer schlürfte mit Behagen seinen Absinth und fixierte dabei durch seinen goldenen Zwicker die an dem Fenster hastig vorübereilenden Straßengänger, seinem Nachbar, einem verlebt aussehenden Jüngling, ab und zu eine pikante Bemerkung zuwerfend.

„Sapristi, hat der ein Glück!“ rief plötzlich der lesende junge Mann aus, legte das Blatt aus der Hand und zündete sich seine erkaltete Cigarre an.

„Wer?“ fragte nachlässig der Herr am Fenster und blies eine Rauchwolke vor sich hin.

Der verlebt aussehende Jüngling hatte jedoch schon das Blatt ergriffen und deutete mit einer Kopfbewegung auf die Feuilletonspalten. „Wer anders als Sie, mein lieber Calmette!“ sagte er und fuhr sich mit dem dünnen Spazierstöckchen hinters Ohr.

„Ach, Sie meinen den Roman von mir?“ erwiderte selbstgefällig der Herr mit dem Zwicker. „Nun, ich denke, sein Erscheinen hat lange genug auf sich warten lassen; aber was meine sechs offiziellen Besuche im Bureau des Blattes nicht zustande gebracht, das bewirkte eine Causerie von mir mit der Frau des Chefredakteurs, die ich vor etwa vierzehn Tagen in einer großen Gesellschaft traf. Eine reizende Frau, Madame de P....! Sie fiel mir sofort im ersten Moment durch ihr echtes blondes Haar und ihre superbe Toilette auf!“

„Welche Toilette?“ fragte fast neugierig der Jüngling und zog ein elegantes kleines Taschenbuch aus seinem Überzieher.

„Bemühen Sie sich nicht umsonst, Dodolphe,“ lachte Calmette; „die Toilette habe ich, wie Sie sich denken können, sofort beschrieben und an den ‚Figaro‘ und den ‚Gaulois‘ geschickt!“

„Das ist wider die Abrede,“ entgegnete in kläglichem Tone Dodolphe, „die Salon- und Toilettenberichte habe ich übernommen.“

„Gewiß,“ mischte sich nun auch Rivier ins Gespräch, „aber wenn wir durch die gedruckte Anerkennung einer fremden Toilette unserm eigenen Talente zur Anerkennung verhelfen können, dann hört die

Rücksicht auf den Kollegen auf. Sie begreifen: Chacun prend son bien où il le trouve!“

„Ja, ja, ich begreife!“ seufzte Adolphe de Rabajac, den man seines jünglinghaften Aussehens wegen immer nur Dodolphe nannte.

„Um Sie zu versöhnen, führe ich Sie bei der Comtesse K.... ein,“ ergriff nun wieder Calmette das Wort, der währenddessen einen Druckfehler in seinem Feuilleton mit einer Bleifeder korrigiert hatte; „sie wird nächstens eine große vente de charité veranstalten, und ganz Paris wird dort sein. Sie gehen doch hin, Rivier?“

„Selbstverständlich; ich habe mich ja erboten, die Einladungskarten in altfranzösischem Stil zu verfassen, und wenn ich dort außerdem noch für einige Louis Blumen kaufe, so kann ich ziemlich bestimmt darauf rechnen, daß mein kleiner Einakter nächste Saison von der Comtesse und ihren Intimen vor einem Elitepublikum und der Presse gespielt wird. Also, Dodolphe, seien Sie nur recht freigebig, und Comtesse K.... wie einige andere Damen, denen wir Sie schon vorstellen werden, geben Ihnen dann vielleicht ein Rendezvous bei ihrem Couturier und somit die Gelegenheit, die noch unedierten Toiletten in der Verlagsanstalt selbst kennen zu lernen.“

„Glücklicher Adolphe de Rabajac, der auf das alte, öde Familienschloß derer von Rabajac hin überall offenen Kredit findet, und den daher eine vente de charité nicht zu schrecken braucht!“ rief Calmette pathetisch aus.

„Vorläufig," lispelte etwas kleinlaut Dodolphe.

„Nun, und nachläufig heiraten Sie irgend eine reiche Erbin, die glücklich sein wird, Comtesse de Rabajac zu heißen, besonders wenn sie ihrem zukünftigen Gatten die allgemeine Anerkennung ihrer Schönheit und ihrer Toiletten verdankt!"

In dem Moment trat ein noch junger Mann an den Tisch und griff mit einem flüchtigen: „Pardon, messieurs!" zu den Zeitungen, welche zusammengerollt am äußersten Ende des Tisches lagen.

„Tiens, Remy! Sieht man Sie endlich?" rief Calmette überrascht aus und legte seine gepflegte Hand auf den Ärmel des ziemlich abgetragenen Überziehers des jungen Mannes, der bei der Ansprache instinktiv einen halben Schritt zurückgewichen war. Augenscheinlich war ihm die unerwartete Begegnung nicht angenehm; ein leises Rot huschte über seine hageren, eingefallenen Wangen, und mit einer raschen Bewegung schob er die ausgefransten Manschetten unter den Rockärmel. Nach einigen kurzen Worten wollte er sich entschuldigen und das Lokal verlassen, aber Calmette und Rivier hielten ihn fest.

„Man sieht Sie zu selten, um nicht Ihre Anwesenheit einmal auszunützen," meinte Rivier, und Calmette fragte, indem er einen Garçon herbeiwinkte:

„Ja, sind Sie ganz verschollen seit Ihrem letzten Erfolg? Sie vergraben wohl Ihr Talent, um sicher zu sein, es nicht zu verlieren? Was nehmen Sie: Absinth, ein Gläschen Madeira oder Kaffee?"

„Gar nichts, gar nichts, ich danke," sagte Remy

hastig, und wieder färbte dieselbe flüchtige Röte sein Gesicht.

„Allons donc, ein Glas Bier können Sie schon annehmen: garçon, un bock!“ bestellte gleich darauf Rivier.

Remy fühlte sich sehr unbehaglich inmitten der frohlichen, eleganten Gesellschaft. Er liebte es nicht, bewirtet zu werden, wenn er, — wie dies häufig und jetzt auch wieder der Fall war — keinen Sou in der Tasche hatte. In der Unsicherheit eines Menschen, der nicht der geringsten unvorhergesehenen Ausgabe gewachsen, fürchtete er immer, während die verschiedensten Fragen auf ihn einstürmten, er dieses berichten, jenes erzählen sollte, durch eine ungeschickte Bewegung das Bier zu verschütten oder, was noch ärger, das Glas zu zerschlagen. Die kleinlichen Anschauungen seiner Kollegen kennend, schreckte er vor jeder Eventualität zurück, die ihn bloßstellen konnte. Ziemlich einsilbig beantwortete er daher die an ihn gerichteten Fragen.

„So, so, also verheiratet sind Sie?“ wiederholte Rivier in langgedehntem Ton. „Sans indiscretion, mit wem denn?“

Remy lächelte bitter und sagte:

„Natürlich mit keiner Salonlöwin, sondern mit einem Mädchen aus einfachen, bürgerlichen, ja, kurz gesagt, aus meinen Kreisen!“

„Ihre Kreise sind die des Geistes und der Bildung,“ meinte Calmette, und fragte mehr neugierig als teilnehmend: „Sie haben also eine Liebesheirat geschlossen?“

Remys Mundwinkel zuckten.

„Ja, eine Liebesheirat, wenn Sie wollen,“ antwortete er so gelassen als möglich.

„Ach, Sie Glücklicher, der Sie solchen Schrullen nachgehen dürfen!“ rief Dodolphe aus und zog seine nach dem neuesten Schnitt angefertigte Weste glatt.

„Sie sind um Ihre Unabhängigkeit wahrhaftig zu beneiden!“ meinte Calmette.

„Das ist aber nun einmal das Vorrecht des großen Talentes!“ schloß Rivier bedeutsam, und alle drei Herren blickten fast sentimental den bläulichen Rauchwolken ihrer Cigaretten nach.

„Nun, und haben Sie seitdem nichts mehr publizirt, Sie glücklicher Ehemann?“ nahm Calmette wieder das Gespräch auf. „Wird nicht bald wieder etwas von Ihnen erscheinen?“

„Heute habe ich meinen letzten Roman dem Verleger Dentu verkauft, der morgen den Verlagskontrakt unterzeichnet,“ antwortete Remy und setzte gleich darauf hinzu, als er die erstaunten Gesichter der Herren bemerkte: „Sie wundern sich vielleicht, daß meine Arbeit in keinem Blatte vorher erschienen? Ich konnte sie nicht anbringen.“

„Nicht anbringen,“ wiederholte Rivier ungläubig, „nachdem der ‚Gil-Blas‘ zwei Romane von Ihnen gebracht, die beide einen großen Erfolg errungen! Wie ist denn das möglich?“

Remy zuckte die Achseln.

„Der verstorbene alte Direktor des Journals war stets sehr wohlwollend gegen mich; seinen Nach-

folger kenne ich nicht, der hat wohl wieder andere Protegés —"

„Ach, warum nicht gar!" unterbrach lächelnd Calmette und zeigte selbstgefällig auf sein Feuilleton; vor vierzehn Tagen kannte ich den Direktor ebensowenig wie Sie. Zufällig begegne ich seiner Frau in einer Gesellschaft, widme mich ihr fast ausschließlich, erhalte darauf eine Einladung zu einer Soirée, einige Tage später zu einem Diner, und — es ist die alte Geschichte: bei einer feinen Cigarre und einem Glase guten Weines erhielt ich das Versprechen, so bald als möglich gedruckt zu werden, und thatsächlich hat man mich auch nicht lange warten lassen. Ich fürchte, mon cher, Sie sind nicht praktisch genug, Sie erfassen nicht die Gelegenheit, sich zu zeigen, Relationen anzuknüpfen, von sich reden zu machen ... Wo wohnen Sie, wenn ich fragen darf?"

„In der Nähe vom Boulevard Saint-Germain," antwortete Remy ausweichend; er wollte nicht gestehen, daß er seinen Wohnsitz in einer winkeligen, unscheinbaren Gasse des Quartier Latin habe.

„Unglücklicher," rief Rivier aus, „Sie sind ja nicht mehr von dieser Welt! Ziehen Sie doch in die Nähe der inneren Boulevards, begnügen Sie sich mit einer Mansarde im sechsten Stock, aber —"

„Ich bin verheiratet!" unterbrach ihn Remy fast gereizt.

„Ja so, richtig, Sie sind verheiratet, das ändert die Sachlage freilich," bestätigte Calmette und fuhr dann in einem Anlaufe von Gutmütigkeit fort:

„Wissen Sie was, Remy? Geben Sie mir Ihre Adresse; da Sie so ganz außerhalb der Welt leben, will ich Sie ein wenig au courant halten von dem, was in ihr vorgeht. Aber folgen Sie mir, sondern Sie sich nicht ab! Wir wußten ja nicht einmal, ob Sie noch in Paris sind oder nicht. Besonders jetzt, wo wieder ein neues Buch von Ihnen erscheint, müssen Sie gesehen werden und Gesellschaften besuchen. Vergessen Sie doch nicht, daß wir Pariser Schriftsteller von den Frauen lanciert werden und unsern Namen unsrer Beliebtheit in den Boudoirs verdanken. Erst interessieren sich die Frauen für unsre Persönlichkeit und dann für unsre Romane. Eine jede posiert förmlich für uns wie die Modelle für die Maler, und wie bekanntermaßen am Tage der Eröffnung des Salons die Modelle am zahlreichsten vertreten sind und gruppenweise vor dem oder jenem Bilde stehen, hier Arme oder Füße, dort Kopf oder Schultern von sich erkennend, so stürzen sich auch die Weltdamen auf die eben erschienenen Romane ihnen bekannter Schriftsteller mit der heimlichen Hoffnung, sich ganz oder wenigstens teilweise in der geschilderten Heldin wiederzufinden. Sind wir erst die patentierten Lieblingsschriftsteller der Frauen und somit der Gesellschaft, dann dürfen wir es schon wagen, uns zurückzuziehen und in vornehmer Abgeschlossenheit ganz unsrem Talente zu leben, wenn solches uns noch geblieben und es sich bis dahin nicht zersplittert in ewigem Haschen nach Tagesruhm und Tagesbeifall!“

Ernst, fast prophetisch klangen diese letzten Worte,

und kein rechtes Gespräch wollte mehr aufkommen. Die Herren erhoben sich auch bald. Dodolphe erteilte einem Garçon die Weisung, einen eleganten Remisewagen zu besorgen, und wendete sich dann mit einem fahlen, blasierten Lächeln an Remy:

„Das Wetter ist ausnehmend schön, wir fahren ins Bois, halten Sie mit?"

Remy schüttelte den Kopf.

„Ich muß noch einiges lesen und werde überdies zu Hause erwartet; besten Dank!"

„Das thut mir leid," sagte bedauernd Calmette, indem er mit dem Rockärmel glättend über den spiegelblanken Cylinder fuhr, „eine Fahrt ins Bois wäre Ihnen gewiß nützlicher und förderlicher, als ein dreistündiges Sitzen am Arbeitstisch; aber natürlich, zwingen kann man Sie nicht. Also leben Sie wohl, hoffentlich auf Wiedersehen; lassen Sie sich bald wieder blicken, ich schreibe Ihnen dieser Tage. — Ihre Adresse?"

„Adressieren Sie den Brief nur an den Verleger, er wird mir von dort zugeschickt!" antwortete eilig Remy und ließ sich mit einem Seufzer der Erleichterung auf seinen Sitz zurückfallen, als die Herren mit einem leichten Gruß zur Ausgangsthüre schritten.

„Ein drolliger Kauz," murmelte Rivier, in den Wagen steigend.

„Schade um sein Talent," stimmte Calmette in ernstem Tone bei.

Dodolphe aber zwickte sein Monocle fester ins Auge und sagte: „Ich wette, der Mann hat keinen

Frack und keinen anständigen Anzug; was nützt ihm da sein Talent? Ein Talent ohne Frack, ha, ha, ha!" lachte er hell auf und rief dem Kutscher zu: „Au bois, à la cascade!"

Remy blieb nur noch wenige Minuten im Café; es litt ihn nicht länger in dem halbleeren, dumpfen Raum, und verstimmt, wie er war, hatte er keine Lust mehr, einen Blick in die verschiedenen Blätter zu werfen. Er trat auf den Boulevard hinaus, auf dem eine elegante, bunte Menschenmenge hin und her wogte. Ein Gefühl grenzenloser Vereinsamung überkam ihn in diesem Trubel, und er selbst kam sich wie ein häßlicher schwarzer Schatten inmitten des heitern, sonnigen Straßenbildes vor.

„Ins Bois fahren in dem Anzug," murmelte er und betrachtete unmutig seine unscheinbar gekleidete hohe Gestalt, welche ihm ein schmaler, an der Außenseite eines eleganten Magazins angebrachter Spiegel zurückwarf. Dann drückte er den weichen, breitkrempigen Hut tiefer in die Stirn, steckte die Hände in die Taschen seines Überziehers und bog in eine Seitenstraße ein, mit großen, eiligen Schritten das elegante, geräuschvolle Paris verlassend, um sich in das stillere Viertel jenseits der Seine zu begeben, wo ihn seine kränkliche junge Frau und seine strenge alte Mutter erwarteten.

„Viel Glück, mein Liebling!" hatte ihm die kleine Frau in ihrer etwas schüchternen Weise zugeraunt, als sie ihm den sorgfältig ausgebürsteten Hut gereicht, damit er sich wenigstens sauber vor dem großen Ver-

leger präsentiere, der ihm heute seine Entscheidung über das vor Wochen eingereichte Manuskript mitteilen sollte.

„Bleib nicht zu lange aus und vergiß nicht, daß wir noch zu sprechen haben," hatte ihm gleich darauf mit entschiedener Stimme die Mutter nachgerufen, der die Schriftstellerei des Sohnes stets ein Dorn im Auge war, und die sich über jeden von ihm errungenen Erfolg mehr ärgerte denn freute.

„So ein Unsinn!" pflegte sie zu sagen, wenn die kleine Frau ihr mit leuchtenden Augen eine günstige Recension oder einen eben erschienenen Artikel vorlas. „So ein Unsinn! Was braucht er zu schreiben? Hat sein Vater geschrieben oder sein Großvater? Ernährt haben sie sich, Weib und Kind von ihrer Hände Arbeit und waren in seinem Alter fertige Menschen. Hat er es so weit gebracht wie sie? Kann er dir etwas Rechtes bieten? Was hast du von seinem Genie? Hast du am Sonntag ein schöneres Kleid? Geht er mit dir an einem Feiertagsnachmittag aufs Land, wie mein Seliger es zu thun pflegte? Glaub mir, Kleine, du wärst glücklicher, wenn du, wie ich es als junge Frau gethan, mit deinem Mann im eignen Laden Kunden bedienen würdest. Meinst du, ich hätte so darauf bestanden, daß er dich heirate, wenn ich nicht gehofft, daß du ihm alle schriftstellerischen Mucken aus dem Kopf treiben würdest? Aber statt dessen bist du auf seine Schrullen eingegangen, vielleicht weil es dir eine so besondere Ehre schien, die Frau eines Schriftstellers zu sein.

Möchte wissen, wie es um euch stünde, hätte ich nicht immer dahintergesteckt und hier und dort ausgeholfen!“

„Er wird Ihnen ja gewiß alles zurückzahlen,“ unterbrach die kleine Frau dann wohl sanft und wischte sich heimlich eine Thräne aus dem Auge.

„Na, na, nicht gleich weinen,“ beruhigte die im Grunde gutmütige Alte; „ins Grab nehme ich das Geld ja doch nicht mit, euch gehört's schon nach meinem Tod, aber ich will eine runde Summe hinterlassen und sehe nicht ein, warum das erarbeitete und ersparte Geld jetzt in kleine Münze umgesetzt werden soll, nur damit mein Sohn den noblen Herrn spielt!“

Remy, der diese Ansichten seiner Mutter wohl kannte, beschuldigte sie im Geiste mehr als einmal, ihn an seinem Fortkommen, seiner Karriere zu hindern, und wenn er auch einsah, daß ihn der Mutter Mittel stets über Wasser hielten, so daß er sich, ohne eine Katastrophe befürchten zu müssen, seinem litterarischen Schaffen hingeben konnte, so fühlte er andrerseits doch immer wieder der Mutter schwere Hand auf sich lasten und sich daher in der Freiheit jeder Bewegung, die emporführt, beschränkt. Was hätte er auf Calmettes freundschaftliche Ermahnungen entgegnen können, was antworten sollen? Er erfuhr es ja täglich an sich selbst, wie schwer sich ein Abweichen von den nun einmal bestehenden Gesetzen des Pariser Schriftstellerlebens, ja des modernen Emporkommens überhaupt rächte, und doch konnte er nichts thun, als ferne von jeder Clique, einsam in seinem verborgenen Winkel sitzen und arbeiten. Jeder

Tag erforderte sein Recht, und was ihm sein Erwerb nach Bestreitung der notwendigsten alltäglichen Bedürfnisse zuweilen übrig ließ, das reklamierte seine alte Mutter, deren Schuldner er hatte werden müssen, um halbwegs sorgenlos das Wenige zu vollenden, was er bis jetzt publiziert. Nie hatte er frei aufatmen, sein schwerverdientes Geld nach Gutdünken verwenden können. Seine größten Erfolge waren bisher nichts andres als ein Schlag ins Wasser gewesen, denn nie konnte er eine sich bietende günstige Gelegenheit erfassen, um selbst persönlich durchzuführen und durchzufechten, was einige geschickte Reklamen des Verlegers und warmes, sachliches Lob ernster Kritiker vorbereitet. Bald fehlte es ihm an dem notwendigen Kleingeld, um seine Kollegen in den Cafés der Boulevards aufzusuchen und sich mit ihnen an dem oder jenem Vergnügen zu beteiligen, bald war wieder seine Garderobe in einem zu derouten Zustande, als daß er die notwendigen Besuche hätte machen, gesellschaftliche Relationen hätte anknüpfen können, die — wie er sich bei seinen Kollegen überzeugt — oft rascher und sicherer zum Ziel führten als das ernsteste Streben, der unermüdlichste Fleiß. Stets fühlte er den drückenden Konflikt, welcher zwischen seinen privaten Verhältnissen herrschte und denen, in welche ihn seine schriftstellerische Thätigkeit hineindrängte. Ja, er war im wahren Sinne des Wortes ein „Talent ohne Frack“, wie Dodolphe in seinem Pariser Boulevardwitz lachend ausgerufen, und in ohnmächtigem Grolle sah er die Tage, Monate und Jahre schwinden, ohne

daß sich seine soziale und pekuniäre Stellung besserte. Mit wahrem Entsetzen fragte er sich, wie lange sein Talent es noch aushalten würde in dem aufreibenden Kampf ums Dasein, ums tägliche Leben, das wie ein Vampyr die beste Kraft aus seinem Gehirne sog.

Heute beschloß er, mit seiner Mutter ein ernstes Wort zu reden, ihr auseinanderzusetzen, daß er seine ganze Lebensweise ändern müsse, damit er zu etwas kommen könne, und sie zu bitten, ihm zur völligen Tilgung seiner Schuld noch länger Zeit zu lassen. Als er aber der alten Frau gegenüberstand und ihr von seinen Plänen und Erwartungen erzählte, fühlte er ihre stechenden dunklen Augen mißtrauisch auf sich ruhen.

„So, also du willst dich elegant ausstatten, auf ganz andrem Fuße leben, womöglich den Rentier spielen statt deine Schuld abzutragen?"

Remy, der beim Vorwurfe der Mutter nicht den engen Gesichtskreis der pedantischen Geschäftsfrau berücksichtigte, fühlte aus der ganzen Rede nur einen verletzenden Zweifel an seiner Redlichkeit heraus. Er entgegnete daher fast heftig:

„Morgen sollen Sie Ihr Geld haben; aber ich meine, Sie würden mütterlicher an mir handeln, wenn Sie sich etwas gedulden wollten. In drei Wochen erscheint mein Buch, ich werde viele Kollegen aufsuchen, Kritikern meinen Besuch abstatten müssen; auch dürfte ich Einladungen erhalten, die sich nicht gut ablehnen lassen und denen Folge zu leisten für meine Karriere unentbehrlich. Dies alles erfordert

aber ein anständiges Äußere, viel Wagen und auch einiges Geld in der Tasche für unvorhergesehene Ausgaben —"

Die Alte ließ ihn nicht zu Ende reden.

„Das heißt, du willst bummeln! Das ist es also, was dich bei der Schriftstellerei anzog! Nicht die Arbeit, nicht die verzeihliche Eitelkeit, die Ausgeburten deiner Phantasie in den Schauläden zu sehen, nein, dich verlockte bloß das äußere, glänzende, auf Schulden aufgebaute Boulevardleben deiner sauberen Kollegen. Ich kenne sie schon vom Hörensagen diese feinen, noblen Herren mit den spitzen Lackstiefeln, dem pomadisierten Schnurrbart und dem leeren Magen. Ja, leeren Magen," wiederholte die alte Frau heftig; „ich wette, daß die Hälfte deiner netten Freunde sich nicht ein gutes Stück Fleisch gönnt, nur, um im Café mit einer guten Cigarre prahlen zu können. Lehr' mich in meinem Alter die Menschen nicht kennen! Da kann ich dir gleich einen Herrn Terry nennen, der sich vor etwa sechs Jahren, sobald es dunkel zu werden begann, für fünf Sous Wurst oder Schinken aus unserem Delikatessengeschäft holte. Das war sein ganzes Diner, mein Junge; begegnete man ihm aber auf der Straße, so vermeinte man einen Grandseigneur zu sehen, so pickfein und elegant war alles an ihm!"

Remy war in großer Erregung ans Fenster getreten und pochte nervös an die Scheiben.

„Terry — du siehst, seine erdarbte Eleganz hat ihm nicht geschadet — ist jetzt einer unsrer bekann-

testen und bestbezahlten Journalisten und Recensenten; diesen selben Terry müßte ich jetzt aufsuchen, um ihm meinen Roman zu empfehlen; dieser selbe Terry gibt die glänzendsten Gesellschaften und sieht die einflußreichsten Persönlichkeiten bei sich. — Doch nun genug darüber, Mutter! Sie werden mich nie verstehen, und ich werde eben versuchen, durch eigene Kraft das zu erreichen, wozu Sie mir Ihre Hilfe versagen. Natürlich verliere ich dabei meine besten Jahre, vergeude meine beste Kraft, aber sprechen wir nicht weiter davon. Morgen erhalte ich vom Verleger mein Honorar, und morgen noch zahle ich Ihnen den Rest meiner Schuld ab."

Wie Remy es vorhergesehen, so geschah es. Nachdem er die nur notwendigsten Besuche gemacht, blieb er, wie immer, stecken. Wäre er im stande gewesen, die alten Beziehungen aufzufrischen, neue anzuknüpfen und sich in den mondainen Trubel des Pariser Lebens zu stürzen, sein letzter Roman hätte Sensation gemacht; so aber errang er nur einen rein litterarischen Erfolg, und Remy mußte länger, als er es selbst gefürchtet, auf die zweite Auflage des Buches warten. Bald war es wieder so tot um ihn herum wie zuvor; immer seltener kam sein Name in den Blättern vor, und wenn nicht fast alljährlich wenige Tage hindurch ein neues Buch von ihm in den Auslagen zu sehen gewesen wäre, man hätte nicht mehr gewußt, ob es noch einen Schriftsteller Namens Remy gab oder nicht.

Remy selbst hatte scheinbar jeden Ehrgeiz ein-

gebüßt. Rastlos, ohne sich um die Außenwelt zu bekümmern, arbeitete er Tag und Nacht. Seine scheue kleine Frau legte ihm manchmal die Hand leise auf die fieberheiße Stirn und seufzte tief auf. Dann schlich sie auf den Zehenspitzen zur Thür hinaus und setzte sich an den runden Tisch des Eßzimmers, wo sie mit ihrer saubern, zierlichen Schrift die bereits gefeilten Kapitel ins reine schrieb.

Wie stolz, wie glücklich war sie, ihrem „großen" Mann helfen zu können; sie fühlte sich so klein, nichtssagend und unbedeutend im Vergleich zu ihm. Es schien ihr, als stünden seine Werke ihr näher als er selbst, und als würde sie durch die Arbeit, die sie sich auferlegte, zu ihm emporgehoben. Remy bemerkte von alldem nichts. Er war es zufrieden, daß sie ihm das geisttötende Kopieren ersparte, und pflegte ihr stets als Dank eine Kleinigkeit mitzubringen, wenn er vom Verleger das Honorar erhalten. Sonst aber beschäftigte er sich nicht viel mit seiner Frau, nachdem er sie im Grunde genommen auch ganz lieb hatte. Nur manchmal blickte er überrascht auf, wenn eine schüchtern geäußerte Bemerkung ihr feines Verständnis für sein Talent bekundete und er sehen mußte, wie sehr sie in ihm aufging und mit welch inniger, fast heiliger Verehrung sie an ihm hing. Was er aber nicht sah, das waren die täglich tieferen Schatten um ihre Augen, die immer unheimlichere Durchsichtigkeit der Haut; was er nicht hörte, das war der immer kürzere Atem, der immer hohler klingende Husten.

Sie sprach ja nie von sich und ihren Leiden. Was sollte sie auch ihren Mann umsonst ängstigen; er würde ja schon alles früh genug erfahren an dem Tage, an dem sie nicht mehr im stande sein würde, sich vom Lager zu erheben . . .

Und dieser Tag rückte immer näher heran.

Ganz verlorene, verständnislose Blicke warf Remy auf die kleine blasse Frau, die, mit ihrer abgezehrten Hand die seinige streichelnd, noch immer Worte des Trostes und der Ermutigung auf ihrem Sterbebette fand.

„Ja, siehst du, mein Liebling, das rührt schon seit lange her — du konntest es ja nicht wissen, ich sah immer wohl aus — aber jetzt dauert's nicht mehr lange!"

Es dauerte auch nicht lange, denn die kleine Frau zog sich scheu und schüchtern, ohne viel Aufhebens zu machen, aus der Welt zurück, wie sie gewohnt war, alles in ihrem Leben zu thun.

Erst als Remy die erstarrten Fingerspitzen in seiner Hand fühlte und das ehemals milde braune Auge starr und gläsern auf sich gerichtet sah, da begriff er den Vorgang und drückte einen Kuß auf die Lippen der Toten, wie ihn die Lebende nie empfangen; denn erst, als er die Tote vor sich liegen sah, fühlte er, was die Lebende ihm gewesen.

„Mein Alles, mein Alles!" murmelte er, und glühende Thränen fielen in schweren Tropfen von seinen Augen.

Einige Monate nach dem Tode seiner Frau ver-

lor er auch seine Mutter, die ihm ein kleines Vermögen hinterließ. Es litt ihn nicht länger in der Stadt mit all ihren schmerzlichen und bitteren Erfahrungen. Er verkaufte seine Einrichtung, packte seinen Koffer und verließ Paris, um sich in ländlicher Abgeschiedenheit einer großen, ernsten Aufgabe zu widmen. Nicht Erschautes, sondern Erlebtes wollte er in seinem neuesten, tief in soziale Verhältnisse eingreifenden Roman schildern, und dazu bedurfte er allein der Sammlung. An Stoff konnte es ihm ja nicht fehlen, denn alles, was er während der vielen öden Jahre, in denen er die ganze Misere des ringenden armen Talentes an sich selbst erfahren, durchgemacht, drängte nach Gestaltung.

Als er nach längerer Abwesenheit wieder auf den Boulevards auftauchte und sich in das Stammlokal seiner Kollegen begab, stürmten dieselben mit den verschiedensten Fragen auf ihn ein, konnten aber nichts andres erfahren, als daß er Frau und Mutter verloren und die letzten Monate zu einer Reise benützt. Sie musterten überrascht seine nun so elegante Erscheinung und schüttelten ihm hocherfreut die Hand, als er sagte:

„Nun verschreibe ich mich eurer Lebensweise mit Leib und Seele, et vogue la galère.“

„Werden Sie also doch endlich einer der Unsern, Sie Talent ohne Frack, wie Dodolphe Sie einst scherzhaft getauft!“ rief Calmette herzlich, indem er gleichzeitig vorschlug, die Bekehrung Remys durch ein heiteres Garçonsouper im Café Riche zu feiern.

Die Vorteile der Kameraderie wie des Verkehrs in der großen Welt bewährten sich in kürzester Zeit. Bald citierte man Remys Namen in allen großen Blättern, obschon er nichts als hin und wieder ein kleines Feuilleton veröffentlichte; doch genügte dies, um die Aufmerksamkeit des nur nach Namen haschenden Publikums auf seine früher kaum beachteten Romane zu lenken und die Erwartung auf eine neue Publikation zu spannen. Er selbst lebte scheinbar sorglos, einzig und allein dem Momentgenusse, galt für einen parfait gentilhomme und war ein viel geladener, gern gesehener Gast künstlerischer und finanzieller Kreise.

Niemand hätte wohl den lebenslustigen, charmanten Causeur in dem ernsten Mann erkannt, der, eines Nachts vor seinem Schreibtisch sitzend, mit finsterer berechnender Miene Zahlen auf Zahlen aneinander reihte und endlich zwischen den Zähnen herauspreßte: „Rien ne va plus — jetzt gilt's!“

Am andern Tage konnte man in allen großen Zeitungen folgende Notiz lesen:

„Wir sind in der erfreulichen Lage, unsern Lesern schon heute zu verraten, daß unser geschätzter Mitarbeiter Monsieur Remy soeben einen tief ins soziale Leben eingreifenden Roman vollendet. Der Titel des hochinteressanten Werkes, in welchem der Autor sich und einige unsrer bekanntesten Journalisten unter fiktiven Namen schildert, lautet: ‚Ein Talent ohne Frack.‘“

Kurz nachdem die Blätter der Voranzeige seines Buches mehr Zeilen gewidmet, als sie deren einst

der Kritik seiner bereits erschienenen Werke geopfert, befand sich der neue Roman in allen Händen. Er erregte ein Aufsehen, das Remys höchste Erwartungen überstieg. Schon nach wenigen Tagen war die Auflage vergriffen. Als Remy das glänzende Honorar für die zweite Auflage in seine Brieftasche steckte, sagte er sich:

„Il était temps! Nicht lange mehr hätte ich das kostspielige Leben weiter fortführen können."

Hatte doch Remy fast mit seinem ganzen kleinen Vermögen va banque gespielt und dasselbe gleichsam als Betriebskapitel in seine Karriere gesteckt, um in der letzten Stunde mit dem Besten, was sein gereiftes Talent hervorgebracht, den entscheidenden Sieg zu erfechten. Die enthusiastischen, fast reklameartigen Recensionen konnte er mit ruhigem Gewissen lesen, denn das, was seine Freunde so bereitwillig anerkannt, war in der That außerordentlich. Mit der ihm eigenen Objektivität mußte er sich freilich auch gestehen, daß ihm diese Anerkennung nie zu teil geworden wäre, hätte er das Buch vor Monaten sofort nach dem Entstehen veröffentlicht und nicht mit allen erdenklichen Opfern das Interesse für seine Persönlichkeit dem Interesse für sein Talent vorausgehen lassen. Aus dem „bekannten" und „beliebten" wurde bald der „gefeierte" Schriftsteller, dem alte Kollegen die Akademie prophezeiten, zu dem junge Streber aufblickten und dem die schönsten Frauen huldigten. Ja, eine reiche polnische Prinzessin, deren Salon der Mittelpunkt einer exotischen Gesellschaft war, suchte den berühmten Romancier durch die raffinierteste Koketterie dauernd

an sich zu fesseln und gab ihm nicht undeutlich zu verstehen, daß sie nicht abgeneigt, ihren endlos langen aristokratischen Namen gegen den kurzen, aber berühmten Namen Remy einzutauschen. — — —

Einige Jahre sind seitdem verstrichen. In einem geschmackvollen, etwas düster eingerichteten Gemach, das von dem matten Licht einer großen, kostbaren Lampe und dem rötlich aufflackernden Schein des Kaminfeuers nur wenig erhellt wird, sitzt nun ein Herr mit feinen, markierten Zügen und einem vorzeitig gelichteten Scheitel. Er blättert ernst und sinnend in einem nur zum Teil aufgeschnittenen Buch, das vor ihm auf dem schön geschnitzten Arbeitstisch liegt. Eine superbe, in Lebensgröße gemalte Frauengestalt in tief ausgeschnittener, kostbarer Balltoilette mit welligem blauschwarzem Haar und blitzenden Augen lächelt verführerisch und siegesbewußt aus dem fast überladenen goldenen Rahmen hervor, an dem noch die Nummer von der letzten Ausstellung haftet, und der sich grell von der dunklen Stofftapete des Zimmers abhebt. Die kleine verblaßte Photographie einer schmächtigen, altmodisch gekleideten jungen Frau steht auf dem Schreibtisch auf einer schwarzen Miniaturstaffelei und scheint, eingeschüchtert durch den ihr ungewohnten Glanz, auf den eifrigen Leser zu blicken.

„Ja, sind Sie ganz von Sinnen, Remy? Ich glaube gar, Sie lesen Gedichte!“ läßt sich plötzlich eine Stimme vernehmen, während ein goldner Zwicker über die Schulter des Angesprochenen auf die aufgeschlagene Seite fällt.

„Ja, so geht's, man wird sentimental auf seine alten Tage," sagt Remy, über dessen dünne Lippen ein feines, spöttisches Lächeln huscht, und schüttelt dem Freunde herzlich die Hand.

Calmette, denn er ist es, legt seinen Claque auf den Tisch, wirft den Überzieher ab und zündet sich eine Cigarre an.

„Sie sehen, ich mache mir's bequem, denn wenn Sie jetzt erst Toilette zu machen beginnen, dann kann ich noch lange warten. Mußte Sie auch der Teufel verführen jetzt Gedichte zu lesen!"

Remy drückt währenddessen auf eine elektrische Klingel, und fast augenblicklich erscheint ein älterer Kammerdiener in schwarzen Kniehosen und schwarzseidenen Strümpfen; geräuschlos waltet er seines Amtes und bereitet im angrenzenden Ankleidezimmer vor, was die Toilette seines Herrn erfordert.

„La princesse va bien?" fragt Calmette und streckt sich nachlässig auf dem Kanapee aus.

„Très bien, merci!"

Die jetzige Madame Remy wird nach wie vor princesse genannt, und Remy ist es zufrieden. Er lebt mit der schönen, etwas extravaganten Polin in durchaus musterhafter moderner Ehe. Er ist der aufmerksame, korrekte Gatte, dessen gefeierter Name seiner Frau selbst die exklusivsten Salons erschließt; sie ist die reiche Prinzessin, deren luxuriöses Palais dem Talent und der Persönlichkeit ihres Mannes als glänzender Ausstellungsraum dient. Beide wissen die Vorteile, welche sie sich gegenseitig bieten, wohl zu

schätzen und gelten in der sogenannten Welt für ein glückliches Paar.

„Was sind denn das für Gedichte?" nimmt Calmette nach einer Pause wieder das Gespräch auf.

„Erstlingsblüten!" antwortet Remy und reicht Calmette ein kurzes, auf gewöhnlichem, billigem Papier geschriebenes Briefchen. „Der arme Teufel hat viel Talent, aber nichts zu beißen und zu brechen, diesen Zeilen nach zu urteilen."

„Ça viendra," meint Calmette gleichmütig und legt den Brief ungelesen auf den Tisch zurück; „Sie müssen doch am besten wissen, daß es kommt," fügt er hinzu und sieht Remy lächelnd an.

„Ja, manchmal kommt's," bestätigt Remy, „aber auch da oft zu spät, wenn die Kräfte erlahmt und der Geist tot." —

„Allons donc," spöttelt Calmette; „oder behaupten Sie etwa, daß Ihr Geist tot?"

Remy schweigt erst einen Augenblick und tritt dann auf seinen Freund zu. „Aufrichtig gesprochen: habe ich meinen vor Jahren erschienenen Roman ‚Ein Talent ohne Frack', dem ich meinen Haupterfolg verdanke, überboten? Habe ich mich seitdem vertieft, habe ich Fortschritte gemacht? Nein! Sehen Sie, alle Bücher, die diesem Werke gefolgt, wiegen kaum meinen allerersten Versuch auf, der vielleicht weniger Routine, weniger Raffinement, jedenfalls aber mehr ursprüngliches Talent, mehr Lebenswahrheit und echte Empfindung aufweist."

Calmette will ihn unterbrechen, aber Remy fährt

hastig fort: „Nein, mein Lieber, ich brauche keine Bescheidenheit zu heucheln wie die, welche ihren Namen einzig und allein der Reklame verdanken. Ich weiß, ich habe etwas geleistet, ich weiß aber auch, daß alles, was ich jetzt schreibe, weniger künstlerischem Schaffensdrang entspringt als den Rücksichten, welche mir die zahllosen Angebote der Verleger, das Interesse der Gesellschaft und der Ehrgeiz der Prinzessin, die einen berühmten Mann geheiratet, auferlegen. Und so bin ich denn verurteilt, alljährlich einen roman à sensation zu publizieren, den die ernste Kritik vielleicht nicht mehr ernst nimmt, der aber einen glänzenden Weg durch alle Boudoirs von Paris macht. Erinnern Sie sich der Worte, die Sie mir vor etwa zehn Jahren, als ich mutlos dastand, zuriefen? Ihren Rat habe ich, sobald ich es thun konnte, befolgt. Ich habe mich lanciert, bin beliebt, ja, sagen wir berühmt geworden, mein Talent aber hat sich aufgerieben, zersplittert in dem, wie Sie sich ausdrückten, ewigen Haschen nach Tagesruhm und Tagesbeifall!“

Remy ist verstummt. Man hört nichts in dem Zimmer als das Knistern des Kaminfeuers und das Rascheln des feinen Hemdes, in dessen gestärkten Brustlatz der Kammerdiener eine erbsengroße, von Brillanten umgebene Perle steckt.

Calmette blickt nachdenklich auf die schönen, glitzernden Steine und hat Mühe, ein leises Lächeln zu unterdrücken.

„Welchen Frack?“ fragt der Kammerdiener in leiser, diskreter Weise.

„Nummer zwei!“ antwortet Remy wieder vollkommen gelassen und wendet sich an Calmette. „Ich glaube, für eine Soirée bei einem Verleger genügt die Nummer. Ich bin ein ordnungsliebender Mensch, wie Sie sehen. Hat mir ein neuer Frack einigemale bei offiziellen Diners sowie in hochadeligen Salons gedient, dann degradiere ich ihn zum Frack Nummer zwei, der sich als solcher auf den Soiréen von Verlegern, Halbmillionären und kleinen Aristokraten noch sehr würdig behauptet; Kollegen, nichts für ungut, müssen sich schon mit Frack Nummer drei begnügen. Nur unsrem guten Dodolphe gegenüber mache ich eine auszeichnende Ausnahme, erstens, weil er ja doch dem edlen Geschlecht derer von Rabajac entsprossen, und zweitens, weil ich seiner Bosheit eigentlich den Titel meines besten Romans verdanke!“

Die beiden Herren lachen herzlich auf, während der Kammerdiener ihnen die Überzieher und die Claques reicht.

„Das scheint auch so ein ‚Talent ohne Frack‘ zu sein,“ sagt Remy und deutet auf das auf dem Tisch liegende Buch. „Apropos, wie wär’s, wenn man ihm heute einen guten Abend bereitete?“

„Der Wagen ist vorgefahren!“ meldet der Kammerdiener.

„Gut, wir kommen,“ antwortet Remy und ergreift eine Feder und einen Bogen Briefpapier.

Auch Calmette nähert sich dem Tisch und folgt gespannt den hastigen Federzügen seines Freundes.

„A la bonne heure, das lasse ich gelten!“

ruft er endlich aus und klopft Remy auf die Schulter.

Das Billet an den jungen Dichter lautete:

„Sehr geehrter Herr!

„Ihr Vertrauen ehrt mich. Ihr Buch hat mich sehr bestochen und Ihr Brief mir mehr verraten, als Sie selbst vielleicht zu sagen beabsichtigt. Anbei ein Chek, dessen Betrag Ihnen über die schwierigsten Anfänge hinweghelfen und Sie instandsetzen soll, sich selbst ein wenig in Scene zu setzen. Lassen Sie allen falschen Stolz beiseite und acceptieren Sie ungeniert die unerbetene, aber gewiß nicht unwillkommene Gabe eines Kollegen, der selbst einst schwer darunter gelitten, nichts andres gewesen zu sein als —

ein Talent ohne Frack."

Zum letztenmal.

Ein Stimmungsbild aus dem Pariser Bühnenleben.

Zum drittenmal erschallt der schrille Ton der Glocke, und die Stimme des Inspizienten klingt hohl und eintönig durch die langen, spärlich beleuchteten Gänge des Theaters: „Troisième, on commence!“ Träge macht er seine Runde, vorbei an halboffenen Garderobenthüren, aus denen heiße, parfümierte Stickluft dringt, die sich schwer und beklemmend auf die Brust legt. Hier und da huscht eine Gestalt vorbei, halbangezogen, den Frisiermantel lose um die bereits geschminkten Schultern geworfen.

„Mon petit Auguste, ich habe mich ein wenig verspätet, lassen Sie die Viertelstunde bis zum Aufgehen des Vorhanges recht lange dauern,“ flüstert ein kleines, zartes Persönchen, den Kopf und den noch etwas hageren Hals aus einer Thür steckend. — „Habilleuse, habilleuse!“ schreit sie dann mit Aufgebot aller Kräfte.

„Habilleuse!“ ertönt es gleich darauf im höchsten Diskant vom andern Ende des Ganges, und — euse! hallt das Echo wieder.

„Troisième, on commence!“ ruft nochmals der Inspizient, mechanisch seinen Weg verfolgend, ohne auch nur eine Miene zu verziehen, wenn sein Blick eine stark dekolletierte oder sich im tiefsten Negligé befindende Schöne trifft, die der Hitze wegen ihre Thüre offen gelassen und sich nicht scheut, bei ihrer Toilette überrascht zu werden. Vor einer verschlossenen Thüre steht der Coiffeur mit Kamm und Brennzeug in der Hand, an das Geländer der Treppe gelehnt, welche ins obere Stockwerk, zu den Männergarderoben führt. Gleichgültig starrt er in die helle, flackernde Gasflamme, die sein volles, intelligentes Gesicht beleuchtet; dann und wann gähnt er und fährt sich gedankenlos mit dem Kamm durch den Bart. Ein junger Schauspieler, noch in Hut und Handschuhen, rast an ihm vorbei die Treppe hinauf, zwei, ja drei Stufen überspringend. Oben angelangt, beugt er sich über das Geländer und ruft dem untenstehenden Coiffeur zu: „Mein Kompliment, die kleine Blanche war gestern wieder göttlich frisiert; sie gefiel sich auch so gut, daß sie gar nicht schlafen gehen wollte, um ihre Frisur nicht zu verderben.“

„Ich bin auch nicht schlafen gegangen,“ ertönt eine frische Stimme hinter der Thüre, „soupiert habe ich in der maison dorée!“

„Bis?“

„Bis meine Frisur derangiert war, mon petit!“ lautet die lachende Antwort.

Der Inspizient ist mittlerweile bis ans Ende des Ganges gelangt und ruft zum letztenmal in lang-

gezogenen, gedehnten Tönen: „Troisième, on commence!“

Eine große, schlanke, in einen kostbaren Plüschmantel gehüllte Frauengestalt — das von dem breiten, schwarzen Hut beschattete Gesicht dicht verschleiert — geht langsam, mit einem leichten Kopfnicken an dem Inspizienten vorbei und tippt mit den Fingern an die angelehnte Thür der letzten Garderobe, in welche sie eintritt, die Portiere hinter sich zuziehend. Sie schraubt das Gaslicht, dessen bläuliche kleine Flamme kaum einen matten Schein um sich wirft, auf, und eine glänzende Helle erleuchtet die luxuriös ausgestattete Garderobe, deren Plafond und Wände mit rosenrotem, golddurchwirktem Stoff ausgeschlagen sind. Ein mit ebendemselben Stoff dekorierter Toilettentisch, große und kleine Spiegel in geschmackvollen und originellen Rahmen, eine gelbseidene Miniaturcauseuse, zierliche, kleine vergoldete Stühle, eine mit saphirblauem Plüsch überzogene Chiffoniere, elegante Nippsachen und Bücher in geschmackvollen Einbänden verleihen dem Ganzen mehr den Anstrich eines traulichen Boudoirs, als eines Ankleidezimmers. Lautlos still ist es in dem kleinen Raum, und die über die Eingangsthür herabwallende Portiere dämpft jedes von den Gängen und den übrigen Garderoben herrührende Geräusch. Nur der Straßenlärm und das aufdringliche Geschrei der Programm- und Zeitungsverkäufer dringt durch das ovale kleine Fenster herein, und ein kalter Luftzug läßt die Flamme des Lichtes unruhig hin und her flackern. Mit einer raschen

Bewegung streift die eben Eingetretene den schweren Mantel von den Schultern, schließt das Fenster, zieht die Vorhänge zusammen und beginnt darauf sich langsam auszukleiden. Ihre Augen schweifen nachdenklich, fast wehmütig über den Tisch, auf welchem die verschiedensten zierlichen Toilettengegenstände verstreut liegen: in einer Perlmutterschale kostbare Ringe und Nadeln, nicht weit davon feine Parfüms, Schminktöpfchen, kleine Bürstchen, Pinsel, Feilen und Scheren, alles in buntem Durcheinander, mit einer feinen Wolke von Puder bedeckt. Sie tritt vor den Spiegel und nickt sich selbst wie einer Fremden zu; auch das Spiegelbild nickt, und sie vermeint eine Thräne in dem tiefen, glänzenden Auge zu bemerken. Sie fährt sich mit den schlanken, nervösen Fingern leicht über die schöngeformten Augenlider und läßt sich mit einem leisen Seufzer auf den rosaseidenen, mit Goldknöpfen verzierten Puff nieder.

Ist es heute wirklich das letzte Mal, daß sie sich vor diesen Tisch setzt?

Langsam beginnt sie sich zu schminken, langsam und aufmerksam wie nie bisher schwärzt sie mit dem Crayon ihre schmalen, dunkelblonden Brauen; vorsichtig, fast zögernd fährt sie mit der roten Schminke über ihre feinen Lippen, daß die weißen Zähne noch blendender hervorschimmern; dann erhebt sie sich, ergreift ein kleines, in schwarzes Maroquinleder eingebundenes Büchlein und lehnt sich, den Frisiermantel lässig über die Schultern geworfen, in die Ecke der Causeuse. Sie scheint wirklich bewegt, und das

schwarze Büchlein zittert in ihren Händen, wie sie es aufschlägt und sofort auf der ersten Seite die Worte findet:

„Montag, den 15. November, zum erstenmal aufgetreten in den ‚femmes savantes‘ von Molière als Henriette.“

Das war genau vor acht Jahren, und heute abend heißt es in dasselbe kleine Buch eintragen:

„Montag, den 24. November, zum letztenmal aufgetreten in den ‚femmes savantes‘ als Henriette.“

Ja, acht Jahre lagen zwischen diesem ersten und letzten Auftreten! Wie hatte ihr damals vor Freude das Herz geschlagen, als sie zum erstenmal diese Garderobe betreten, die, freilich weniger elegant ausgestattet und nur mit dem Notwendigsten versehen, ihr doch als das höchste Glück und das Endziel ihrer Wünsche erschien. Sie hätte den Direktor, die Mitglieder, ja die alte Garderobière umarmen mögen, so unaussprechlich selig war sie an dem Abend, so gut und freundlich, so neidlos und aufmerksam erschienen ihr alle. Selbst vor dem Publikum bangte ihr kaum. Sie wußte ja noch nicht, wie launisch, wie unberechenbar es ist! — Wie hastig sie sich damals geschminkt und angekleidet, wie ungeduldig sie die Treppe hinab- und hinauflief, mit welcher Spannung sie dem Zeichen des Regisseurs entgegensah, das den Aktbeginn verkündete, und wie siegesbewußt sie sich in den Coulissen aufstellte, um hinauszutreten vor die Rampe .... Ja, aber als sie dastand vor der Rampe, wie klein, wie unbeholfen kam sie sich

vor, wie linkisch erschienen ihr ihre Bewegungen, wie wenig klangvoll ihre Stimme und wie unnatürlich geschraubt und dilettantenhaft ihr Vortrag. Sie war ganz überrascht, am folgenden Tage glänzende Recensionen über ihr erstes Debüt in den Zeitungen zu lesen, denn wie jedes echte Talent war sie selbst mit ihrer Leistung unzufrieden und auf den schärfsten Tadel gefaßt. Durch das Entgegenkommen der Presse ermutigt, beschloß sie energisch, sich in ihrer künstlerischen Entwickelung zu vervollkommnen, und arbeitete rastlos weiter. Nach einem Jahre traute sie sich schon die größten Aufgaben zu; doch blieben dieselben vorderhand aus, obzwar ihr Name allmählich bekannt geworden. Freilich hatte sich derselbe aus dem elsässischen Ada Rheinhold in das französische Adine Reinold verwandeln müssen. Daß die Pariser Journalisten die elsässische Orthographie nicht respektierten und namentlich mit den zwei h in ihrem Namen nichts anzufangen wußten, dafür konnte man sie nicht verantwortlich machen, und Ada begann schließlich selbst alle Briefe und Photographien mit Adine Reinold zu unterzeichnen. Wohl hatte sie die neue Orthographie einige Thränen gekostet, denn es schien ihr, als gäbe sie etwas von ihrer Individualität her, indem sie ihren elsässischen Namen so verstümmelte, aber sie mußte sich entschließen, ihrem künftigen Ruhme dieses Opfer zu bringen. Direktor und Journalisten meinten freilich, die Künstlerinnen brächten gewöhnlich ganz andere Opfer, aber Adine, auf den alleinigen Sieg echten Künstlertums bauend, verstand die An=

spielung nicht oder wollte sie nicht verstehen und durfte sich daher nicht wundern, wenn der ersehnte Ruhm die ersten Jahre hindurch ausblieb. Sie spielte in klassischen Repertoirestücken, für die sich „tout-Paris“, das Premièren-Publikum, nicht interessiert, die abgedroschenen, sich ewig gleichbleibenden Liebhaberinnen, und es kam ihr vor, als hätte sie immer dieselben Tiraden gesprochen, nur hie und da ein andres Kostüm angelegt, eine andre Perücke aufgesetzt. Sie hatte schon viele von ihren Illusionen eingebüßt, manche von ihren Hoffnungen aufgegeben und wartete nun auf die sogenannte „Gelegenheit“, mit der Direktor und Kollegen sie stets trösteten, wenn sie sich über ihren undankbaren Wirkungskreis beklagte. Die günstige Gelegenheit kam endlich. Ein patriotisches Stück sollte gegeben werden, in welchem eine junge Elsässerin die Hauptrolle spielte. Der Direktor erinnerte sich zufällig, daß Mlle. Adine Reinold eigentlich Mlle. Ada Rheinhold sei, daß sie auch das traditionelle Goldhaar mit den sanften blauen oder grauen Augen besitze, und beschloß, mit Hilfe der im Elsaß spielenden Novität, die „Kleine“ zu lancieren. Die „Kleine“ erregte Sensation. Mehrere große Blätter brachten förmliche Leitartikel über den neu aufgegangenen Stern; einige Chroniqueure debattierten über die Echtheit ihrer langen, blonden Zöpfe, andere brachten ihre Biographie, die sie mit allerlei ersonnenen oder gestohlenen Anekdoten ausschmückten. Man erfand sogar eine patriotische Geschichte, in welcher Papa Rheinhold (mit zwei h) eine

tragische, Mama Rheinhold (ebenfalls mit zwei h) eine ergreifende und die kleine Ada — sage Ada — eine rührende Rolle gespielt haben sollten. Der Artikel des Chauvinisten schloß mit einer pathetischen Phrase, welche, die französische Nation als die schauspielerisch begabteste preisend, das Talent der Reinold — diesmal wieder ohne h — als Beweis für den urfranzösischen Charakter von Elsaß-Lothringen hinstellte.

Am nächsten Tage legte ihr der Direktor einen neuen, auf 10 Jahre bindenden Kontrakt vor, mit bis zu einer ansehnlichen Summe steigendem Gehalt. „Was sagen Sie zu der Gelegenheit?" fragte er händereibend das junge Mädchen und setzte vielsagend hinzu: „Vergessen Sie aber nicht, daß ich Ihnen nur eine ‚Gelegenheit' gegeben; an Ihnen liegt es nun, das Volk da" — er deutete auf die umhergestreuten Journale — „in Atem zu halten."

Mit einem Schlage war Adine an die Oberfläche geraten. Man begann sich um sie zu reißen, denn der bon-ton verlangte es, daß sie in jedem öffentlichen wie privaten großen Konzert mitwirke. Es regnete Einladungen von ihr unbekannten, hochstehenden Persönlichkeiten, die ihre Soiréen durch sie verherrlicht sehen wollten. Man war gespannt, wie der neueste Stern sich in der Gesellschaft benehmen und wie er gefallen würde. Die Damen erwarteten kühl und reserviert die eingeladene Künstlerin, nicht ohne sich mit Bangen zu fragen, ob sie den Vergleich aushalten könnten mit einer gewiß auffallend und kostbar gekleideten Schauspielerin, der alle schönheits-

hebenden Mittel zu Gebote standen und die außerdem noch von dem verklärenden Nimbus des jungen Ruhmes umgeben war. Einige gingen weiter und fürchteten ein geräuschvolles, extravagantes Benehmen; andere machten sich auf eine die echte Weltdame äffende, unnatürlich gespreizte Bühnenprinzessin gefaßt. Die Herren hingegen versprachen sich samt und sonders einen pikanten Abend, und gar mancher hoffte insgeheim, die erwartete Künstlerin nach Hause begleiten und die Bekanntschaft weiterspinnen zu dürfen. — Adine erinnerte sich jetzt lebhaft ihrer ersten Soirée im Faubourg St. Germain; der einerseits mißtrauisch, anderseits bewundernd auf sie gerichteten Blicke; sie entsann sich des Beifalls, der auf ihre Vortragsnummer hin gefolgt, und der Einstimmigkeit, mit welcher die Damen sie mit Liebenswürdigkeiten überschüttet, auf sie zueilend und vollständig den Abstand, der zwischen ihnen und der Schauspielerin bestand, vergessend. Sie sah die enttäuschten Gesichter der Herren, die nicht zu ihr durchdringen konnten und sich begnügen mußten, ihr von weitem ein halbes Dutzend „charmant“ und „adorable“ zuzurufen. Als sie aber am nächstfolgenden Tage vom praktischen Direktor gefragt wurde, wer alles von Journalisten und Autoren in der Gesellschaft gewesen, konnte sie keine befriedigende Antwort geben; sie hatte die einflußreichen Herren nicht gesprochen, war sie doch meist von der Damengesellschaft absorbiert worden. Die Damen waren thatsächlich von dem ungezwungen-vornehmen, reservierten Wesen der jungen Künstlerin

entzückt. Die Hausfrau stellte sie sofort einigen ihrer Freundinnen vor, lud sie zu ihrem Jour und ließ ihre eigene Equipage vorfahren, um Adine nach Hause zu bringen. Einige Tage später überreichte ihr ein Diener ein kostbares Armband mit einigen charmanten, dankenden Begleitzeilen; denn man durfte Adine, die in die Gesellschaft gezogen wurde und am nächsten Jour erscheinen konnte, kein gewöhnliches Honorar von einigen hundert Franks schicken. — — — —

Das schwarze Maroquinbüchlein glitt auf den Teppich, und der Blick der Künstlerin richtete sich gedankenvoll auf das Armband, welches sie selten ablegte, da es sie immer wieder an die glänzende Einführung in die Pariser Gesellschaft erinnerte. In der großen Welt wurde sie rasch heimisch; sie gehörte bald ebensogut zu derselben wie die reichsten und vornehmsten Frauen. Ihr persönliches Vermögen machte sie frei, unabhängig und gestattete ihr einen gewissen Luxus, den eine andre, vom Schicksal weniger begünstigte Schauspielerin mit manchem Opfer hätte erkaufen müssen. Sie machte jedoch keine Reklame, stellte sich außerhalb der Bühne nie zur Schau, weder bei den Rennen und glänzenden Cirkusvorstellungen, noch bei sensationellen Begräbnissen oder auf den Soiréen vornehmer Herrenklubs. Sie verschmähte die kleinen Ränke und Intriguen ihrer Kolleginnen in Bezug auf Autoren und Journalisten; sie war von der wirklich guten Welt zu sehr gewöhnt worden, als Dame behandelt zu werden, um durch Komödiantenkniffe, berechnendes Lächeln und Zudringlichkeit die

Herren von der Presse zu veranlassen, sich fortwährend mit ihr in den Zeitungen zu befassen. Traf sie in einem Salon mit einem bekannten Schriftsteller zusammen, so diskutierte sie wohl mit ihm eine litterarische Frage, analysierte mit feinem Takt und einer überraschend reifen, ästhetischen Empfindung sein neuestes Werk, versäumte es aber vollkommen, ihm — wie es die Kolleginnen bei ähnlichen Gelegenheiten zu thun pflegten — mit dem Fächer vertraulich auf die Schulter zu klopfen und ihm kokett lächelnd zuzuflüstern: „Werden wir bald wieder das Glück haben, etwas von Ihnen auf der Bühne zu sehen? Vergessen Sie mich nur nicht bei der Rollenverteilung, ich verspreche Ihnen superbe Toiletten!“ Sie versprach nie superbe Toiletten, aber sie war immer gleich elegant und geschmackvoll gekleidet.

„Zu geschmackvoll!“ meinte der Direktor kopfschüttelnd und sagte: „Ich wollte wirklich, Sie hätten etwas weniger Talent und mehr — — éclat. Sie sind immer style faubourg St. Germain, das paßt nicht auf die Bühne. Sehen Sie unsre Dekorationen an: derbe Konturen und rohe Farbenklexe am Tage in der Nähe — blendende Ausstattungsmittel bei Beleuchtung und vom Saal aus gesehen. Ein gediegenes Bild können wir nicht brauchen. Seien Sie wie die Dekoration: weniger echt, mehr schillernd. Schillern Sie, meine Liebe, schillern Sie! ‚Halten Sie das Volk in Atem‘ habe ich Ihnen damals nach Ihrem großen Triumph gesagt. Was haben Sie statt dessen gethan? Jedes persönliche Interesse für

Sie einschlafen lassen und absolut vergessen, daß eine Schauspielerin in Paris ihre Hauptrolle außerhalb des Theaters zu spielen hat. Bauen Sie nach wie vor bloß auf Ihr Talent, dann können Sie sicher sein, bald totgeschwiegen zu werden!“

Ja, allmählich wurde sie totgeschwiegen; immer seltener trat sie in neuen Sensationsstücken auf, immer kühler und förmlicher begrüßte sie der Direktor, immer reservierter wurden ihre Kollegen, immer lauer die kleinen und großen Journalisten. Ein Widerwille erfaßte sie gegen das Theater, dem sie die besten, schönsten Jahre ihres Lebens geopfert, und das von ihr kein ernstes Streben, kein volles Können, sondern ihr Privatleben als gleißendes Aushängeschild beanspruchte. Als sie sich eines Abends in einem kleinen, geistig bedeutenden Kreis voll Erregung und Empörung über diese unwürdige Auffassung des Schauspielerstandes aussprach, fragte sie einer der Herren, ob sie sich entschließen könne, der Bühne zu entsagen. Sie blickte, überrascht von dem ernsten Ton, in welchem die Frage gestellt worden war, auf und gewahrte einen etwa vierzigjährigen Mann von einnehmendem Äußeren, der zu den beliebtesten und geistreichsten Lebemännern von Paris zählte. Die Frage klang so präcise und inquisitorisch, daß Adine verlegen wurde und betroffen schwieg. Sie war dem Baron de Cléry in manchen Gesellschaften begegnet, und obgleich sie mit ihm keine drei Worte gewechselt, so hatte sie sich doch stets halb unbewußt gefreut, so oft ihr Auge ihn in einer Ecke des Salons entdeckte.

De Cléry, auf den die junge Künstlerin vom ersten Augenblick an einen tiefen Eindruck gemacht, beobachtete sie schweigend seit mehreren Wochen und dachte ernstlich daran, sich um ihre Gunst zu bewerben und ihr seine Hand anzubieten. Nur fürchtete er, Adine würde die Theaterlaufbahn nicht aufgeben; ihm aber erschien es nach der in seinen Kreisen üblichen Auffassung undenkbar, der Mann einer engagierten Schauspielerin zu sein. Die Äußerung der jungen Künstlerin überraschte und freute ihn zugleich, sodaß er beschloß, mit seinen und ihren Empfindungen so bald als möglich ins klare zu kommen. Vier Wochen nach diesem Abend waren die beiden schönen, sich innig zugethanen Menschen verlobt, und am Montag darauf, heute also, sollte Mlle. Adine Reinold zum letztenmal als Henriette in den „femmes savantes“ auftreten. Kein Wunder daher, daß sie nun ihre ganze Künstlerlaufbahn wie einen Traum an sich vorüberziehen ließ.

„Sie haben geschlafen?“ fragte erstaunt die eingetretene habilleuse, die Adine mit geschlossenen Augen auf der Causeuse fand.

„Fast!“ antwortete Adine kurz und erhob sich.

„Ist es wahr, daß Sie heiraten?“ fragte die kleine runzelige habilleuse weiter, indem sie sich auf die Zehen stellte, um dem großen, jungen Mädchen den seidenen Rock überzuwerfen.

„Ja!“ erwiderte wiederum einsilbig Adine.

„Wohl eine brillante Partie?“ hub die Alte neuerdings an. Adine antwortete nicht, und die habilleuse

fuhr in ihrer zudringlichen Neugierde fort: „Sie verlassen gewiß das Theater?“ Adine zuckte zusammen. Wie hart, wie grausam kamen ihr doch die Worte vor: Sie verlassen das Theater! Acht Jahre war sie dagewesen, und nun fragte man sie kühl, ob sie das Theater verließe, gleichsam als verstände sich das von selbst, als wäre das Gegenteil gar nicht denkbar.

„Ich spiele heute zum letztenmal,“ antwortete sie fast rauh und zerrte nervös an dem Atlasbande ihres Kostüms.

„Zum letztenmal? Nun, da will ich Sie recht schön machen,“ eiferte die schlaue Person. „Ich hoffe, Sie vergessen Ihre alte Clémence nicht. Sie brauchen mir nur eine Zeile ins Theater zu schreiben, sobald Sie etwas benötigen. Sie können versichert sein, daß ich für das beste Puder, den frischesten Coldcream und den feinsten Crayon Sorge tragen werde. Sie sind wohl so gut, mich den Damen aus der Gesellschaft zu empfehlen; meine Preise sind solid, auch bin ich diskret und zu manchem Dienste bereit. So, nun sind Sie fertig. Sie sehen schön wie ein Engel aus. Acht Jahre habe ich Sie angekleidet! Acht Jahre! Mir wird ganz traurig zu Mute, daß es heute zum letztenmal geschehen!“ Sie zog ein Taschentuch aus dem schwarzen Schürzentäschchen und führte es an die Augen. „Viel Glück wünsche ich Ihnen, viel Glück und . . . vergessen Sie mich nicht!“

Adine suchte nach ihrer Börse und drückte der Alten einen Louis in die Hand.

„Leben Sie wohl, Clémence, ich danke Ihnen für Ihre Dienste!“

Die Thür fiel hinter der knixenden und süßlich lächelnden Alten zu, Adine aber eilte ans Fenster, zog die Vorhänge auseinander und steckte den geschminkten, erhitzten Kopf an die kalte, dunkle Luft.

„Mlle. Reinold, c'est commencé!“ ließ sich die bekannte Stimme des Inspizienten vernehmen. Adine raffte sich zusammen und eilte die Treppe hinunter auf die Bühne; sie kam gerade noch zur rechten Zeit, um ihr Stichwort nicht zu versäumen. Sie hatte sich vorgenommen, die wenn auch nicht effektvolle, so doch interessante Rolle der Henriette mit voller Hingebung und dem ganzen Aufwande ihres Talentes zu spielen, aber ihre Gedanken schweiften gegen ihren Willen immer weiter ab von der Rolle und ihrer ganzen Umgebung. Nicht nach vorwärts eilten sie, zu ihrer nächsten Zukunft, ihrer Trauung, ihrer Hochzeitsreise nach Nizza und Neapel, nein zurück zu den acht abgelaufenen Jahren. An wie vielen Montagen — der erste Tag der Woche war stets dem klassischen Repertoire gewidmet — hatte sie auf diesen Brettern gestanden! Sie vermeinte sogar einige Montagsabonnenten zu erkennen, die Jahre hindurch dieselben Plätze einnahmen und damals ihrem ersten, heute ihrem letzten Auftreten beiwohnten. Sie hätte ihnen zuwinken, ihnen wie alten Freunden zurufen mögen: Lebt wohl, lebt wohl! — —

Die Kollegen bemerkten ihre Zerstreutheit und neckten sie im Künstlerzimmer: „Glückliche Braut“.

„Sollten Sie in Ihrem neuen Hotel eine Soirée geben, so wissen Sie, daß ich und meine ganze Kunst Ihnen zur Verfügung stehen," rief scherzend ein junger Schauspieler, sich gegen Adine verbeugend.

„Honorare werden angenommen," lachten die Kollegen, und der junge Mime setzte hinzu: „Direkt eingehändigt oder par livrée!"

Adine berührten die Scherze unangenehm, ja fast thaten sie ihr weh, aber sie konnte natürlich nicht verlangen, daß die Schauspieler auf ihre weichmütige Stimmung eingingen. Die Kolleginnen saßen kühl lächelnd in den Sofaecken, und als die Sprache auf de Cléry kam, sagte eine derselben mit absichtlich vielsagendem Blick: „De Cléry — das ist ein ganz charmanter Mensch; wenigstens war er's bis zu seiner Verlobung."

Adine that, als hätte sie die Worte überhört. Sie blickte ungeduldig auf das Zifferblatt der großen Uhr, die auf der Cheminée stand und seufzte: „Wenn's doch schon aus wäre!" Im dritten Zwischenakt ging sie in das Kabinett des Direktors, um sich zu verabschieden. Er begrüßte sie mit ausgesuchter Höflichkeit, bot ihr einen Lehnstuhl neben dem Kamin an und plauderte mit ihr, wie nie zuvor, über tausend anregende, interessante Dinge. Sie war ganz überrascht, einen so feingebildeten Menschen in ihrem frivolen, tyrannischen einstigen Vorgesetzten zu entdecken, und wußte nicht recht, ob sie früher seine Vorzüge verkannt oder ob er dieselben dem Mitglied seines Theaters gegenüber absichtlich verborgen gehalten.

„Mein lieber Direktor,“ sagte sie endlich sich erhebend und ihm die Hand reichend, „unser Abschiedsgespräch hat mir einen wahren Genuß gewährt, und mir ist es, als hätte ich Sie erst heute kennen gelernt.“

„Wohl möglich,“ antwortete der Direktor lächelnd und geleitete sie bis an die Thür. „Auch wir Theaterdirektoren sind, wenn auch in andrer Weise, zu Dekorationseffekten verurteilt, und wollten wir mit unsern Mitgliedern, so lange sie unter unsrer Leitung sind, Bühnenfragen vom ästhetischen Standpunkte aus betrachten, so gingen wir bald zu Grunde, und es bliebe uns schließlich nichts andres übrig, als die Bühne in einen ästhetischen Salon umzugestalten und den traditionellen ästhetischen Thee, natürlich unbezahlt, vor leeren Bänken herumreichen zu lassen!“

Da Adine erst in der siebenten Scene des IV. Aktes zu thun hatte, so ging sie wieder zurück in ihre Garderobe, um noch zum letztenmal in dem traulichen Winkel allein mit sich und ihren Gedanken zu weilen. Die Thür, welche sie beim Verlassen des Raumes nur angelehnt hatte, war weit aufgerissen und lebhafte Stimmen drangen an ihr Ohr. Verwundert trat sie ein und erblickte ein ultramodern gekleidetes junges Mädchen, das sich lachend auf der kleinen Causeuse hin und her wiegte, und zwei junge, hyperelegante Boulevardiers mit weißen Blumen in den Knopflöchern ihrer hellen Überzieher und einem Monocle im Auge. Beim Eintreten von Adine war das junge Mädchen rasch aufgesprungen.

„Pardon, Madame,“ verneigte sie sich leicht und sicher vor der Künstlerin, „ich bin nur gekommen, um meine künftige Garderobe in Augenschein zu nehmen.“

„Ich meine, Sie hätten damit bis morgen warten können,“ antwortete Adine gereizt und hob das noch immer am Boden liegende Maroquinbüchlein auf.

„Seien Sie mir deshalb nicht böse!“ bat, drollig die Hände faltend, die Kunstjüngerin, „aber ich war so ungeduldig, mein kleines Reich zu besichtigen!“

Adine lächelte.

„Sie debütieren bald?“ fragte sie etwas milder und ließ ihr Auge musternd auf der graziösen, kleinen Gestalt ruhen.

„Heute über acht Tage!“ antwortete das Mädchen und fügte, zu den Herren gewendet, lachend hinzu: „Daß ihr mir nur tüchtig applaudiert und eure sämtlichen Freunde mitbringt! — Ihre Einrichtung ist reizend,“ fuhr sie dann fort, an Adine herantretend, „am liebsten kaufte ich sie Ihnen gleich ab.“

Adine biß sich auf die Lippe, und ein Gefühl der Erbitterung überkam sie, als die Kleine fortfuhr: „Nächsten Montag, Graf, schicken Sie mir eine schöne Vase für diese Ecke da, und Sie, Baron, liefern das Bouquet, das Sie, nebenbei bemerkt, so oft ich spiele, erneuern dürfen. Die Möbel stelle ich dann schon selber nach Gutdünken um, es sieht mir hier sonst zu feierlich aus. Ach, sagen Sie mir, bitte, wie viel verlangen Sie für das Ganze da?“ fragte sie wieder

Adine, die sich plötzlich aus ihrem eigenen Zimmer, ja aus ihren Erinnerungen verdrängt sah und große Lust verspürte, dem vorlauten Ding die Thür zu weisen; sie beherrschte sich jedoch und sagte ruhig und bestimmt, indem sie eine nicht zu verkennende Abschiedsbewegung machte:

„Ich habe überhaupt nicht die Absicht, irgend etwas zu verkaufen."

„So? Schade!" schmollte das junge Mädchen. „Nun muß ich mir den Kopf zerbrechen und etwas ausdenken, was recht chic ist: chinesische Draperien oder Goldpapier, etwas recht Schillerndes .... nun, wir werden ja sehen! Verzeihen Sie, bitte, die Störung, ich bedaure sehr, daß Sie sich mit mir nicht einigen wollen. Messieurs, folgen Sie mir in den Zuschauerraum zurück! Wir wollen Sie nämlich noch in Ihren Schlußscenen bewundern, spielen Sie doch heute zum letztenmal! Bonsoir, Madame!"

Erschöpft ließ sich Adine auf den Puff nieder und blickte der plaudernd und scherzend davoneilenden Komödiantin nach. „Echtes Theaterblut, chic und schillernd — die reüssiert," dachte sie, und ein leises, verächtliches Lächeln glitt über ihre Lippen. Es litt sie nicht mehr in dem, wie es ihr schien, entweihten Raum. Sie ging wieder hinunter und haspelte mechanisch ihre Rolle bis zum letzten Satze ab. Ohne die geringste Bewegung, freundlich kühl verabschiedete sie sich von ihren Kollegen und eilte wieder hinauf. Die Gaslichter waren herabgeschraubt, und eine eigentümlich dumpfe, tote Stimmung lag über den langen

Gängen. Hastig, ohne sich einen Moment aufzuhalten, entkleidete sie sich, schminkte sich ab und ergriff eine Feder, die sie in ein kleines, vergoldetes Tintenfaß eintauchte; dann schrieb sie mit zitternder Hand in das schwarze Maroquinbüchlein: „Montag, den 24. November, zum letztenmal aufgetreten in den ‚femmes savantes' als Henriette." Sie hielt die nassen Schriftzüge über das Gaslicht, dann klappte sie das Büchlein zu und schob es in die Tasche ihres Mantels. Die kleine Agenda, in der sie sich auf die Aufzeichnungen beschränkte, die ihr Bühnenleben betrafen, sollte das einzige sein, das sie aus der Welt der Schminke in ihre neue Existenz begleitete. Einen langen, langen Abschiedsblick warf sie noch auf die ihr mit der Zeit und den Erinnerungen, die sich an sie knüpften, liebgewordenen Gegenstände, und festen eiligen Schrittes trat sie hinaus. Der Lampenanzünder wartete schon ungeduldig auf dem Gange, um in der Garderobe das Gas auszulöschen; der Inspizient stellte die große Glocke vorsichtig in einen Winkel der Treppe, welche von den Garderoben zu den Coulissen hinabführte; zwei Feuerwehrmänner gingen bereits langsamen, regelmäßigen Schrittes auf der kahlen Bühne auf und ab, deren Vorhang wieder aufgezogen war, so daß Adine über die matt erleuchtete Rampe hinweg den dunklen, gähnenden Zuschauerraum mit dem herabgelassenen Kronleuchter, den leinwandverdeckten Logenbrüstungen und Sitzreihen gewahrte und so einen letzten düsteren Eindruck vom glänzenden Hause mitnahm.

Der alte Theaterdiener und zeitweilige Beichtvater sämtlicher Schauspieler hielt eine Blendlaterne in der einen Hand, während er mit der andern einen Riesenbund der verschiedenartigsten Schlüssel schwenkte und dreimal hintereinander laut gähnte.

„Emil,“ sagte Adine hastig, als sie an ihm vorbeiging, „die kleine schwarze Schauspielerin, die nächsten Montag debütiert, wünschte die Einrichtung meiner Garderobe zu kaufen. Ich hatte nicht Lust, mich mit ihr einzulassen; sagen Sie ihr, dieselbe sei für dreihundert Franks zu haben. Einen Teil des Geldes bitte ich Sie für Ihre Mühe zu behalten, den andern nach Ihrem eignen Ermessen unter die bedürftigen Angestellten zu verteilen. Und jetzt leben Sie wohl, mein alter Freund!“

Sie wollte dem Alten die Hand drücken, aber dieser küßte sie väterlich auf die verschleierte Wange und sagte bewegt: „Das ist entschieden Ihr hübschester Abgang an diesem Theater, liebes Kind, und gar mancher arme Teufel wird Ihnen für Ihre letzte großmütige Gabe hier ein treues Gedächtnis bewahren. Leben Sie wohl und seien Sie glücklich!“

Am Ausgang erwartete Baron de Cléry seine Braut, die er das erste Mal in seinem Coupé nach Hause begleiten durfte. Ernst und schweigsam schmiegte sich Adine in die Ecke des Wagens, während ihr Bräutigam neben ihr Platz nahm. Das Pferd zog an; um einen Schatten bleicher wurde das schöne Gesicht des Mädchens.

„Zum letztenmal!“ seufzte de Cléry erleichtert auf und küßte warm die Hand seiner Braut.

„Zum letztenmal!“ . . . wiederholte Adine leise, fast wehmütig und blickte ihrem Verlobten innig in die Augen, während zwei große, schwere Tropfen ihr über die Wangen rollten.

Vergieb uns unsre Schuld!

Die Hände über der Brust gekreuzt, die Augen auf die Thür des Schlafzimmers gerichtet, aus dem ein leises Wimmern drang — so stand sie da, bleichen Antlitzes, ohne auch nur mit einer Bewegung, mit einem Wort die eindringlichen Reden des vor ihr stehenden Arztes zu unterbrechen: „Seien Sie nicht so starr, liebe Frau Richelsen, die Kleine bedarf vor allem der Schonung, der Gemütsruhe. Es ist ein gar sensitives Kind! Die Krankheit hat nun alles heraufbeschworen, was auf dem Grunde dieses kleinen, leidenschaftlichen Herzens geruht.“ Der Arzt ergriff Helenens Hand. „Erfüllen Sie der Kleinen Wunsch!“ bat er leise und eindringlich.

„Niemals!“ stieß Helene mit zusammengepreßten Zähnen hervor, zog hastig ihre Hand zurück und ergriff die einzige Kerze, welche von einem kleinen runden Tisch aus das mittelgroße Gemach dämmerhaft erhellte. „Niemals!“ wiederholte sie noch einmal und geleitete den Arzt zur Thür.

*　　*
*

Doktor Kalmann, ein rüstiger Sechziger, kannte Helene Richelsen, als sie noch Helene Schults hieß. Er mochte das intelligente, heißblütige Mädchen gern leiden, das im Haß, wie in der Liebe gleich extrem war, dessen südliches Temperament sich so gar nicht mit dem prosaischen deutschen Namen decken wollte und dessen große Vorzüge und ebenso große Charakterfehler, in grellen Gegensätzen, wie die willkürlich ausgespritzten, bunten Farben auf einer Palette, nebeneinander lagen. Eine streng leitende Hand hätte vielleicht die reiche Begabung und den zügellosen Charakter des Mädchens in normale Bahnen lenken können, aber der Vater war längst gestorben, und die Mutter, eine kränkliche, ältliche Frau, ließ ihre Tochter nach Belieben schalten und walten. Mit neunzehn Jahren war Helene eine wahrhaft blendende Erscheinung. Bewerber fanden sich jedoch nur wenige ein; die Mitgift Helenens war nicht groß, und sie selbst in ihrem ganzen Wesen zu entschieden, unausgeglichen, fast unweiblich.

Da plötzlich tauchte ein Norweger in der Vaterstadt Helenens auf. Doktor Kalmann war nur einmal flüchtig mit ihm zusammengetroffen, aber er konnte sie nicht vergessen, die stattliche Gestalt mit dem etwas großen Kopf, mit der fast zu hohen, blendend weißen Stirn, in welcher eine einzige tiefe Falte über der Nasenwurzel eingegraben war, dem glatt ausrasierten Gesicht, aus dem zwei wundervolle meerblaue Augen hervorleuchteten, und dem breiten, festen Kinn, in welchem die ganze Energie ausgeprägt

lag, deren dieser Mann fähig. Der Mund war groß, aber nicht unschön in der Form; die Lippen lagen stets festgeschlossen aneinander. Die Sprache war langsam und deutlich, aber leise. Richelsen mochte auch damals nicht jung gewesen sein, er sah aus wie ein Vierziger und hatte in seinem ganzen Wesen etwas Abgeschlossenes, Unnahbares.

Doktor Kalmann war kaum überrascht, als er eines Tages die Verlobungsanzeige des Fräulein Helene Schults mit Herrn Erich Richelsen erhielt. „Die beiden Menschen mußten sich finden!" dachte er. Und doch fürchtete er für Helene. Er hatte von Richelsen, und nicht mit Unrecht, den Eindruck empfangen, als bestünde sein ganzes Lebens- und Glaubensbekenntnis in dem einzigen Satz: ich dulde keinen andern Willen neben mir! Helene aber war ein Wille, und ein sehr ausgeprägter Wille.

Einige Wochen später fand ganz im stillen die Trauung des jungen Paares statt, nach welcher dasselbe sofort abreiste, um sich auf dem Gute, das Richelsen in Deutschland gekauft, niederzulassen. Frau Schults teilte Doktor Kalmann manche Briefe Ihrer Tochter mit, aus denen beide nur das überschwengliche Glück Helenens entnahmen, das seinen Höhepunkt erreicht hatte, als die junge Frau ihnen die Geburt eines kleinen Mädchens anzeigte. Kaum vierzehn Tage nach diesem freudigen Ereignisse starb Frau Schults, ohne daß man Zeit gehabt hätte, ihre Tochter auf die Katastrophe vorzubereiten. Doktor Kalmann, der zum Testamentsvollstrecker eingesetzt worden,

ordnete alles in Bezug auf die kleine Hinterlassenschaft und wechselte bei der Gelegenheit einige geschäftliche Briefe mit Helene. Dabei blieb es. — —

Fünf Jahre waren seitdem vergangen, da erhielt Doktor Kalmann plötzlich einen Brief von Helene, in welchem diese ihn bat, eine bescheidene kleine Wohnung zu mieten und ein Dienstmädchen anzunehmen, da sie mit ihrem kleinen fünfjährigen Töchterchen nach N. übersiedeln wolle. Doktor Kalmann ahnte eine Familientragödie und beeilte sich, ihrem Wunsche zu entsprechen.

Acht Tage später holte er Helene, die in ihrem knappen, schwarzen Kleide ernster denn je aussah, und die kleine Nelly, welche ganz verschüchtert aus ihrem roten Reisecapuchon hervorblickte, vom Bahnhof ab.

„Ich danke Ihnen,“ sagte Helene bloß, als sie im großen, unförmlich häßlichen Mietswagen saßen, „aber bitte, fragen Sie nichts, wenigstens jetzt nicht!“

Helene lehnte sich zurück und blickte durch das offene Wagenfenster hinaus auf die altbekannten Straßen. „Ja, hier ist der Konditor, bei dem ich oft als Kind genascht, da — da war meine Schule, und da — richtig, da geht ja mein ehemaliger Klavierlehrer über die Straße.“ Sie blickte auf Doktor Kalmann. „Auch der ist nun alt . . . Wie wir uns verändern!“ sagte sie endlich laut.

Doktor Kalmann ergriff ihre Hand und streichelte sie wie die eines Kindes, dann aber, als wollte er sich von der Rührung nicht übermannen lassen, lachte er auf und sagte: „Nur ruhig Blut, nur ruhig Blut!“

„Wie gefällt es dir?“ wendete sich nun Helene mit mühsam erzwungener Ruhe an das Kind.

Aber Nelly antwortete nicht. Traurig blickten ihre großen meerblauen Augen hinaus auf die schmalen Gassen, durch welche sie jetzt fuhren, und wehmütig schüttelte sie den Kopf.

Endlich waren sie angelangt. Doktor Kalmann stieg aus dem Wagen, hob die Kleine heraus und bot dann Helene die Hand.

Mehrere kleine Mädchen, ein paar Vorübergehende und einige Frauen aus den Nachbargeschäften hatten sich auf dem schmalen, uneben gepflasterten Bürgersteig versammelt, denn die Kunde hatte sich in der Straße verbreitet, daß das verheiratete Fräulein Schults zurückkäme, und eine jede wollte die erste sein, die sagen könnte: „Ich habe sie gesehen.“ Und sie sahen sie. Mit festen Schritten, das Kind an der Hand, gefolgt von Doktor Kalmann, trat sie in die Hausthür. Schon hatte sie den Fuß auf die unterste Stufe der nach dem ersten Stock führenden Treppe gesetzt, als eine plötzliche Blässe ihr Gesicht überzog — und sie stehen blieb.

„Nur vorwärts, liebe Frau!“ hörte sie mit freundlicher Stimme den alten Doktor sagen, und dann, die Hand des Kindes loslassend, stürmte sie, so rasch ihre wankenden Kniee es zuließen, die Treppe hinauf.

Die Wohnungsthür stand weit auf, auch die Zimmerthüren waren geöffnet.

„Mutter, Mutter!“ rief Helene und brach in Thränen aus. „Es sind seit sehr, sehr lange meine

ersten Thränen," sagte sie, gleichsam entschuldigend zum Doktor, „aber diese Wiederauferstehung meiner Vergangenheit hat mich zu sehr erschüttert! Wie konnte ich auch erwarten, daß sie unsre einstige Wohnung wieder genommen und daß ich selbst unsre alten Möbel, Bilder, alle mir durch die Erinnerung an meine Mutter heilig gewordenen Gegenstände wiederfinden würde! O, wie kann ich Ihnen danken!"

„Die Sache ist ganz einfach," erklärte Doktor Kalmann, „die Wohnung Ihrer seligen Mutter stand gerade leer, und die Möbel hatte ich alle auf einem Speicher aufbewahren lassen, statt sie um einen Spottpreis zu verkaufen. Sie sind zwar ein bißchen altmodisch und unelegant für eine so verwöhnte Frau wie Sie, aber —"

„Wie glücklich Sie mich durch diese zarte Aufmerksamkeit gemacht, wird Ihnen Ihr treffliches Herz gesagt haben," rief Helene, indem sie sich die letzten Thränen aus den Augen wischte. Dann zum Kinde gewendet, setzte sie in ihrer bestimmten Art hinzu: „In diesen Zimmern hat deine verstorbene Großmama viele Jahre hindurch gewohnt, deine Mutter ist in denselben groß geworden, hoffentlich wirst auch du hier glücklich nnd fröhlich leben."

„Und Papa?" fragte Nelly, ängstlich aufblickend.

Helene wendete sich ab und flüsterte dem Doktor zu, der seine Augen forschend auf ihr ruhen ließ:

„Ich bin geschieden!" — —

Ein ganzes Jahr lebte Helene nun schon in der kleinen Stadt N., abgeschlossen, einsam, ausschließlich

ihrem Kinde, dessen große Augen noch immer nicht lustiger dreinblickten und nur manchmal aufleuchteten, wenn ein Brief vom Papa kam und Grüße von ihrem kleinen Bruder Erik brachte.

Gerade diese Briefe aber, die einen wahren Jubel im Herzen des Kindes erweckten, peinigten Helene, welche dieselben Nelly immer und immer wieder vorzulesen gezwungen war. Oft mußte sie im Lesen innehalten, denn Thränen verdunkelten ihre Augen. Nelly aber setzte sich zu ihr auf den Schoß und fragte, wann Papa und Erik kommen würden.

„Niemals!" antwortete dann die Mutter und vergrub in leidenschaftlicher Erregung ihr Gesicht in das seidenweiche Haar der Kleinen.

Niemals! Oft zuckte sie selbst bei dem Klange dieses Wortes zusammen, und ein Gefühl unendlicher Wehmut überkam sie.

Sie dachte zurück an die sonnige erste Zeit ihrer Ehe, dann an die ersten Verstimmungen, die allmählich in tagelanges Schmollen und zuletzt in einen nicht endenden Zwist übergingen. Die beiden einander innig zugethanen, aber schroffen Wesen standen sich bald wie zwei Feinde gegenüber, nicht etwa weil ihre Ansichten in großen Dingen auseinander gingen, sondern weil sie nicht mit den kleinlichen Seiten ihres Charakters rechnen wollten, weil Helene sich nicht fügen, Richelsen nicht nachgeben konnte. Helenen fehlte die Geschmeidigkeit des echten Weibes; sie fand nie den Mittelweg, das rettende Grau bei Streitigkeiten über Schwarz und Weiß. Über der hohen Selbst-

achtung, die sie sich zollte, vergaß sie oft die Achtung, welche sie als Frau dem Manne schuldete, und statt ihm zu imponieren, wie sie beabsichtigte, forderte sie ihn bloß heraus. Je männlicher der Mann, desto weiblicher muß seine Frau sein.

Sie wußte es selber kaum mehr, wie ihr das Wort „Scheidung" über die Lippen gekommen.

„Ein solches Leben ertrage ich nicht länger, ich fordere Scheidung!" rief sie einmal, der Tragweite der Worte kaum bewußt, nach einer erregten Scene.

„Sie sei dir gewährt," antwortete Richelsen in jenem langsamen, leisen Ton, der ihm eigen.

„Du willigst in die Scheidung?" fragte darauf Helene mit bebender Stimme.

„Gewiß, zu deinem und meinem Besten!"

Eine furchtbare Aufregung bemächtigte sich nun der jungen Frau. Die Demütigung, welche sie bei den kühlen Worten ihres Mannes empfand, konnte sie ihm nicht verzeihen. Sie packte sofort ihre Koffer, in der Absicht, mit den Kindern das Haus zu verlassen, als der Diener ihr einen Brief überreichte, in welchem Richelsen ihr mitteilte, daß er — um sie nicht unnützen Unannehmlichkeiten auszusetzen — das Haus räume, die Kinder aber, bis zur gesetzlich vollzogenen Scheidung, zu Verwandten von ihm zu bringen beabsichtige. Stumm blickte Helene auf die kurzen, entschiedenen Zeilen, und ein Gefühl grenzenlosen Hasses stieg in ihr auf gegen den Mann, der ihr das Teuerste entführte — ihre Kinder.

Dann wollte sie wieder zu ihrem Gatten eilen,

alles vergeben und vergessen; aber die falsche Scham, der falsche Stolz hielten sie zurück. Sie wußte nicht daß auch Richelsen sehnsüchtig auf ein versöhnendes Wort wartete; sie dachte nicht daran, daß auch sein Herz blutete bei dem Gedanken, sich vielleicht von einem seiner Kinder trennen zu müssen, und daß auch ihn nur der Mangel an Großherzigkeit in starrem Schweigen beharren ließ.

Und so vergingen denn die Tage und Wochen, und die Scheidung, wegen unüberwindlicher gegenseitiger Abneigung, wurde vollzogen, ohne daß sich die Gatten auch nur gesehen, da sie dem üblichen Sühneversuch aus dem Wege gingen.

Der Tag, an dem Helene die Residenz verließ, in der sie mit ihrem Manne die letzten Jahre verlebt, war für beide der schwerste ihres Lebens. Jeder von ihnen nahm Abschied von einem Teile seines eignen Ich, und wenn nicht jedem ein Kind als Trost geblieben wäre — der Verlust des andern wäre nicht zu ertragen gewesen. — —

Langsam und öde verstrich ein Tag nach dem andern in N. Die verwöhnte junge Frau, welche sich nur schwer in die kleinlichen Verhältnisse wieder hineinfinden konnte, die sie selbst in ihrer Mädchenzeit nicht gleichmütig ertragen hatte, empfand nun in erhöhtem Maße die Bitterkeit ihres Lebens. Verkehr hatte sie keinen; ihre einstigen Freunde wollte sie in ihrer jetzigen Lage nicht aufsuchen, und zu neuen Bekanntschaften ermutigte sie keinerlei Entgegenkommen.

Geschiedene Frauen sind in kleineren Städten in

keiner beneidenswerten Lage. „Sie ist geschieden“ ist da nicht die gewöhnliche Feststellung einer Thatsache, sondern ein Urteil, das keine mildernden Umstände gelten läßt.

Helene wußte dies, und wie sie zu stolz gewesen, die ihr von Richelsen ausgeworfene Rente anzunehmen, so war sie jetzt zu selbstbewußt, um mit Menschen zu verkehren, von denen sie annehmen mußte, daß sie sie falsch beurteilen. So blieb ihr denn nichts andres übrig, als sich ausschließlich ihrem Kinde zu widmen. Bald fühlte und dachte die junge Frau nur durch Nelly. Ein Seufzer, eine Thräne, ein kaum angedeuteter Wunsch des Kindes vermochten mehr über den starren Sinn der Frau, als vormals der ausgesprochene Wille ihres Mannes. Der Kummer, die Sehnsucht nach ihrem kleinen Knaben, der Wunsch, wenigstens ihr Töchterchen glücklich zu sehen, hatten sie weicher gestimmt; das Unglück, das unnachsichtige, harte Leben beugten allmählich ihren Sinn. Alles, dessen eine Frauenseele an hingebender Zärtlichkeit, Aufopferung und Güte fähig, spendete sie im reichsten Maße Nelly. Sich selbst, ihre eigenen Liebhabereien, ihre stark ausgeprägte Individualität verleugnete sie, um ganz in dem Kinde aufzugehen. Es schien, als suchte sie in der übermäßig leidenschaftlichen Liebe, mit welcher sie ihr Töchterchen überschüttete, ihren Schmerz um Mann und Sohn zu betäuben.

Nelly fühlte diese Umwandlung ihrer Mutter, und, zutraulicher geworden, sprach sie immer über den Papa und den kleinen Bruder. Das ganze

leidenschaftliche Temperament ihrer Eltern, die ganze frühreife Intelligenz der Mutter schienen auf sie übergegangen zu sein, und ihr Gemüt war in der Treibhausatmosphäre übertriebener mütterlicher Zärtlichkeit aufs äußerste sensitiv geworden. Statt, wie Helene geglaubt, nach Kindesart den gestrigen Tag zu vergessen und nur dem heutigen zu leben, sprach Nelly stets von ihrem Papa, dem sie, wie auch der kleine Erik, auffallend zugethan war. Kein Tag verging, an dem sie nicht eine kleine kindische Erinnerung heraufbeschwor, die in irgend einem Zusammenhang mit „ihrem“ Papa stand.

Sie pflegte stets „mein“ Papa zu sagen, denn sie hatte — besonders in Bezug auf ihren Vater — ein merkwürdig ausgeprägtes Eigentumsgefühl. Selbst früher, im Elternhause, sagte sie, wenn sie von den Eltern sprach, „Mama“ und „mein Papa“. Die in kindlicher Rücksichtslosigkeit zur Schau getragene Vorliebe für den Vater hatte Helene oft verletzt; jetzt trieb sie dieses ewig wiederkehrende: „Mein Papa“ zur Verzweiflung.

„Sprich doch nicht immer von . . . . . (Helene suchte das Wort und sagte endlich) — von Papa.“

Nelly sah die Mutter groß und verwundert an mit ihren übernatürlich klugen Augen und antwortete nichts; aber sie hörte mitten im Spielen auf und saß lange, ohne sich zu rühren, auf ihrem kleinen Kinderstühlchen in der Ecke des Zimmers.

„Was fehlt dir?“ fragte Helene.

„Ich will zu meinem Papa und Erik!“ erwiderte

das Kind. Gleich darauf aber sprang es auf, schlang beide Ärmchen um den Hals der Mutter und setzte mit unbewußter Schelmerei, die schönen Augen flehentlich auf die Helenens gerichtet, hinzu: „Meine Mama, fahren wir nicht zurück zum Papa?“

Helene löste mit zitternden Händen des Kindes Arme und sagte dann mit tonloser Stimme: „Das ist ganz unmöglich, mein Kind, schlage dir den Gedanken aus dem Sinn!“

Unmöglich! Das arme Ding wußte gar nicht was das ist! Unmöglich! Gewöhnt, jeden kaum ausgesprochenen Wunsch erfüllt zu sehen, wurde sie nun von dem unerwarteten Widerstand dermaßen aufgeregt, daß der anfänglich noch bescheidene Wunsch, die ihr kaum zum vollen Bewußtsein gekommene Reisesehnsucht plötzlich zur fixen Idee wurde, welche jeden andern Gedanken auslöschte.

Ein Gefühl der Angst und Hilflosigkeit bemächtigte sich der armen Helene. Ihr Herzblut hätte sie für das Kind hergegeben, aber sich von ihm zu trennen — war sie nicht imstande; sie wußte: nach einem Wiedersehen mit dem Vater war Nelly für sie verloren!

Es waren trostlose Tage, die nun für Mutter und Kind folgten. Helene suchte die Kleine mit allen nur erdenklichen Mitteln zu zerstreuen; aber Nelly, in ihrem ganzen Seelenleben gereifter als andre Kinder, empfand auch ihren Schmerz tiefer. — —

So nahte denn der zweite Winter, den Helene nach ihrer Scheidung in N. zu verbringen gezwungen.

Er war besonders streng diesmal, und der kleine Teich inmitten des Stadtparks hart zugefroren.

Die junge Frau überraschte Nelly eines Tages mit allerliebsten kleinen Schlittschuhen. Hell leuchteten Nellys Augen auf, und in kindischer Freude klatschte sie in die Hände. Das Eislaufen begann; aber schon nach vierzehn Tagen — nachdem dieses den Reiz der Neuheit verloren — verfiel die Kleine in ihren alten Trübsinn.

Eines Abends klagte Nelly über Kopfweh. Stirn und Hände waren glühend. Helene schickte sofort zu Doktor Kalmann. Der alte Herr erblaßte, als er die schrecklichen Symptome des Typhus erkannte: „Eine Erkältung," beruhigte er die junge Frau; aber Helene erriet die Wahrheit an der Miene des alten Freundes, der sich nicht zu verstellen vermochte. — — —

Zwei Wochen lag Nelly nun schon krank auf ihrem Lager, den Kopf hin und her werfend in sinnlosen Fieberphantasien. Nur manchmal rang sich ihr Geist zu klarem Bewußtsein durch, und, die Ärmchen ausstreckend, rief sie dann stets: „Mein Papa, mein lieber Papa!"

Das war mehr als Helene ertragen konnte. Eines Abends am Bette des bewußtlosen Kindes gewährte sie dem Doktor einen tieferen Einblick in ihre Verhältnisse und beichtete ihm alles.

„Aber ich will ihm nicht auch dies Kind lassen, ich will nicht allein bleiben. Doktor, retten Sie mir meine Nelly!"

Doktor Kalmann schüttelte den Kopf: „Ich bin

machtlos. Ich kann nichts thun, Sie allein können das Kind allenfalls noch retten!"

„Aber nicht um diesen Preis!" . . . Und nun kam jene letzte Unterredung im kleinen Wohnzimmer.

* *
*

„Niemals," hatte Helene gesagt, „niemals!" Und Doktor Kalmann war schweren Herzens hinausgetreten auf die beschneite, mondscheinbeglänzte Straße.

„Herr, dein Wille geschehe!" flüsterte der alte Mann und nahm trotz der schneidenden Kälte seine Pelzmütze vom Kopf, als wäre er in der Kirche und verrichtete seine Andacht.

Helene war zurückgetreten in die Mitte des Zimmers und stand nun regungslos da. Ihre Augen blickten scharf und unverwandt in die ruhig brennende Flamme des Lichtes, das sie krampfhaft hielt. Dabei preßte sie einen Finger der linken Hand so stark an ihre scharfen, spitzen Zähne, daß ein Tröpfchen Blut die bleiche Lippe färbte.

Ein dumpfer Klageton aus dem Nebenraum riß sie plötzlich aus ihrem Brüten. Mit der Kerze in der Hand stürzte sie in das Schlafzimmer. Nellys Bett war leer; das Kind selbst stand in einem langen weißen Nachtkleid vor dem Toilettentisch und mühte sich ab, mit einer kleinen Nagelschere ihr hellblondes, lockiges Haar abzuschneiden. Dabei konnten die unsicheren, zitternden kleinen Hände die Schere nicht lenken, so daß dieselbe bald einen Finger, bald das Gesicht zu zerschneiden drohte. Richtig, da sah man ja schon

eine kleine, blutige Schramme, die von dem Ohrläppchen bis zu zu dem entblößten Halse lief. Doch ohne innezuhalten, zerschnitzelte Nelly ihre Haare, mit deren Flocken bereits Hemd und Boden bedeckt waren. Der matte Schein der mit einem blauen Glase versehenen Hängelampe verlieh dem Ganzen etwas so Unheimliches, daß Helene, deren Eintritt unbemerkt geblieben, einige Sekunden vor Schreck starr blieb. Dann aber stellte sie mit der ihr eignen Geistesgegenwart die Kerze hörbar auf den Nachttisch und sagte mit ruhiger Stimme: „Komm, mein Kind, ich will dir helfen.“

Nelly zuckte zusammen und ließ die Schere auf den Boden fallen. Verständnislos blickten ihre großen, fieberglänzenden Augen auf die Mutter, die sie nun mit beiden Armen umschlungen hielt.

„Komm schlafen!“ bat Helene und trug die Kleine in ihr Bett.

„Nein,“ rief das Kind, „will Haare abschneiden . . . Papa schicken . . . auch Erik — — — wir wollen zusammen bleiben.“

„Ja,“ sagte Helene in Todesangst und nahm den glühenden Kopf des phantasierenden Kindes an ihre Brust, „ja, ja.“

Sie wiederholte immer dieses „Ja“, ohne zu wissen, was sie sprach, was sie damit zugestand. Dann träufelte sie Medizin in einen silbernen Eßlöffel, goß etwas Wasser zu und reichte Nelly die Mischung mit bebender Hand. Willig nahm die Kleine ein und ließ dann erschöpft den Kopf auf die zerwühlten Kissen fallen. Helene versuchte es gar nicht, sie bequemer zu

betten, da sie fürchtete, Nelly aus dem Schlaf zu bringen. Jetzt lag das Kind mit geschlossenen Augen.

Helene warf einen Blick auf die kleine Taschenuhr, die auf der Kommode lag, das erste Geschenk ihres Gatten. Es war halb elf. Sie zog die Lampe herunter, löschte sie aus, befestigte einen kleinen, grünseidenen Schirm an die noch immer brennende Kerze und wendete dieselbe so, daß der Schatten auf das Krankenbett, das Licht auf die schmale, harte Chaiselongue fiel, auf der Helene seit zwei Wochen ihre Nächte verbrachte; dann, ohne es sich im geringsten bequem zu machen, oder wenigstens das einfache Kleid mit einem Schlafrock zu vertauschen und ihre Schuhe abzustreifen, streckte sie sich, so weit es das kurze Ruhebett zuließ, auf demselben aus. Ihre Augen starrten weit geöffnet, an dem Licht vorbei, hinein in die Dunkelheit des Zimmers. Manchmal schüttelte sie den Kopf, um den Schlaf zu verscheuchen, der sich verräterisch ihrer bemächtigen wollte und vor dem sie sich mehr fürchtete, als vor den Gedanken, die ihr im wachen Zustande durch den Sinn streiften. Dann wieder lauschte sie den Atemzügen des Kindes, die so leise waren, daß Helene sie oft nicht zu hören vermochte und kalten Angstschweiß auf ihre Stirn treten fühlte. Alle halbe Stunden klang der gedämpfte Ton der Speisezimmeruhr zu ihr herüber und mahnte sie an die Vergänglichkeit aller Stunden. Sollte nicht auch diese endlich vergehen?

Da krachte etwas im Nebenraum, wohl irgend ein altes Möbelstück. — Helene fühlte sich einer Ohn-

macht nahe. All ihr persönlicher Mut, ihre Energie und Selbstbeherrschung wichen von ihr: sie wäre über das Summen einer Fliege erschrocken. Ihre Nerven waren derart erschüttert, daß sie wie in steter Vorahnung eines großen, nicht zu ertragenden Unglücks schwebte.

„Nur das Eine nicht, nur das Eine nicht!“ murmelte sie wie im Gebet.

Die Kerze war vollständig heruntergebrannt und drohte das um dieselbe gewickelte Papier zu entflammen. Helene löschte das Licht aus. Eben wollte sie nach einem Streichhölzchen greifen, um die auf der Kommode stehende zweite Kerze anzuzünden, als plötzlich eine leise schwache Stimme „Mama!“ rief.

„Ja, mein Kind, ja,“ antwortete Helene und suchte mit zitternder Hand das Streichholz zu entflammen.

„Laß, Mama!“ sprach Nelly weiter in demselben leisen, kaum vernehmbaren Ton. „Komm im Dunkeln zu mir, ich will dich was fragen.“

Die Streichholzschachtel in der Hand, um auf alle Fälle gerüstet zu sein, trat Helene tastend an Nellys Bett.

„Setz dich!“ bat das Kind und ergriff mit ihrer fiebernden Rechten Helenens linke Hand, die sie auf das Kopfkissen unter ihre Wange schob.

„Mama,“ sagte sie wieder und rieb zärtlich ihre Wange an Helenens Hand.

„Was denn?“ fragte die Mutter beklommen und beugte sich über Nelly, um besser die geflüsterten Worte

auffangen zu können. „Was willst du, mein Herzenskind?“ wiederholte sie nochmals.

„Nicht wahr, Mama, ich bin jetzt nicht mehr so krank?“

„Nein, mein Kind, und bald wirst du ganz gesund sein.“

Nelly schwieg eine Weile, dann hub sie wieder an:

„Ich meine, daß ich jetzt, jetzt eben nicht mehr so krank bin; ich höre alles, ich verstehe alles .... Du hast mir einmal gesagt, daß, wenn man sehr krank ist, man oft nicht weiß, was man spricht, und nicht versteht, was zu einem gesprochen wird. Ich höre alles, ich verstehe alles: ich bin nicht mehr so krank.“

Erschöpft von der langen Rede hielt Nelly inne. Hatte die Mama auch verstanden, was sie sagen wollte?

Helene fuhr mit der Hand über Nellys Stirn und antwortete nichts. Sie fürchtete Nelly aufzuregen und zu schwächen durch ein langes Gespräch. Sie selbst war von der plötzlichen Klarheit in der Rede des Kindes mehr erschrocken als erfreut. Es entstand eine lange Pause, und Helene dachte schon, da die Kleine regungslos dalag, sie wäre eingeschlafen, da fing das Kind wieder an:

„Mama!“

„Ja, mein Kind.“

„Hast du mich lieb, Mama?“

„Wie kannst du nur so fragen, du böses Ding du weißt es ja, über alles!“

„Was ist für dich alles?"

„Schlaf, mein Kind, schlaf," beruhigte Helene, die fürchtete, das Kind beginne abermals zu phantasieren. Wieder entstand eine Pause, noch länger als die erste, dann fing das Kind neuerdings zu fragen an:

„Wie alt muß man sein, um zu sterben?"

Helene schauerte zusammen, aber sie fand keine Antwort.

„Kannst du sterben?" fragte Nelly weiter, und ohne eine Antwort abzuwarten, gleichsam als wollte sie die Mutter überrumpeln, setzte sie fort: „Können kleine Kinder sterben?"

„Nein, nein, sie können nicht sterben, sie dürfen nicht; Gott läßt das nicht zu!" stieß Helene in vollster Verzweiflung hervor und ließ sich am Rande des Bettes auf die Kniee gleiten.

Totenstill wurde es wieder im Zimmer. Da fühlte Helene plötzlich, wie sich eine kleine Hand um ihren Hals legte.

„Mama?"

Helene ergriff des Kindes abgemagerte Finger.

„Sag', Mama, wann ist mein Geburtstag?"

Helene suchte ihre Gedanken zusammen. Was war denn heute überhaupt für ein Tag? Freitag oder Sonnabend? War es der 14.? Nein, der 14. war gestern, am 14. hatte sie ja die Tropfen aus der Apotheke holen lassen, Donnerstag hatte Nelly den ganzen Tag phantasiert, das war am 13. Heute war also Sonnabend, der 15., und am 17. Februar war

Nellys Geburtstag. Die ganze Zeitrechnung drehte sich nun seit Wochen um die Krankheit des Kindes.

„Übermorgen ist dein Geburtstag, mein Engel," sagte endlich Helene und drückte unzählige Küsse auf die abgezehrte kleine Hand.

„Schon übermorgen!" rief Nelly, und im Ton der Stimme lag etwas so Freudiges, daß Helene um sich plötzlich lauter helles Licht zu sehen vermeinte.

„Ja wohl, übermorgen," wiederholte sie nochmals, „und du darfst wieder deinen Wunschzettel aufsetzen. Einen von den Wünschen erfülle ich dann bestimmt, vielleicht auch alle, wenn's in meiner Macht liegt und du bis übermorgen gesund wirst."

Helene fühlte, wie die Kleine die heißen Lippen auf ihre Hand drückte.

„Einen Wunsch wirst du aber gewiß erfüllen?" fragte das Kind, richtete sich in der Dunkelheit auf und umschlang mit beiden Armen Helenens Hals.

„Gewiß, mein Liebling," beteuerte die Mutter. „Und nun nenn' mir deine drei Wünsche: was willst du haben?"

Es wurde wieder so lautlos still, daß man hätte die Gedanken hören können, die durch beider Seelen stürmten. Dann beugte sich Nelly noch weiter vor, und, ihren Mund knapp an das Ohr der Mutter legend, hauchte sie:

„Den Papa, den Papa, den Papa!"

Helene zuckte nicht. Ohne zu antworten, blieb sie einen Augenblick in derselben Stellung, dann löste sie mit ruhiger Hand die abgezehrten Arme des

Kindes und bettete dasselbe sanft zurück in seine Kissen.

„Mama!“ bat endlich Nelly, „zünde an, ich will dich sehen, ich fürchte mich!“

Fürchtete auch Helene sich? Eilig, als gälte es ein Unglück zu verhüten, zündete sie die Kerze an, dann fuhr sie sich mit der Hand wiederholt über die feuchte Stirn.

„So!“ sagte sie mit schwerer Zunge, als wäre sie im Rausch; darauf schritt sie wieder zum Lager des Kindes.

„Du willst mich also verlassen?“ fragte sie.

„Nein, nein, ich habe dich lieb, ich bleibe bei dir!“ rief Nelly und streckte die Arme aus.

Helene rührte sich nicht.

„Du sollst deinen Willen haben!“ erklärte sie mit demselben starren Ausdruck im Gesicht und schritt dabei zu einem kleinen Schreibtisch, auf welchem mehrere mit Rezepten beschriebene Blätter lagen; dann reichte sie Nelly, die sie ängstlich mit ihren Augen verfolgte, einen Papierstreifen und einen Bleistift.

„Schreib!“ sagte sie kurz.

Mit schwacher Hand ergriff Nelly den Stift.

„Komm zu meinem Geburtstag, ich bin krank,“ diktierte Helene mit derselben rauhen Stimme, demselben starren Gesichtsausdruck.

„Komm — zu“ schrieb Nelly mit Anstrengung, doch der Stift entfiel ihrer zitternden Hand. Helene ergriff denselben und ergänzte den Satz mit ihrer großen männlichen Schrift. Dann faltete sie das

Papier zusammen und, die Kerze wieder auslöschend, sagte sie:

„Morgen früh wird die Depesche aufgegeben, und am Montag kann dein Vater hier sein.“

Doktor Kalmann ging schon seit einer halben Stunde mit großen Schritten auf dem Perron des städtischen Bahnhofs auf und nieder. Alle Augenblicke zog er seine altmodische goldene Taschenuhr, um sie mit der großen Bahnuhr zu vergleichen. Umsonst, keiner der Zeiger wollte rascher gehen. In seiner Aufregung war der alte Arzt fast um eine Stunde zu früh auf die Bahn gegangen, und je näher der Moment rückte, in dem Richelsen mit dem Schnellzug kommen sollte, desto langsamer verstrichen ihm die Minuten.

„Ich hole Herrn Richelsen ab,“ hatte er zu Helene gesagt und hinzugefügt: „Trotzdem ich ihn nur einmal gesehen, den erkenne ich unter Tausenden heraus.“

Doktor Kalmann hatte sich insgeheim vorgenommen, Richelsen auf dem Wege nach Helenens Wohnung tüchtig ins Gebet zu nehmen, und in seinem alten Kopfe arbeiteten gar eigene Gedanken.

Endlich ertönte die elektrische Klingel. Der Zug war angemeldet, und nach einer Viertelstunde rasselte derselbe dampfend und schnaubend in die Bahnhofshalle. Kaum hatte er gehalten, so sprang ein livrierter Bedienter aus einem Wagen dritter Klasse und eilte

auf ein Coupé erster Klasse zu, an dessen Fenster ein ernster Männerkopf sichtbar wurde.

„Das muß er sein!“ dachte der alte Doktor, der nervös von einem Fenster zum andern gespäht hatte. Er trat zu den Stufen des Coupés, welche Richelsen eben elastischen Schrittes herunterstieg, einen bildhübschen vierjährigen Knaben auf dem Arm. Hinter ihnen schritt der Diener mit einem Handkoffer und einem großen Karton.

Wäre Doktor Kalmann in Zweifel gewesen, ob der vor ihm stehende Mann wirklich Richelsen, so hätte ein Blick auf den Helene wie aus dem Gesicht geschnittenen Knaben genügt, um ihm diesen Zweifel zu benehmen.

„Mein Name ist Kalmann,“ sagte der Doktor, sich vorstellend, „ich bin der Arzt Ihres Töchterchens und der Freund Ihrer — —“

Doch das Wort Frau blieb unausgesprochen, denn Richelsen setzte den Kleinen hastig zur Erde und fragte mit erregter Stimme:

„Ich hoffe, meine kleine Nelly ist nicht ernstlich krank?“

„Der Fall ist sehr schwer,“ sagte Doktor Kalmann, „und es wäre angezeigt, den kleinen Mann da — er zeigte auf Erik — nicht zu seiner Schwester, sondern vorläufig zu mir zu bringen und bei mir zu lassen. Meine alte Wirtschafterin wird ihn schon gut pflegen.“

Richelsen erbleichte, soweit dies seine ohnehin sehr blasse Gesichtsfarbe zuließ.

„Einen Wagen!“ befahl er dem Diener.

Fünf Minuten später saß Doktor Kalmann in einem ebensolchen großen, unförmlich häßlichen Mietswagen, wie vor einem Jahr. Der Diener schwang sich auf den Bock und gab dem Kutscher die Adresse des Doktors. Dort angekommen, wurde der kleine Junge den dürren Armen einer alten, gütmütig aussehenden Person, der Wirtschafterin des Arztes, übergeben. Der Diener machte sich mit dem Handkoffer auf den Weg nach dem in der Nähe gelegenen ersten Hotel des Städtchens, um zwei Zimmer für seinen Herrn zu bestellen; der Doktor jedoch und Richelsen, vor ihnen der weiße Karton, fuhren weiter.

Richelsen saß, die Hände in den pelzverbrämten Taschen vergraben, die Augenbrauen dicht zusammengezogen, so daß die Falte über der Nasenwurzel immer tiefer die Stirn durchschnitt.

Doktor Kalmann hatte erwartet, Richelsen würde ihn um die Entstehung, die Art und den Verlauf der Krankheit befragen, kurz ein Gespräch aufkommen lassen und ihm so Gelegenheit geben, sich über manches offen auszusprechen; aber Richelsen schwieg, und Doktor Kalmann fühlte nicht mehr den Mut in sich, aus eigner Initiative eine Frage zu stellen, ein Gespräch anzuknüpfen. Gerade wie vor einem Jahr mußte Doktor Kalmann auch heute den Weg nach Helenens Wohnung schweigend zurücklegen.

Helene saß währenddessen in fieberhafter Aufregung am Bett des neuerdings bewußtlosen Kindes. Sie hatte heute ein schon seit vielen Wochen nicht

getragenes Kleid angelegt; ihre schwarzen welligen Haare waren mit weit größerer Sorgfalt frisiert, als dies sonst in letzter Zeit der Fall war. Manchmal stand sie auf und durchschritt die drei kleinen Zimmer, die ihr plötzlich noch kleiner erschienen, als sie wirklich waren. Sie stellte sich den reichen, verwöhnten Mann in den ärmlichen Räumen vor, und eine brennende Röte überzog ihr Gesicht. Nicht um ihm zu gefallen, sondern um nicht sein Mitleid herauszufordern, hatte sie sich sorgfältiger gekleidet. Aus demselben Grunde rückte sie die Sessel, nestelte an den Gardinen, schob das Arbeitskörbchen bald in die eine, bald in die andre Ecke, besah prüfend jede Quaste, jede Nippsache, befestigte da eine Schleife, dort ein kleines Bild, das schon seit Wochen in irgend einer Ecke lag, trat dann endlich zurück ins Schlafzimmer und warf einen Blick in den Spiegel, um sich selbst einer kleinen Musterung zu unterwerfen. Dann schob sie den schönsten Sessel des ganzen Hauses näher an das Bett der Kleinen, die in ihren heute mit Spitzen und Stickereien besetzten Kissen noch körperloser erschien. Die ganze angeborne Eleganz und weibliche Koketterie, die ihr eigen war, hatte Helene fast unbewußt aufgeboten, um die Dürftigkeit ihres Lebens vor dem Manne zu verbergen, mit dem sie jahrelang in Überfluß und Glanz gelebt. So kam es, daß die Wohnung festlich aussah, als erwartete man einen langentbehrten, ersehnten Gast, dem jeder unscheinbare Gegenstand ein freundliches Willkommen zurufen sollte. — Fühlte auch Helene dieses? Sie

ergriff plötzlich mit einer hastigen Bewegung eine schöne, in dieser Jahreszeit seltene Rose, die Doktor Kalmann dem kranken Geburtstagskind auf den Nachttisch gelegt, und verbarg dieselbe hinter einem Photographienständer. Um auf andre Gedanken zu kommen, trat sie zu Nelly und streichelte ihr wirres Haar, dann blickte sie auf die Uhr und gab dem Kinde Milch, die Nelly sich ohne Widerstreben, freilich auch ohne Bewußtsein, einflößen ließ. Doch schon nach wenigen Löffeln kehrte Leben in das erloschene Auge zurück; sie blickte die Mutter verständnisvoll an und fragte: „Heute?"

Es war das erste klare Wort, das sie seit vorgestern gesprochen, und selbst dieses Wort war so leise, daß nur Helenens geübtes Ohr es verstehen konnte.

„Heute!" antwortete Helene. Ihre Augen hafteten mit verzehrender Angst an dem so veränderten Gesichtchen, an den großen, blauen Augen, denen nur die äußere Starrheit fehlte, um leblos zu scheinen. In dem kleinen Körper war kaum noch für Stunden Lebenskraft, und es schien, als hielte bloß der Wille des Kindes den letzten Atemzug noch zurück bis zur Ankunft des Vaters.

Helene umfing mit beiden Armen die gebrechliche kleine Gestalt, um sie noch einen Augenblick, den letzten, für sich ganz allein zu haben.

Draußen klingelte es. Helene schrak zusammen.

„Das ist Papa!" sagte Nelly leise, doch bestimmt, und lehnte sich zurück in ihre Kissen.

In derselben Sekunde wurde an die Thür geklopft.

„Herein,“ sagte mit bebender Stimme Helene, die hochaufgerichtet und regungslos am Bette des Kindes stand und ihre Augen fest auf die sich öffnende Thür richtete.

Voran schritt Doktor Kalmann, der den mächtigen weißen Karton mit beiden Händen hielt, hinter ihm — Richelsen, fast zaghaft, wie alle starken gesunden Menschen, wenn sie in ein Krankenzimmer treten.

„So, Frau Richelsen,“ sagte der alte Herr, indem er den Karton auf den dünnen, verwischten Teppich gleiten ließ — „so, hier bringe ich Ihnen Ihren Mann!“

„Sie bringen Nelly ihren Vater,“ antwortete Helene fast herb und ohne Richelsen anzusehen, der wie vor Schreck gelähmt, an der Thürschwelle stehen geblieben war. Da er nicht zutrat, meinte Helene, er wollte sich dem Bette nicht nähern, so lange sie an demselben stünde. So zog sie sich denn mit einer kaum merkbaren Handbewegung an das dem Bette gegenüber befindliche Fenster zurück.

Noch immer rührte sich Richelsen nicht. Seine Augen suchten Nelly, deren weißes Gesichtchen kaum von den Kissen abstach und deren Augen nur in lebendiger Sprache ihm entgegentraten.

Endlich ließ er seinen kostbaren Pelz zu Boden gleiten, um nicht die Kälte mit hereinzubringen, von der er nicht wußte, ob sie aus der eisigen Luft oder aus seinem eignen zusammengeschnürten Herzen käme,

und nach wenigen Schritten hielt er des Kindes Köpfchen zwischen seinen beiden großen Händen.

„Papa!“ hauchte Nelly und suchte nun ihre Arme um des Vaters Hals zu schlingen, aber die Kräfte versagten ihr, und ohnmächtig blieb sie an seiner Brust liegen.

Behutsam legte der Vater sie zurück in die Kissen. Doktor Kalmann trat zum Krankenlager und winkte Helene herbei. Richelsen ließ sich am Rande des Bettes nieder und hielt Nellys Hand, den Blick nicht von dem blassen Gesichtchen wendend, dessen Züge sich krampfhaft verzerrten.

Es ward so still in dem Raum, als behüte man den Schlaf einer Genesenden, während in Wirklichkeit die drei Menschen den letzten Atemzügen des Kindes entgegenzitterten.

Doktor Kalmann kaute an den Spitzen seines heraufgebogenen langen weißen Bartes und sagte dann, wie in Entgegnung auf eine Frage, mit einer vollständig entmutigenden Handbewegung auf das in den letzten Zügen liegende Kind deutend: „Hier kann niemand mehr helfen!“

Helene blickte wie versteinert vor sich hin, während große Thränen ihren Blick verdunkelten. Erst Doktor Kalmanns Worte rissen sie aus ihrer Betäubung.

„Nelly, mein süßes Kind!“ schrie sie auf und faßte den Kopf des Kindes, „Nelly, wach auf; sieh, ich bin ja da — ich, deine Mama! Auch dein Papa ist hier, dein Papa, den du so liebst; sieh, er hält deine

Hand, er streichelt dich!“ Und mit diesen Worten führte sie die Hand ihres Mannes zum Gesicht der Kleinen. „Und schöne Sachen hat er dir mitgebracht!“ fuhr sie in fliegender Hast fort — „sieh nur her!“

Sie stürzte zum Karton, riß die Schnur entzwei, die ihn zusammenhielt, warf den Deckel fort und schleppte den reichen glänzenden Inhalt auf das Bett.

„Sieh her, die schöne Puppe, und hier das Kleid — alles für dich! Schau, Nelly, die Bänder, aber so sieh doch her!“ Sie rüttelte das Kind, sie warf alles durcheinander: die zwei Puppen, den Spielball, die rotsammetnen Pantöffelchen mit der Goldstickerei; dann hielt sie das weiße, kostbar gestickte Kleid aus Seidenbatist in die Höhe, daß die zusammengerollten hellblauen Moirébänder sich herunterschlängelten bis auf das Gesicht des Kindes.

Von der Berührung des Bandes schreckte Nelly zusammen, dann öffnete sie die Augen:

„O wie schön!“ seufzte sie und streckte verlangend die Hände nach den Herrlichkeiten aus, während ein glückliches Lächeln um ihre Lippen irrte. Doch noch ehe die ausgestreckte Hand das Band erhascht, überzog eine fahle Blässe das Gesicht, der Oberkörper hob sich wie im Krampf empor, und die schönen Augen, die eben noch so beseligt aufgeleuchtet, verloschen auf immer.

„Ausgelitten!“ flüsterte Doktor Kalmann und faltete die Hände.

Mit einem dumpfen Schrei stürzte Helene rück-

lings zu Boden, während dem Vater zwei große Thränen über die Wangen rollten.

An einem trüben Tage wurde ein Kindersarg aus dem kleinen Hause getragen; nur zwei Herren gaben ihm das Geleit. Mit den ersten Schollen, die in das offene Grab geworfen wurden, fielen auch die ersten Schneeflocken, welche die Schauer nackter Friedhofserde milderten.

Helene war zu Hause geblieben. Thränenlos saß sie im Wohnzimmer, die Hände in den Schoß gelegt, und verfolgte mit den Augen den Zeiger der Schwarzwälder Wanduhr. Jetzt — jetzt mußten sie angelangt sein, nun wird der kleine Sarg hinabgelassen, jetzt fällt die Erde auf ihn. — Helene zuckte zusammen. Es war ihr, als hätte sie selbst, ihre eigene Brust den harten Schlag empfangen. Sie wünschte sich eine große Krankheit, völlige Bewußtlosigkeit, nur um nicht zurückdenken zu können an das Schreckliche, das geschehen. „Wie werde ich meine Tage beschließen!" dachte sie, denn sie hatte die Empfindung, als sei sie eine ganz alte Frau geworden. Sie meinte, der große Schmerz müsse den äußeren Menschen so verwandeln wie den inneren. Sie wunderte sich, daß ihr Haar nicht weiß, ihre Haut nicht runzelig geworden. Sie hatte ganz vergessen, daß sie schön, sehr schön war, denn niemand hatte sie daran erinnert; und sie wußte auch nicht, daß die lange Zeit der Einsamkeit und schweren Prüfung manch harten Zug ihres Gesichtes verwischt, manch mildernden Strahl in ihre Seele gesenkt und aus ihren Augen leuchten ließ. Dann

wieder schreckte sie zusammen vor den öden Jahren, die ihr bevorstanden. Ihre ganze Seele hatte sie an das verstorbene Kind geklammert; und das in jeder Frau so stark entwickelte Bedürfnis, Liebe zu spenden, hatte sich während ihres einsamen Lebens mit Nelly so verstärkt, daß sie nun den Gedanken nicht zu fassen vermochte, allein zu bleiben, ohne ein Wesen, dem sie sich aufopfern, dem sie ihr ganzes Herz zu eigen geben könnte.

Wenn ihr Richelsen den Knaben überließe? Wie eine höhere Eingebung erleuchtete sie der Gedanke. Ja! er mußte ihr den Knaben geben, sie konnte nicht allein leben, ohne ein Kind, ohne ihr Kind. Nun war es beschlossen. Heute, wo sie ihren Sohn nach langer Zeit wieder an ihr Herz drücken sollte, heute wollte sie Richelsen beschwören, ihr das Kind zu geben. Er war immer hochherzig, wie könnte er ihr diese Bitte abschlagen, nun da sie so unglücklich!

Helene war es in der That so sehr, daß sie den Egoismus nicht herausfühlte, der aus ihrem Wunsche sprach. Hatte denn nicht auch Richelsen sein Kind verloren, und würde er, wenn er Erik seiner Mutter übergäbe, nicht ebenso verlassen sein wie jetzt Helene? Waren sie nicht beide in derselben Lage?

Helene vergrub den Kopf in beide Hände und überhörte es ganz, als draußen geklingelt wurde und jemand mit leisen Schritten hereintrat.

Es war Richelsen. Er war sehr blaß, und die Lippen hatten einen bläulichen Schimmer angenommen, ob von der Kälte draußen oder der großen seelischen Erregung, wer konnte es wissen!

Einen Augenblick blieb er stehen und betrachtete prüfenden Auges die zusammengekauerte Frauengestalt, das schwarze, glänzende Haar, das sich in flockigen Löckchen auf dem schneeig weißen jugendlichen Nacken ringelte. Ein schwerer, kurzer Seufzer entrang sich seiner Brust.

Helene wendete sich um. „Schon —?“ rief sie und schauerte zusammen.

„Ja,“ antwortete Richelsen mit leiser Stimme, „es ist alles vorbei, der Geistliche hat's kurz gemacht.“

Helene wollte sich erheben, aber ihre Kniee wankten, und mit einer wie um Entschuldigung bittenden Gebärde ließ sie sich wieder zurückfallen.

Richelsen streifte langsam den Pelzhandschuh von seiner rechten Hand und fuhr sich mit derselben über die Augen.

„Ich wollte dich fragen, ob du jetzt schon in der Verfassung bist, meinen“ — Richelsen verbesserte sich rasch — „unsern Sohn zu sehen?“

„Ja, ja, komm, eilen wir!“ erwiderte hastig die junge Frau und griff noch sitzend nach ihrem schwarzen Kreppkut und ihren schwarzen schwedischen Handschuhen, die nebenan auf dem Tische lagen.

„Vorher habe ich dir noch einiges zu sagen,“ fuhr Richelsen fort und legte seine Hand schwer auf die Helenens.

Helene zuckte zusammen bei der Berührung und zog ihre Hand zurück.

Ein leises bitteres Lächeln überflog das Antlitz des Mannes.

„Verzeih!“ sagte er.

Helene blickte ängstlich gespannt zu ihm auf .... Ein eigenes Gefühl überkam sie, als sie die einst so geliebten Züge nach langer Zeit zum erstenmal wieder voll ansah. Wie ähnelten sie doch denjenigen der kleinen Nelly! Die Erinnerung an das eben begrabene Kind schnürte ihr das Herz zusammen.

„Du gestattest wohl,“ begann Richelsen, „daß ich mich — trotzdem unsre Lebenswege deinem eigenen Wunsche zufolge getrennt sind — nach deinen ferneren Plänen erkundige. Hier in dieser Wohnung wirst du gewiß nicht bleiben wollen, kaum in dieser Stadt. Wohin gedenkst du deine Schritte zu lenken? — Was in meiner Möglichkeit liegt, dir dein Leben zu erleichtern, deinen großen Schmerz zu lindern, das soll geschehen. Ich selbst bleibe noch mehrere Tage hier, während welcher Zeit ich dir gern den Knaben überlassen will, unter der Bedingung, daß du ihn weder aufregst noch zurückzubehalten trachtest.“

„Ich danke dir für dein Almosen,“ entgegnete Helene herb, die sich von der fast geschäftsmäßigen Auseinandersetzung verletzt fühlte, „aber ich weiß noch nicht, ob du das Recht hast, diese Sprache zu führen, da jetzt, wo wir nur ein Kind besitzen, dasselbe auch mir zugesprochen werden kann.“

Richelsen erhob den Blick von der Tischdecke und sah Helene kalt und durchdringend an. „Das ist für den Gerichtshof kein Grund, sein Urteil zu ändern, übrigens bin ich gesetzlich thatsächlich im Recht. Der Knabe ist vier Jahre alt und mir ein für allemal

zugesprochen worden. Es ist daher in der That ein Almosen, wenn ich ihn dir auf einige Tage überlasse, und für Almosen pflegt man zu danken!"

Schneidend tönten die letzten Worte.

„Du hast dich nicht verändert," fügte Richelsen leise hinzu.

„Macht Unglück besser?" fragte Helene halblaut, mehr sich selbst, und legte die Hände wieder in den Schoß. Dann erhob sie den Kopf.

„Und wenn ich dich bäte, mir das Kind zu lassen?" rief sie mit bebender Stimme.

„Ich könnte nicht anders handeln, als du in demselben Falle handeln würdest. Gäbst du es her?"

Helene schwieg.

„Du siehst," fuhr Richelsen fort, „von mir verlangst du Unmögliches!"

„Gieb mir das Kind," bat sie, „gieb es! Wie soll ich denn jetzt leben, ganz allein, ohne ein Wesen um mich, das mich liebt, das ich wiederliebe, um das ich mich sorgen und kümmern kann?"

„Du selbst hast alles von dir gestoßen, als du das Wort ‚Scheidung' aussprachst," erwiderte Richelsen mit plötzlich erhobener Stimme. „Du hast nicht an den Mann gedacht, der dich liebte, nicht an die Kinder, die deiner Liebe und Fürsorge bedurften, als du in kindischem Grolle dein Haus, deinen Mann und dein Kind verließest. Du hast auch jetzt nicht den Vater rechtzeitig an das Krankenlager der Tochter gerufen, deine eigene unnatürliche Empfindung unterdrückend. Mit welchem Rechte also verlangst du den Sohn von

mir, dem der Knabe Ersatz bieten sollte, bieten mußte für Frau und Tochter. Mit welchem Rechte willst du dem Kinde, das die Mutter kaum kennt, den Vater nehmen?“

„O gieb mir das Kind, gieb es mir! Ich kann nicht allein leben, wenigstens jetzt nicht, vielleicht später, wenn das Unglück mir nicht mehr so neu, so schrecklich!“

Helene suchte Richelsens Hand zu ergreifen. Richelsen erhob sich und trat zu Helenens Stuhl, dann sprach er mit leiser Stimme, tief über die junge Frau gebeugt: „So war mir zu Mute an dem Tage, an dem du mich mit Nelly verließest!“

Laut schluchzend ließ Helene den Kopf auf die Brust ihres Mannes fallen.

Richelsen schien mit einer starken inneren Bewegung zu kämpfen; er streckte seinen Arm aus, als wollte er die zitternde Frauengestalt fest an sich drücken; aber einen Moment darauf war sein Gesicht wieder unbeweglich, seine Haltung wieder so starr wie gewöhnlich.

„Rege dich nicht auf!“ sagte er ruhig und entfernte sich vom Stuhl, ohne Rücksicht darauf, daß Helenens Kopf, der Stütze beraubt, auf die harte Kante des Sessels zurücksank.

Helene blickte auf und strich sich das feuchte Haar aus den Schläfen, dann streckte sie die Hand aus, als erwartete sie, daß Richelsen die seinige in dieselbe legen würde.

Er jedoch sah dieselbe nicht oder wollte sie nicht sehen.

Helene erhob sich.

„Für alles, was ich dir je angethan, bist du heute gerächt!“ sagte sie tonlos. Und wieder überkam sie die Empfindung, als sei sie alt, ganz alt geworden und jedes Gefühl in ihr erstorben. Hatte sie auf ein versöhnendes Wort gehofft?

Sie stand noch immer am Stuhl und wartete auf Antwort, doch diese blieb aus.

Schweigend und mutlos ergriff sie Hut und Handschuhe, schweigend hüllte sie sich in ihren warmen, einfachen Mantel, und schweigend verließ sie, von Richelsen gefolgt, die Wohnung. Die kalte Winterluft schlug ihr ins Gesicht und brachte sie wieder zu sich. Ein Wagen stand vor der Thür; ohne Richelsens Hilfe anzunehmen, stieg sie in denselben. Ein warmer, englischer Plaid war vom Sitz herunter auf den Boden gefallen. Richelsen hob ihn auf und breitete ihn sorglich über Helenens Kniee, dann setzte er sich zu ihr, und die Pferde zogen an.

Helene kannte den Weg zu Doktor Kalmanns Wohnung so genau wie den zu ihrer eigenen. Und doch kam ihr heute jedes Haus, an dem sie vorüberfuhren, so fremd, die kurze Strecke so endlos lang vor. Zufällig fiel ihr Blick auf einen kleinen blinden Spiegel, der ihr gegenüber auf der schmalen Leiste zwischen den beiden den Kutschbock vom innern Raum trennenden Fenstern angebracht war. Der Wagen mochte einst bessere Tage gekannt haben, wie dies auch die verschossene, durchwetzte dunkelgrüne Seide und der verbogene, gelbangelaufene Aschenbehälter bezeugten.

Auch Helene machte diese Wahrnehmung, und der alte Wagen gemahnte sie plötzlich an ihr eigenes verfehltes und verlorenes Leben. Wieder fiel ihr Blick auf den Spiegel und gewahrte in demselben ihres Mannes Antlitz. Es war nicht so starr und streng, wie sie es in Wirklichkeit gesehen, vielmehr lag eine große Trauer, ein tiefes Weh in den männlichen, energischen Zügen, und in den Augen standen wie eingefroren zwei große Thränen. Fühlte Richelsen den Blick, der auf ihm ruhte?

Plötzlich begegneten sich ihre Augen in dem kleinen, schmutzigen Spiegel, und ihre Hände legten sich über dem Plaid tröstend ineinander.

„Brrr!" rief der Kutscher im selben Moment, und der Wagen hielt vor einem kleinen, einstöckigen Hause.

„Wir sind da," sagte Richelsen, der zuerst der Stimmung Herr wurde, die beide überkommen.

Auf dem Flur bereits kam Doktor Kalmann Helene entgegen und bot ihr mit ernstem Gesicht die Hand.

„Wo ist Erik?" flüsterte kaum vernehmbar die junge Frau.

„Er sitzt auf dem Teppich in meinem Arbeitszimmer und spielt," antwortete Doktor Kalmann und half Helene ihren Mantel ablegen.

„Weiß er noch nicht, daß Nelly —" Helene brach ab; sie konnte das Wort „gestorben" nicht über die Lippen bringen.

„Er weiß, aber er ist ein Kind und vergißt!"

erwiderte der Arzt und geleitete Helene in das Arbeitszimmer.

Richelsen war zurückgeblieben. Er wollte den Gefühlsausbruch der schwergeprüften Frau nicht durch seine Gegenwart hemmen, nicht dem fragenden Blick seines Sohnes begegnen.

Es mochte wohl bereits eine Stunde vergangen sein, die alte Haushälterin zündete die Hängelampe über dem runden Tisch an, und Richelsen warf schon die dritte angerauchte Cigarre in den Aschenbecher, denn keine wollte ihm heute schmecken. Endlich ging die Thür auf, und Erik sprang heraus, gefolgt von seiner Mutter, die ihre Finger krampfhaft um sein Handgelenk gespannt hatte, als wollte sie ihn zurückhalten, als fürchtete sie sich, ihn zu verlieren, jetzt wo sie ihn kaum gesehen.

„Weißt du, Papa,“ rief der Kleine resolut aus, „Mama und ich, wir haben beschlossen, immer zusammenzubleiben; Mama will gar nicht mehr fort von mir!“

Damit befreite er seine Hand aus der Helenens, gab seiner Mutter noch einen herzhaften, stürmischen Kuß und stürzte sich dann in die Arme seines Vaters.

Helene ließ sich erschöpft in die Ecke des altmodischen Diwans nieder und schien ganz verloren im Anblick ihres so lang entbehrten Knaben. Sie hatte rotgeweinte Augen, und doch umspielte ein glückliches Lächeln ihre Lippen, wenn Eriks Stimme gar frisch und treuherzig an ihr Ohr klang.

„Bei der Mama willst du also bleiben?“ fragte Richelsen und blickte den Kleinen prüfend an.

„Natürlich,“ nickte dieser, „bei Mama und dir.“

Richelsen schwieg.

„Das geht nicht,“ sagte er endlich.

„Warum?“ fragte Erik erstaunt und tippte mit den stumpfen, dicken Fingerchen auf seines Vaters Kniee, „wenn man verheiratet ist, so lebt man doch immer zusammen, und da du mein Papa bist und du meine Mama (Erik warf Helene ein Kußhändchen zu), so müßt ihr doch verheiratet sein, nicht wahr?“

„Wir sind es nicht mehr,“ sagte Richelsen und blickte auf Helene.

Auch ihre Augen hatten die seinigen gesucht, und nun sahen sich beide an, ratlos und zum erstenmal vielleicht klar ihre gegenseitige Lage begreifend.

Erik jedoch schien weniger verdutzt über diese Antwort, als man hätte glauben können. Wie oft hatte er mit einer kleinen Freundin ‚Heiraten‘ gespielt; wie oft hatten sich dann die Kinder in ihrer neuen Würde gezankt und waren voneinander fortgelaufen, um gleich darauf dasselbe Spiel von neuem zu beginnen. Darum legte jetzt Erik sein weißes Patschhändchen auf des Vaters Wange und sagte halb fragend, halb bestimmt:

„Könnt ihr nicht noch einmal heiraten?“

Kaum sechs Monate waren seit Nellys Beerdigung vergangen. Das kleine Grab stand in voller Blüten-

pracht, ein niederes versilbertes Gitter mit goldenen Kügelchen umgab dasselbe, und ein glattes Kreuz aus kostbarem, rotgeädertem Marmor trug die schlichte Inschrift:

Nelly Richelsen.
Von
ihren tiefbetrübten Eltern.

Unten jedoch, wo meist die abgebrauchten Phrasen: „Ruhe sanft" oder: „Friede deiner Asche" ihren Platz finden, da stand mit großen silbernen Lettern:

„Vergieb uns unsre Schuld!"

Zwei Engländerinnen, welche mit dem Bädeker in der Hand eine Reisetour durch Deutschland machten, dabei auch nach N. geraten waren und nun den schön gelegenen Kirchhof besuchten, hemmten ihre Schritte vor dem kleinen, blumengeschmückten Hügel.

„It is lovely!" sagte die jüngere Dame zu ihrer Begleiterin, auf die Blumen deutend.

„It is beautiful!" sagte die andere, das Marmorkreuz ins Auge fassend.

Beide buchstabierten die Inschrift, dann ließen sie ein langgedehntes „O!" vernehmen und sahen sich einen Moment schweigend an.

„Strange! very strange!" sagte endlich die ältere, und beide gingen kopfschüttelnd weiter.

Gedämpfte Töne einer Orgel drangen an ihr Ohr. Die ältere Engländerin griff in großem Schreck nach ihrem Bädeker, schlug ihn auf und blätterte hastig in demselben.

Endlich hatte sie N. gefunden: „Bemerkenswert

in N. ist die kleine Kirche im gotischen Stil, die, ursprünglich von den Jesuiten erbaut, im Jahre 1630 die Zufluchtsstätte der Reformierten bildete und von denselben zu ihren Zwecken umgestaltet wurde; nur die Glasmalereien der Spitzbogenfenster enthalten noch Heilige der katholischen Kirche."

„The church is very remarkable, indeed!" rief die Leserin aus.

Die Damen beeilten sich nun, die Kirche zu erreichen, welche kaum hundert Schritte vom Friedhof entfernt war.

Das Hauptportal war geschlossen, doch gelang es ihnen, sich durch einen kleinen Seiteneingang Eintritt zu verschaffen.

Das Mittelschiff war dunkel, die Luft in demselben dumpf. Nur der Altar war hell durch viele Kerzen erleuchtet, deren Licht sich mit dem der Sonne verschmolz, das durch die rotbemalten Scheiben in warmen Strahlen den Priester und das vor ihm stehende Paar beschien.

„A marriage!" sagte die junge Engländerin und errötete.

Gleich darauf aber zupfte sie ihre Freundin am Arm, und wieder entfuhr den beiden ein leises, langgedehntes „O!"

Die Braut, welche sich eben knieend auf die Stufen des Altars niederließ, war in kein schimmerndes weißes Gewand gehüllt; kein duftiger weißer Spitzenschleier umwallte die schlanke Gestalt. Die sonderbare Brauttoilette bestand in einem tiefschwarzen Trauerkleide und

einem langen schwarzen Kreppschleier, der sich weich um die zarten Schultern schmiegte und auf die Schleppe niederfiel, die sich in düsteren Falten über die rosigen Steine hinschlängelte. Auch der Bräutigam trug einen breiten Flor um den rechten Arm.

Es waren Helene und Richelsen. Hinter ihnen stand Doktor Kalmann und ein blonder Jüngling, der Apotheker des Städtchens, der mit dem Arzt als Zeuge fungierte. Auch der kleine Erik war zugegen; mit gar wichtiger Miene sah er den Vorgängen am Altar zu; war er doch überzeugt, daß diese „Heirat" ausschließlich das Ergebnis seiner kindlichen Bitten und Vorstellungen.

Er war ja dabei gewesen, als Richelsen zu Helene mit bebender Stimme gesagt: „Um dieses Kindes willen, Helene, tilge den Groll in deiner Seele! Gieb ihm die Mutter zurück!"

„Ihm die Mutter, dir dein Weib, dein reuiges Weib!" hatte Helene darauf mit schluchzender Stimme geantwortet und sich an seine Brust geworfen.

„Was nun Gott zusammengefüget hat, das soll der Mensch nicht scheiden," hub jetzt der Priester am Altare an.

Der kleine Erik, der anfänglich den Worten des Geistlichen neugierig gelauscht, vermochte dem Gedankengang des Predigers nicht lange zu folgen. Er entfernte sich auf den Zehenspitzen leise von Doktor Kalmann und zog sich nach dem dunklen Hintergrunde der Kirche zurück. Dort trat die junge Engländerin auf ihn zu und fragte ihn in gebrochenem Deutsch, wer da heirate.

„Papa und Mama!" gab der Kleine unbefangen zur Antwort.

„Shocking!" riefen die Damen entsetzt aus und verließen entrüstet die Stätte.

Die ältere Engländerin aber, die es liebte, Randbemerkungen in den Bädeker hineinzuschreiben, kritzelte sofort mit Bleistift unter die Rubrik der Stadt N.: „Last not least — zeichnet sich durch unmoralische Sitten aus."

Sie will nicht spielen.

Das Feuer prasselte im Kamin. Eine hohe Lampe stand auf dem großen Schreibtisch und beleuchtete die Gestalt eines Mannes von etwa vierzig Jahren, der in Briefen, Photographien, alten Heften, Blumen und Bändern herumkramte.

In der Nähe des Kamins stand eine Ottomane, neben dieser ein Guéridon, auf welchem ebenfalls eine Lampe brannte, mit einem großen rotseidenen Schirm versehen. Ein rosiger Schein fiel auf das liebliche Gesicht einer zarten Frau, deren in weiße Spitzen gehüllte Gestalt sich weich und plastisch von dem dunkelgrünen Plüschfond der Ottomane abhob. Mattes, aschblondes Haar umkräuselte den feingeformten Kopf, der auf einem weißen, zurückgebogenen Arme ruhte. Die linke Hand hielt ein Buch, besser gesagt eine Broschüre; auf jeder Seite derselben war mit fetten Lettern die Phrase: „Manuscript not for sale“ gedruckt.

„Mutter, du bist ja selbst noch jung, begreifst du denn nicht mehr die Allgewalt der Liebe? Hast du mich nicht selbst ihn lieben gelehrt? Sprachst du

nicht immer von ihm, als vom besten, edelsten Manne der Welt? Warum sollte er plötzlich meiner unwert sein!“ memorierte die junge Frau.

„Du, Alex!“ unterbrach sie sich plötzlich — „es ist doch eine recht fatale Situation für die gute Mama da!“ — sie tippte mit dem Finger auf die Broschüre. — „Es ist wirklich komisch, daß sie noch immer für ihren Jugendgeliebten schwärmt und sich nicht entschließen kann, ihm die Tochter zu geben. Ich möchte nicht in Wirklichkeit diese Tochter sein!“ — „Warum sollte er plötzlich meiner unwert sein!“ recitierte sie nochmals, sich in die Rolle vertiefend.

„Weißt du, Alex,“ unterbrach sie sich neuerdings, „ich freue mich recht auf mein Gastspiel in N. Die Rolle, die du ja eigens für mich geschrieben, liegt mir sehr; das Stück muß dort gefallen, wie es hier gefallen hat; und wenn die Mutter gut gespielt wird und das Ensemble nicht störend ist, so wird es einen großen, großen Erfolg geben für uns beide!“

Die junge Frau ließ das Heft auf den Teppich gleiten und schaute mit großen, glänzenden Augen in das Kaminfeuer.

„Ja, warum antwortest du mir denn nicht?“ fragte sie plötzlich, erhob den hübschen Kopf und wendete sich um.

Alexander Niels, der bekannte Lustspieldichter, war ein auffallend schöner Mann mit dunklem Haar, blassem Teint und interessantem Gesichtsausdruck. Doch war zum Glück nicht nur der Ausdruck seines Gesichts interessant, sondern auch seine Persönlichkeit.

Niels' Vergangenheit war, wie es hieß, sehr bewegt. Eine Vorliebe für das Kunstzigeunertum zog ihn von frühester Jugend an ins Bereich der Bühne. Bald spielte er selbst irgend eine Rolle, bald schloß er sich bloß aus müßiger Neugierde der ersten besten reisenden Gesellschaft an oder schrieb Stücke, die man erst an kleinen Bühnen aus Gefälligkeit für den liebenswürdigen, reichen Kunstenthusiasten aufführte, dann aber, als Niels sich gar rasch einen Namen gemacht, an großen Bühnen mit Gold aufwog. Niels wurde von allen hübschen, jungen Schauspielerinnen, die mit ihm verkehrten, angeschwärmt. Manche hoffte wohl gar, den „Krösus" dauernd an sich fesseln zu können.

Er jedoch, der ihre Schwärmereien mit großer Seelenruhe hinnahm und sein Leben nur romantisch aufputzen wollte, löste stets mit geschickter Hand das leichtgeknüpfte Band, wanderte weiter und haschte nach neuen Eindrücken.

Große Bilder, kleine, oft unorthographische Billets folgten dem Unbeständigen, in dem sie meist bloß ein flüchtiges Gefühl dankbarer Erinnerung weckten.

Er hatte den Charakter und die nötigen Mittel, das Leben leicht zu nehmen, mochte große Leidenschaften, wie sentimentale Schwärmereien nicht leiden und verlor niemals die vollständige Herrschaft über sich und seine Empfindungen. Nur einmal fühlte er es deutlich, daß man sich nicht immer gebieten könne, daß es Momente gebe, in denen jeder Gedanke der Empfindung, jede Empfindung der Leidenschaft weichen müsse.

Eine schöne junge Schauspielerin, die an einem größeren Provinztheater tragische Liebhaberinnen spielte, war die erste Frau, die auf Niels einen tieferen Eindruck machte. Vielleicht war gerade dies der Grund, daß er früher, als er ursprünglich beabsichtigt, die Stadt verließ. Er fragte sich nicht, ob er das Recht habe, ohne ein Wort der Erklärung, ohne ein Zeichen des Abschieds die schöne, geistvolle Künstlerin zu verlassen, der er so eifrig gehuldigt, mit der er so viele unvergeßliche Stunden verbracht und der er eine tiefere Neigung eingeflößt, als er sich gestehen wollte. Er fühlte nur eines: daß er sich dem Zauber dieser Frau entziehen mußte, wollte er nicht sein ganzes Lebensprogramm einem Liebesroman zum Opfer bringen. Er fand nicht den Mut, Abschied zu nehmen; er fürchtete, eine Thräne im Auge der geliebten Frau, ja ein Wort des Bedauerns von ihren Lippen könnten ihn völlig umstimmen und es ihm unmöglich machen, sein Vorhaben auszuführen. Er flüchtete sich, feige wie ein Kind, herzlos wie ein Egoist.

Niels konnte nie ohne ein Gefühl der Beschämung an diese Flucht zurückdenken und hielt ängstlich alles ferne, was ihn an dieselbe zu erinnern vermochte.

Bald nach dem gewaltsamen Abschluß seines Romans reiste er ins Ausland. Er lebte abwechselnd in Paris und London und kehrte erst nach Deutschland zurück, als ihm die Verwertung seiner litterarischen Arbeiten und die Rücksicht auf seine Carriere den heimatlichen Boden unentbehrlich machten.

So gab er endlich sein Wanderleben auf, siedelte

nach einer großen deutschen Residenz über und schien während der acht Jahre, die er einsam in seiner prachtvoll eingerichteten Wohnung verlebte, auf dem besten Wege, ein verknöcherter Junggeselle zu werden. Da verliebte er sich plötzlich, romantisch wie ein Primaner, in eine entzückende ‚Naive‘, die in der Residenz eben Aufsehen machte. Er verzichtete darauf, mit ihr im Foyer des Theaters zu verkehren, suchte vielmehr die Gelegenheit, sich ihrem Vater, dem pensionierten Obristen Werder, vorzustellen, um kaum einige Wochen später um die Hand seiner Tochter anzuhalten.

Die junge Frau entsagte der Bühne keineswegs, sondern fuhr fort, unter ihrem Mädchennamen alle Jünglinge der Residenz für sich zu begeistern. Ein Schauspiel, das Alexander Niels in der Residenz aufführen ließ, und das sowohl ihm wie seiner jungen Frau, welche die Titelrolle spielte, große Triumphe einbrachte, sollte nun auch im Stadttheater von N. in Scene gehen, mit Camilla Werder als Gast.

„Alex, was machst du denn?“ fragte die junge Frau ungeduldig und klopfte mit der schmalen, weichen Hand nervös auf den eingelegten Palisandertisch.

Niels blickte auf.

„À la bonne heure,“ rief Camilla und brach in ein silberhelles Lachen aus. „Ich dachte schon, du wärst eingenickt, wie mein guter Papa.“

„Geschlafen habe ich nicht, aber geträumt von längst vergangenen Tagen!“

Er stand auf und näherte sich, mit den Papieren in der Hand, dem Kamin.

„Wer träumt denn von der Vergangenheit, wenn die Gegenwart so schön ist!“ sagte Camilla, legte die Hand auf den Arm ihres Mannes und zog ihn zu sich heran.

„Setz’ dich!“ befahl sie mit einem graziösen Lächeln und zeigte mit der Spitze ihres roten, goldgestickten Pantöffelchens auf das Fußende der Ottomane.

„Tyrannisierst du mich schon wieder?“ rief Niels lächelnd, küßte die kleine Hand und setzte sich der jungen Frau zu Füßen.

„Was sind das für Papiere?“ fragte Camilla und drohte mit dem Finger.

„Briefe, nichts als Briefe!“

„Von wem alles?“

„Gott, wie soll ich das noch wissen!“

„Sind sie nicht unterschrieben?“

„Gewiß sind sie es.“

„Nun?“

Niels lächelte, streichelte zärtlich das weiche Haar der jungen Frau und sagte ausweichend: „Die Namen decken sich mit keinem bestimmten Bilde mehr.“

„Hältst du mich wirklich einer posthumen Eifersucht fähig? Wenn du wüßtest, wie lächerlich ich eine solche finde!“ rief Camilla, errötete über die kleine, unschuldige Lüge, spielte dann mit der silbernen Quaste ihres weißen Negligés und blickte ihren Mann an, als erwarte sie eine Antwort.

„Zeig’ mir mal die Briefe,“ bat sie und streckte die Hand aus.

„Du bist ein Kind. Solche Briefe sind kleine

Stimmungsbildchen und haben bloß einen Momentwert. Vergilbt wie das Papier, verblaßt wie die Tinte sind auch meine Empfindungen, soweit sie mit diesen losen Blättchen zusammenhängen."

„Gieb!" wiederholte Camilla ungeduldig, entriß mit einer geschickten Bewegung das kleine Päckchen den Händen ihres Mannes und hielt es triumphierend in die Höhe. — „Die Empfindung mag verblaßt sein, die Erinnerung an dieselbe keineswegs. Ich aber will nicht, daß die Vergangenheit Macht über dich behält — in die Flammen mit ihr!"

Lebhafter flackerte das Feuer im Kamin auf, gierig züngelten die Flämmchen, und Camilla klatschte in die Hände.

„Du bist meiner Absicht nur um wenige Minuten zuvorgekommen," sagte Niels und blickte ruhig in den Kamin.

Camilla richtete sich auf, schlang die Arme um ihn und drückte ihr zartes, rosiges Gesichtchen an seine Wange.

„Ich bin nicht eifersüchtig, wahrhaftig nicht, aber erst jetzt fühle ich mich als unumschränkte Herrin in deinem Hause — in deinem Herzen. Sieh, wie schön das brennt!"

Gleich darauf aber entwand sie sich seinem Arm, beugte sich zu dem schwarzen Fell nieder, das vor der Ottomane ausgebreitet lag, und hob ein kleines, zusammengerolltes Papier auf.

„Auch du entgehst dem Autodafé nicht!" rief sie lachend; doch plötzlich besann sie sich und entrollte das Blatt.

„O wie schön!“ rief sie, als sich ihrem Blick die gebleichte Photographie eines jungen Mädchens darbot.

„Wer ist das?“ fragte sie und hielt ihrem Mann das entzückende Bild vor die Augen.

Camilla sah nicht die innere Bewegung, die sich in Niels' Zügen spiegelte, aber sie bemerkte, wie seine Hand, die das Bildchen ergriff, leise zitterte.

„Wer ist das?“ fragte sie nochmals.

„Du siehst es an dem altmodischen Kleide: eine Frau, die jetzt in meinem Alter ist. Du brauchst sie nicht zu fürchten.“

„Wolltest du auch dieses Bild verbrennen?“ fragte Camilla.

Niels zauderte.

„Nein,“ sagte er endlich, „es hat sich zufällig unter die Papiere verirrt.“

Sie entfernte sich langsam und setzte sich ihrem Mann gegenüber in die dunklere Ecke des Gemachs. Sie fürchtete, er könnte in ihrem Gesicht lesen, welchen Eindruck seine Antwort auf sie gemacht, und scheute seinen Spott.

„Die hast du gewiß geliebt?“ fragte sie endlich aus ihrem dunkeln Winkel.

„Ja. Vor vielen, vielen Jahren . . .“

„Mehr als mich?“

„Anders.“

Camilla näherte sich wieder der Ottomane.

„War es eine Dame aus der Gesellschaft?“ forschte sie weiter.

„Nein, bloß eine Schauspielerin.“

„Das ‚bloß‘ hättest du dir ersparen können,“ meinte sie trocken und schlug mit der silbernen Quaste leicht nach Niels’ Hand.

Niels zog die Brieftasche aus seinem Rock und verwahrte sorgfältig das Bild.

„Es soll wohl ein Pendant zu meiner Photographie bilden?“ rief Camilla spöttisch.

„Nein, nur eine Folie!“ antwortete Niels, stand auf und küßte seiner Frau galant die Hand.

Camilla fühlte einen Mißton aus diesen scheinbar liebenswürdigen Worten heraus, wagte es aber nicht, mit weiteren Fragen in ihren Mann zu dringen.

Niels trat zu seinem Schreibtisch, entnahm dem darauf befindlichen Cigarrenkasten eine Havanna, zwickte das Ende derselben mittels einer zierlichen Berlocke ab, die an seiner Uhrkette hing, und rauchte sie an der großen Lampe an. Dann setzte er sich auf die Lehne seines halbrunden Schraubsessels und blickte den bläulichen Wölkchen nach, die sich zum Plafond emporringelten.

„Wie mag sich ihr Leben gestaltet haben?“ dachte er, und die Erscheinung des einst so geliebten Mädchens stand ihm plötzlich vor Augen. „Ist sie alt und häßlich geworden, verdorben, gestorben? Oder doch verheiratet, noch immer schön, glücklich im Kreise ihrer Familie?“ — Wäre er damals nicht so plötzlich abgereist, dann säße *sie* jetzt vielleicht hier am Kamin, an Camillas Stelle, und sie hätten möglicherweise schon eine Tochter, nicht viel jünger als seine Frau! . . . Bei diesem Gedanken fiel sein Blick wieder auf Camilla.

Wie hübsch sie doch aussah in ihrem duftigen Spitzengewand! Wie thöricht schien ihm ihre Eifersucht! Und doch — war er nicht wirklich beim unverhofften Anblick des Bildes eigentümlich bewegt gewesen? So hatte er sie also doch nicht ganz vergessen und stand noch immer im Banne dieses eigenartigen stolzen Wesens?

„Das wäre doch des Teufels!" rief er laut. Camilla zuckte zusammen.

„Du phantasierst," sagte sie.

„Ach so, Pardon," entschuldigte sich Niels.

„Meine Frau ist heute nervös," dachte er weiter. „Wenn sie bis übermorgen in der Stimmung bleibt, so wirft sie mir bei der Premiere in N. das Stück um. O, diese Frauen, diese Frauen!"

Niels sprang auf, ging ein paarmal durch das Zimmer und blieb endlich vor Camilla stehen.

„Ich bin dir wohl heute ganz unleidlich?" fragte er.

„Nein, nur entfremdet!" antwortete sie kühl und freute sich innerlich über diese erste, kleine ‚Scene'.

„So? Na, wir können ja unsre Bekanntschaft erneuern," meinte Niels lachend, „und zwar am besten im Waggon, auf der Fahrt nach N."

„Du begleitest mich?" rief die junge Frau freudig und fiel ihrem Mann um den Hals. „Das ist ja reizend von dir, ganz reizend! Der Direktor wird Augen machen, wenn er in Fräulein Camilla Werder Frau Alexander Niels kennen lernt! . . . Sieh, Alex, es wäre mir ja doch sehr schwer gefallen, mein Inkognito zu wahren, wie du es ursprünglich gewünscht,

um dir die aufrichtige Meinung dieses Provinzpublikums und der Schauspieler über dein Stück zu berichten. Bei den ersten Zeichen der Anerkennung oder des Mißfallens hätte ich mich verraten."

Niels atmete auf. Er hatte seine Frau versöhnt, das Stück gerettet, sich selbst über peinliche Erinnerungen hinweggeholfen.

„Kleiner Trotzkopf!" murmelte er und warf die glimmende Cigarre ins Feuer.

* * *

„Superb, superb, liebe Freundin!" rief der Direktor des Stadttheaters von N. aus einer der ersten Reihen des Parketts einer Schauspielerin zu, die auf der matt erleuchteten Bühne stand und eben mit großem Temperament die letzten Worte einer effektvollen Tirade ins leere dunkle Haus schleuderte.

„Großartig, liebe Freundin, ganz großartig!" bekräftigte er nochmals, erhob sich, schlug die graue Schutzleinwand, die er vorhin über die Lehne des Sitzes gestreift hatte, wieder zurück und stieg aus dem Orchesterraum auf einer kleinen provisorischen Treppe zur Bühne hinauf. — „Keine hätte die Rolle so wunderbar wiedergegeben, wie Sie; Sie haben mich wirklich ergriffen!"

Die Schauspielerin zuckte unmerklich mit den Achseln.

„Es ist die letzte Gefälligkeit, die ich Ihnen erweisen kann, da dies die letzte Rolle ist, die ich auf Ihrer Bühne spiele."

„Als Mitglied; hoffentlich aber begrüße ich Sie bald wieder als Gast, liebe Freundin. Unser Publikum wird Sie schwer, sehr schwer vermissen!“

Der Direktor, ein jovial aussehender, älterer Herr, machte ein aufrichtig betrübtes Gesicht und fuhr fort: „Wer weiß, ob Sie recht daran thun, dem lockenden Antrag nach der Residenz zu folgen. Ihr Talent hat sich hier unter meiner Leitung zur vollsten Blüte entwickelt. Sie selbst sind eigentlich erst jetzt in das richtige Fahrwasser, in das richtige Rollenfach gekommen —“

„Das der Mütter,“ unterbrach ihn die Schauspielerin mit einer leichten Bitterkeit im Ton.

„Ja, das der jugendlichen Mütter. Glauben Sie mir, dieses Fach ist schwerer zu besetzen als irgend ein anderes. Besonders bei uns in Deutschland, wo man die feinen Unterschiede zwischen jeune femme, femme jeune encore und femme entre deux âges nicht kennt. In meiner Jugend habe ich zwei Jahre in Paris verlebt. Ich sage Ihnen, nicht die jungen Frauen, nein — die Frauen entre deux âges sind die gefährlichen, sinnverwirrenden, sinnberauschenden! O, diese göttliche Comédie-Française! Comédie divine müßte sie heißen! O, diese Schauspielerinnen, nicht schön, nicht jung, aber berückend, fascinierend, mit ihren blitzenden Augen, ihren geschmeidigen, schlangenartigen Bewegungen, ihren raffinierten Toiletten! Wer hätte zu sagen gewagt, sie wären nicht jung, nicht schön — bloß weil sie Mutterrollen spielten!“

„Sie sind nicht in Paris, lieber Direktor,“ erwiderte die Schauspielerin, „ich leider auch nicht. Hier in Deutschland, wo die Jahre einer Frau überhaupt beständig nachgezählt werden, wird das Alter einer Schauspielerin stets nach dem Rollenfach taxiert.“

Sie seufzte auf, ergriff ihren Muff, den sie auf ein Dekorationsstück gelegt, ließ den Schleier vors Gesicht fallen und fragte: „Die Generalprobe findet also morgen um elf Uhr statt?“

„Wenn uns Fräulein Werder nicht sitzen läßt! Wir haben sie gebeten, morgen einzutreffen. Aber natürlich, so eine verwöhnte kleine Theaterprinzeß . .“

„Warum lassen Sie denn die Rolle nicht von unsrer Schulz spielen, die sie bei den Proben markiert? Sie hat doch Talent! . . .“

„Aber keine Toiletten, kein Exterieur. Die Saison ist schon vorgerückt, und die Zugkraft der Schulz reicht nur für den halben Winter aus!“

„Adieu, Direktor!“

„Empfehle mich, Verehrteste!“

„Soll ich einen Wagen holen, Fräulein Strauß?“ fragte der Theaterdiener, als die Schauspielerin an ihm vorüberkam. „Es stürmt draußen, und Sie haben weit bis zu Ihrer Wohnung.“

„Ich danke, ich fürchte das Wetter nicht.“

Ottilie Strauß nickte leicht und trat aus der schmalen Thür hinaus auf den großen, freien Theaterplatz.

Sie blieb einen Moment unschlüssig stehen, dann schritt sie weiter, ohne des Weges zu achten, den sie einschlug.

Ihre Gedanken schweiften zurück in weite Ferne, in die Zeit, da sie noch jung und hoffnungsfreudig war, da sie vom Leben so viel verlangt und so viel erwartet . . . Was aber hatte es ihr seitdem geboten? Jahre voll Kampf, herbe Enttäuschungen und bitteres Weh. Es konnte sie nicht trösten, daß sie nun endlich, nachdem sie zwanzig Jahre hindurch gearbeitet und gerungen, das erreicht, was andern oft spielend in den Schoß fiel. Die Kunst versöhnte sie nicht mit ihrem harten Leben, in welchem es hieß für den Tag arbeiten, für sich, allein für sich sorgen, und dabei doch unfrei sein, unfrei im Handeln, Denken und Fühlen. Das Glück hatte ihr nicht gelächelt, obwohl die Natur sie mit Gaben ausgestattet, die es dem Glück eigentlich hätten erleichtern sollen, sie zu begünstigen. Sie hatte ein großes schauspielerisches Talent, konnte aber trotzdem jahrelang nicht durchdringen; sie war geistvoll, aber ihr Geist schadete ihr mehr, als er ihr nützte; sie war ideal schön, aber ihre Schönheit war zu vollkommen; sie flößte Bewunderung, aber keine wärmere Empfindung ein; sie war liebebedürftig, aber es war ihr nicht gegeben, Liebe zu erwecken; sie war oft schroff und stolz, so stolz, daß man sie für hochmütig hielt.

Einmal hatte sie wohl gemeint, das Glück mit Händen zu fassen, aber da war es entflohen, über Nacht entschwunden, und sie stand da und blickte mit trüben Augen in die leere, freudlose Zukunft. Nichts war ihr von dem kurzen Liebestraum geblieben, als ein Sonett, unterschrieben Alexander Niels, ein So-

nett im Ton so ungezwungen und scherzhaft, wie es ihr Verkehr mit dem Autor anfänglich gewesen.

Viele Jahre waren vergangen, sie aber konnte den Mann nicht vergessen, mit dem die schönsten Erinnerungen ihrer Jugend verknüpft waren. Selten drang eine indirekte Kunde von ihm zu ihr. Sie analysierte die Empfindungen nicht, welche sie überkamen, wenn sein Name an ihr Ohr schlug, aber sie freute sich, wenn sie gerade in einem seiner Stücke beschäftigt war. Sie ging förmlich auf in dem Geiste seines Werkes und bot jedesmal eine vollendete schauspielerische Leistung.

Manchmal vergaß Ottilie ganz die Jahre, welche zwischen damals und jetzt lagen; sie bedachte dann nicht, daß Niels unterdessen vielleicht ein anderer geworden; sie hoffte immer wieder auf ein Wiedersehen, aber sie fürchtete es auch und suchte niemals es willkürlich herbeizuführen. Jedesmal, wenn sie eine von ihm geschaffene Gestalt darstellte, vermeinte sie mit Niels persönlich in Verbindung zu sein. Sie bildete sich oft ein, er müsse aus der Tiefe des Theaters auf sie zuschreiten, ihre Hände ergreifen und sagen — —

„Heda, Achtung!" rief ein Mann, der mit einer Tonne beladen aus einem Hausthor stürzte.

Ottilie prallte zurück, ging hinüber auf die andre Seite der Straße und trat in eine Konditorei.

„Eine Tasse Schokolade und einige Zeitungen!" bat sie das Ladenfräulein.

Bald hatte sie das Gewünschte. Sie durchflog flüchtig die Blätter und fand in ihnen die überall

gleichlautende Voranzeige des neuen Schauspiels, mit einigen liebenswürdigen Worten für den Autor, sowie mehreren, ebenfalls aus dem Theaterbureau stammenden Reklamenotizen für den neuen Gast — Fräulein Camilla Werder. Von der Provinzpresse gelangweilt, griff sie endlich nach einem auswärtigen Journal.

Ihr Auge blieb plötzlich wie festgebannt an einer Stelle haften; das Löffelchen, mit dem sie eben noch zerstreut gespielt, fiel klirrend auf die Untertasse.

„Wie wir soeben erfahren, wird der bekannte Lustspieldichter Alexander Niels seine junge Frau (Camilla Werder) auf ihrer Gastspielreise nach N. begleiten und dort der Aufführung seines neuesten Schauspiels beiwohnen," las Ottilie halblaut vor sich hin.

„Mit seiner jungen Frau . . ." wiederholte sie und legte die Hand auf das stürmisch klopfende Herz. Sie warf einen Blick in den großen Spiegel ihr gegenüber und seufzte tief auf.

War es die Folge der momentanen Aufregung, war es Einbildung? aber nie hatte sie ihrer Meinung nach so schlecht ausgesehen.

Das Gesicht war eingefallen, die Stirne nicht mehr ganz glatt; auch um die Augen machten sich kleine Fältchen bemerkbar. Die Leidenslinie um den Mund hatte sich im Laufe der Zeit verschärft, und selbst die schönen, kastanienbraunen Haare, die sich der Mode entgegen in zwei welligen Scheiteln über der Stirne teilten, waren an den Schläfen dünn geworden und zeigten hie und da einen silbernen Schimmer.

„Ja, ja, jetzt bin ich wirklich nur eine femme entre deux âges, und in Deutschland ist das fast gleichbedeutend mit alt," dachte Ottilie. „Alt! — Zahlen!" rief sie laut.

Sie legte das Geld hin und erhob sich; dann warf sie noch einmal einen Blick in das verhängnisvolle Blatt „Verheiratet!" murmelte sie und verließ eiligen Schrittes das kleine Lokal.

„Gewiß glücklich verheiratet!" setzte sie draußen ihren Gedankengang fort. „Vielleicht erinnert er sich meiner gar nicht mehr. Das wäre mir schier das liebste! Aber werden Erinnerungen nicht wach werden in ihm, wenn er mich sieht, mit mir spricht . . .? Freilich, ich habe mich verändert, ich bin alt geworden, und er — hat eine junge Frau! . . . Nimmt sie nicht meinen Platz an seiner Seite ein? Vielleicht freut er sich nun, daß ihn Schicksal oder Laune von mir getrieben. Er hat eine junge Frau, ich aber könnte dem Alter nach ihre Mutter sein! . . . Und morgen muß ich sie auf der Bühne an mein Herz drücken, muß thatsächlich ihre Mutter vorstellen, muß als Schauspielerin alles das sagen, was ich als Frau empfinde — muß ganz mich selbst spielen . . . Nein, nein, tausendmal nein!"

Zu Hause angelangt, schickte sie durch ihr Mädchen dem Direktor einige Zeilen.

„Ich sehe mich beim besten Willen außer stande, die mir zugewiesene Rolle in unserer Novität zu geben. Je näher die Premiere heranrückt, desto deutlicher fühle ich, daß ich der Partie nicht gewachsen bin.

Dazu kommt noch ein lähmendes Unwohlsein . . . kurz, fordern Sie nicht Unmögliches von mir; ich kann und werde die Rolle nicht spielen.

Ihre ergebene

D. S."

* *
*

„Ah! Sapristi!" rief der alte Herr, indem er wie elektrisiert von seinem Stuhle aufsprang und erregt im Zimmer hin und her ging. „Um Gottes willen, was mache ich nur? Sie ruiniert mir meine ganze Vorstellung! Die größte Geldstrafe, die ich ihr auferlege, rettet nicht die Ehre meines Theaters! Ich kann doch dem Fräulein Werder nicht meine alte Duenna als Partnerin geben. Was thu ich nur, was thu ich nur? Oh diese Künstlerinnen!"

Ein wiederholtes Klopfen ließ sich an der Thür vernehmen.

„Donnerwetter, herein doch!" schrie der kleine Herr und stampfte ärgerlich mit dem Fuß.

Im Thürrahmen erschien der Sekretär des Theaters, eine Depesche in der Hand.

Bevor er noch den Mund geöffnet, stürzte der Direktor auf ihn zu und rief: „Sie will nicht spielen!"

„Wer?"

„Esel!" — Der Sekretär, der wie ein höherer Bedienter behandelt wurde, schien an diesen Kosenamen schon gewöhnt. — „Wer denn anders als die Strauß!"

„Warum will sie nicht spielen?" fragte der Sekretär bedächtig.

„Mensch, Sie bringen mich unter die Erde! Was weiß ich, warum? Gleich gehen Sie zu ihr hinüber und drohen ihr mit sämtlichen Paragraphen, wenn sie nicht morgen zur festgesetzten Zeit auf der Bühne ist.“

„Das wird nichts helfen, Fräulein Strauß ist sehr eigensinnig. Man wird kein Wort aus ihr herausbringen, wenn sie nicht will. Ich muß Ihnen übrigens melden, Herr Direktor, daß wir soeben eine Depesche von Fräulein Werder erhalten. Fräulein Werder, eigentlich Frau Niels, kommt mit ihrem Manne, welcher der Vorstellung beiwohnen will, heute abend um fünf Uhr an. Jetzt ist es halb fünf. Sie müssen sich gleich auf den Weg machen, Herr Direktor, wenn Sie die Herrschaften vom Bahnhof abholen wollen.“

„Was? Fräulein Werder . . . Niels . . . Bahnhof? . . . Geben Sie mal die Depesche her, ich verstehe gar nichts!“ keuchte der kleine Herr und sank fassungslos in seinen Stuhl.

„Meinen Pelz, meinen Hut!“ rief er gleich darauf, nachdem er die Depesche gelesen, — „mir schwindelt, mich trifft der Schlag!“

Der Sekretär half ihm mit unerschütterlicher Ruhe den Pelz umlegen.

„Ja, was beschließen Sie, Herr Direktor, wem soll ich die Rolle des Fräulein Strauß übergeben?“

„Niemand! Die Strauß wird spielen! Sie sind entlassen, wenn sie nicht spielt!“ Damit stürzte der Direktor aus dem Zimmer und ließ den Sekretär verdutzt stehen.

„Ich schicke ihr den Theaterarzt,“ sagte dieser endlich, drehte sich auf dem Absatz um und schritt gelassen zur Thür.

* * *

„Na, mein lieber Herr Direktor, was sagen Sie zu der Überraschung!“ rief lachend Camilla, die eben aus dem Coupé gesprungen war und deren kleines Gesichtchen sich entzückend von dem Blaufuchs-Kragen abhob, der auf ihren langen Reisemantel niederfiel.

„Mein Mann — Direktor Kaden,“ stellte sie dann vor. „Bin ich als verheiratete Naive im Wert gefallen oder als Frau von Alexander Niels im Wert gestiegen?“ fragte sie übermütig. Gleich darauf aber wendete sie sich zu dem Kammermädchen, das an sie herangetreten war: „Anna, passen Sie auf, daß dem Hutkoffer nichts geschieht, und fahren Sie mit den Sachen ins Hotel! — In welches Hotel?“ fragte sie nun den Direktor.

„Hotel du Nord ist das beste, meine Gnädigste, aber beeilen wir uns, aus dem Gedränge zu kommen.“

„Also Hotel du Nord!“ sagte die junge Frau zu dem Mädchen; „nehmen Sie zwei Zimmer mit Salon und bestellen Sie ein kleines Diner auf sechs Uhr. Sie speisen doch mit uns, Direktor?“

„Aber selbstverständlich!“ schnitt Niels jede Einwendung ab und bot Kaden eine Cigarre.

Einen so liebenswürdigen Gast hatte der Direktor noch nicht empfangen. Er war sprachlos vor Verwunderung, zugleich aber noch verzweifelter als eine

halbe Stunde zuvor. Er konnte doch einer so entzückenden Frau keine schlechte Partnerin geben, besonders da der Autor selbst, als Mann dieser Frau, der Vorstellung beiwohnte.

„Wenn du nicht müde bist und der Direktor nichts dagegen hat, wollen wir zu Fuß nach dem Hotel gehen," sagte Niels. „Soviel ich mich erinnere, ist es nicht weit vom Bahnhof entfernt."

„Sie waren schon in N.?" fragte Kaden.

„Wo war ich nicht!" antwortete Niels.

„Also Ihren Arm, lieber Direktor," rief Camilla, „und nun erzählen Sie mir, wer alles in dem Stück von meinem Mann spielen wird."

Kaden war auf dem Wege ins Hotel in der peinlichsten Verlegenheit. Er hielt sich auffallend lange beim Lobe seines Ensembles auf, er erörterte eingehend die künstlerischen Vorzüge jedes männlichen Darstellers, und wäre damit gar nicht zu Ende gekommen, wenn Camilla ihn nicht ungeduldig mit der Frage unterbrochen hätte, ob er eine gute Schauspielerin für die Mutter habe.

„Eine superbe Schauspielerin, eine superbe . . ." versicherte er hastig. „Mein Gott, ich kann ihr doch nicht gleich die Katastrophe verraten. Vielleicht arrangiert sich noch alles!" dachte er dabei.

Glücklicherweise waren sie jetzt beim Hotel angelangt und saßen eine halbe Stunde später an einem kleinen, elegant servierten Tisch, der im Salon von Niels für sie gedeckt war.

Der gute Direktor hatte nach dem dritten Glase

alten Bordeaux seine fröhliche Laune wiedergewonnen, als an der Thür geklopft wurde und der Sekretär eintrat.

„Entschuldigen Sie, wenn ich störe. Herr Direktor, auf einen Augenblick.“

„Pardon, meine Gnädigste.“ Kaden stand auf.

„Mußten Sie mich denn bis hierher verfolgen?“ fuhr er den Sekretär ärgerlich an, als er sich mit ihm allein auf dem Korridor befand.

„Was soll ich machen? — die Strauß will nicht spielen. Ich schickte ihr den Theaterarzt — sie klagte über Gelenksrheumatismus. Die Richtigkeit einer solchen Angabe läßt sich nicht leicht prüfen! Mich empfing sie überhaupt nicht. Wem soll ich nun die Rolle übergeben?“

„Niemand! Sie wird schon spielen! — Ich gehe später selbst zu ihr.“

„Das wird nichts nützen. Ich bringe lieber die Rolle der Peters.“

„Machen Sie, was Sie wollen! aber wenn die Vorstellung nicht klappt — so sind Sie entlassen. Morgen elf Uhr Generalprobe.“

„Schön, Herr Direktor!“

Kaden kehrte mit gerötetem Gesicht in den Salon zurück.

„Sie sehen ja ganz verstört aus, lieber Direktor, was ist vorgefallen?“ fragte Camilla.

„Ich bin in der fatalsten Situation, die Sie sich denken können! Die Mutter streikt.“

„Wieso?“ fragte Niels verwundert, während Ca-

milla, die eben eine Birne schälte, das Messerchen auf den Krystallteller legte.

„Ja, es ist geradezu schrecklich . . . Denken Sie: sie will nicht spielen.“

„Warum nicht?“ fragte Camilla.

„Warum? Das kann ich mir eben nicht erklären. Noch heute auf der Probe war sie superb, superb, sag' ich Ihnen, eine wahre Rachel! Kaum eine Stunde später zeigte sie mir brieflich an, daß sie unmöglich spielen könne; erstens sei sie krank und zweitens der Rolle nicht gewachsen.“

„Eine Schauspielerin, die sich einer Rolle nicht gewachsen fühlt — Ah, das ist neu!“ scherzte Niels.

Camilla lachte, aber im nächsten Moment zog sie unmutig ihre feinen, dunkeln Brauen zusammen.

„Können Sie denn die Rolle nicht mit einer andern Kraft besetzen?“

„Mit drei andern, meine Gnädigste; ich habe ein Ensemble so großartig und komplett wie kaum eine andre Bühne, aber die Zeit ist knapp bemessen. Morgen ist ja schon die Generalprobe! Ganz davon abgesehen, habe ich keine Schauspielerin, die würdig wäre, mit Ihnen zusammen die äußerst difficile Rolle der Mutter zu spielen. An einem gewöhnlichen Abend behilft man sich, aber bei einer so wichtigen Premiere, noch dazu mit einem Gast . . . o es ist zum Verzweifeln, zum Verzweifeln!“

Der Direktor leerte in einem Zug das Glas Champagner und stellte es heftig auf den Tisch.

„Haben Sie denn keine Mittel, die Dame zum

Spielen zu zwingen?“ fragte Niels und zündete sich eine Cigarre an.

„Fräulein Strauß läßt sich eben nicht zwingen!“ entgegnete Kaden und nahm Niels das brennende Zündhölzchen aus der Hand.

„Fräulein Strauß?“ Niels entfärbte sich leicht.

„Ja, Fräulein Ottilie Strauß, ci-devant tragische Liebhaberin, jetzt Anstandsdame und tragische Mutter.“

Der Direktor schwang das Streichholz hin und her, um die Flamme zu löschen.

„Fräulein Ottilie Strauß ist bei Ihnen engagiert?“ fragte Niels und warf einen flüchtigen Blick auf seine Frau.

„Ja, seit vier Jahren,“ entgegnete Kaden, „aber schon in acht Tagen läuft ihr Kontrakt ab. Sie geht an ein großes Hoftheater. — Eine allererste Kraft diese Strauß! . . . Sapperment, eine Idee! Wie wär's, wenn wir zusammen sie aufsuchten und sie bäten, gesund zu werden?“

„Ach ja,“ rief Camilla, „das ist ein brillanter Gedanke!“

„Du willst, daß ich zu ihr hinfahre?“ fragte Niels, und seine Stimme klang unsicher.

„Mit dem Direktor natürlich.“

Niels zog seine Taschenuhr.

„Die Stunde scheint mir schlecht gewählt für einen Besuch,“ bemerkte er.

„In Kriegszeiten gelten die Regeln der Etikette nicht, und jetzt führen wir Krieg!“ erklärte Kaden pathetisch und stand auf.

„Ich bemerke ausdrücklich, daß mir die Expedition nicht sehr angenehm und daß ich sie nur auf deinen speziellen Wunsch unternehme," wendete sich Niels an seine Frau.

„Ich schicke dich ja nicht nach dem Nordpol oder dem Innern von Afrika, sondern zu einer schönen Frau! — Sie ist doch schön, Direktor?"

„Ja, meine Gnädigste, ein wenig passée, aber noch immer schön, sehr schön!"

Die Herren nahmen ihre Mäntel um und verließen das Hotel.

Der geschwätzige kleine Herr plauderte ohne Unterlaß, Niels hörte ihm kaum zu. Seine Gedanken beschäftigten sich mit Ottilien, die er nun nach fünfzehnjähriger Trennung so unverhofft wiedersehen sollte. Es war ihm unangenehm, daß Kaden bei dieser ersten Begegnung zugegen sein sollte, und doch mußte er sich sagen, daß er ohne ihn vielleicht gar nicht empfangen würde.

Er wußte, daß Ottilie genug Selbstbeherrschung besitze, um nichts von dem zu verraten, was in ihr vorging, ängstigte sich aber, sie noch immer genügend zu kennen, um auch aus ihrer künstlich zur Schau getragenen Unbefangenheit ihre wahre Stimmung herauszufühlen. Er fürchtete Anspielungen, die einem dritten unverständlich, für ihn aber doch von peinlicher Bedeutung; er fürchtete die fragenden Blicke, welche die ganze Vergangenheit heraufbeschwören und ihn auffordern könnten zu sprechen, sich zu rechtfertigen.

Rechtfertigen — womit?

Niels stand eben im Begriff, den Direktor unter dem ersten besten Vorwande zu verlassen, als dieser ihm leicht auf den Arm tippte und ausrief: „Da wären wir!“

„Zu spät!“ dachte Niels. „Und nun ja keine Sentimentalität aufkommen lassen, die Vergangenheit ist tot — das muß Ottilie von vornherein fühlen.“

„Ich muß das Fräulein unbedingt sprechen, die Sache leidet keinen Aufschub,“ sagte der Direktor fast barsch zum Mädchen, das ihnen die Thür öffnete.

„Kommen Sie!“ wandte er sich an Niels und schritt direkt auf das ihm bekannte Zimmer zu.

„Ich werde die Herren melden,“ antwortete das Mädchen und schlüpfte durch die Portiere ins Nebengemach.

„Setzen wir uns!“ sagte Kaden, warf seinen Pelz ab, ließ sich in den Schaukelstuhl nieder und streckte die Beine weit von sich, in der Art eines Menschen, der sich's bequem macht.

„Sie scheinen hier ja ganz zu Hause zu sein,“ bemerkte Niels mit einer gewissen Gereiztheit.

„Ich bitte Sie, was soll man beginnen, wenn man Junggeselle und das Theater in geregeltem Gang ist? Die Strauß ist die einzige Lady unter der Bande.“ — Kaden rieb sich die Hände. — „Ich pflege nach Tisch öfters meinen Kaffee bei ihr zu nehmen. Eine sehr geistreiche Person diese Strauß, richtet mir sogar manchmal die Stücke ein . . . Wird mir sehr fehlen, sehr fehlen!“

Niels musterte prüfend das Zimmer. Es glich

eher der Studierstube eines Mannes, als dem Boudoir einer Künstlerin; nur die peinliche Ordnung, sowie einige frische Rosen in den Vasen deuteten darauf hin, daß eine weibliche Hand hier walte. Niels bemerkte nirgends ein verweichlichendes Möbelstück; man sah keinen Puff, keine Chaiselongue, nirgends Kissen oder Felle. Da war nichts als das Notwendige. Ein großer, reichgeschnitzter Schreibtisch und der Schaukelstuhl waren die einzigen Luxusgegenstände. Niels mußte an das mit allem Raffinement eingerichtete Boudoir seiner Frau denken und schüttelte über den Unterschied leicht den Kopf.

Selbst die obligaten Kränze fehlten und schmückten nicht die Wände mit ihrem welken Laub, ihren verblaßten Bändern. Nichts in dem Zimmer erinnerte an die Schauspielerin. Alles erinnerte Niels an dessen Bewohnerin. Er kannte von früher her Ottiliens nur zu sehr zur Schau getragene Verachtung der äußerlichen komödiantenhaften Flitter ihres Berufes und fand sie — im Charakter dieses Zimmers — sich selbst getreu.

„Ich bitte die Herren um Entschuldigung, daß ich Sie habe warten lassen,“ ertönte in diesem Augenblick eine tiefe Altstimme, und als Niels sich umwendete, gewahrte er eine große, noch immer schlanke Frau, die den Blick ruhig und sicher vom Direktor auf ihn schweifen ließ.

Kaden wollte vorstellen, Ottilie wehrte ab.

„Oh, ich weiß . . .“ sagte sie, „Herr Niels ist mir kein Fremder. Es verjüngt mich zwar nicht, aber

vor fünfzehn Jahren — ja, so lange glaube ich, ist es her — haben wir bereits miteinander verkehrt. Bitte, meine Herren, Platz zu nehmen! Was verschafft mir das Vergnügen?"

Niels war so frappiert von der kühlen, unbefangenen Begrüßung, daß er schweigend der Aufforderung, sich zu setzen, folgte und fast verlegen den Hut zwischen den Händen drehte.

„Na, wenn Sie Herrn Niels schon so lange kennen, dann werden Sie seinen Bitten gewiß nicht widerstehen," rief Kaden.

„Seinen Bitten? — ich begreife nicht," erwiderte Ottilie kühl, indem sie sich Niels zuwandte und ihm voll ins Gesicht sah.

Niels hob den Kopf und begegnete ihren Augen. Es waren dieselben Augen, wie damals, nur ihr Ausdruck war verändert; sie waren müder, ernster und ruhiger. Zu ruhig waren sie. Dieser Ruhe fühlte Niels sich nicht gewachsen. Seine Stimme klang unsicher, fast heiser, als er in abgerissenen Sätzen antwortete: „Ich wollte mich nach Ihrem Befinden erkundigen . . . Der Direktor sagte mir, Sie wären krank und könnten nicht spielen . . . Da sind wir denn gekommen . . . wir wollten Sie bitten . . ."

Niels hatte die Empfindung, als sei er plötzlich ein Knabe geworden, den das Hersagen einer schlecht gelernten Lektion erröten macht.

Ottilie hatte ihn mit keiner Silbe unterbrochen; sie hörte ihm im Gegenteil aufmerksam zu, hielt die Augen fest und kühl auf ihn gerichtet und verwirrte

ihn dadurch noch mehr. Als er endlich mitten im Satz stecken blieb, half sie ihm durch kein entgegenkommendes Lächeln, durch kein vermittelndes Wort über die peinliche Situation hinweg, sondern blieb noch einen Augenblick stumm, als erwarte sie den Schluß seiner Phrase.

„Ihr Besuch ist sehr schmeichelhaft für mich," sagte sie endlich. „Ich bin außer mir, daß mich gerade jetzt eine Erkältung an der Ausübung meines Berufes hindert."

„Sie sehen so wohl aus!" meinte Niels und streifte flüchtigen Blickes ihr Gesicht.

„Das macht der rote Lampenschirm," entgegnete Ottilie, „der verleiht einem den Schimmer der Jugend und Gesundheit. Die liebe Sonne ist weniger rücksichtsvoll."

Sie lächelte ohne jeden Anflug von Bitterkeit und fuhr fort: „Das freundliche Andenken, das Sie mir bewahrt, Herr Niels, und von dem Ihr Besuch Zeugnis ablegt — rührt mich allerdings so sehr, daß ich mein möglichstes thun werde, um Ihrer Bitte willfahren zu können. Sie, lieber Direktor, wissen ja zu genau, daß ich meine Pflicht nie verletze, oft sogar mehr thue als meine Pflicht und daß . . ."

„Sie ein Engel sind," unterbrach sie Kaden, indem er auf sie zustürzte und ihre Hand ergriff.

„Nicht so stürmisch, Herr Direktor, der Arm schmerzt mich, und Sie erinnern mich durch Ihren Händedruck daran, daß ich zu leicht gehofft, Ihre Bitte erfüllen zu können. Doch lassen wir das Ge-

schäftliche! — Ich habe Ihnen ja noch gar nicht zu Ihrer Vermählung gratuliert, Herr Niels!"

„Meine Frau läßt sich Ihnen unbekannterweise bestens empfehlen," log Niels, um doch etwas zu erwidern, und atmete erleichtert auf.

Ottilie nickte dankend.

„Darf ich den Herren eine Tasse Thee anbieten?" fragte sie und klingelte gleich darauf ihrem Mädchen.

„Das hatten Sie mir aber gar nicht gesagt, daß Sie Fräulein Strauß von früher her kennen," hub nun Kaden an und lehnte sich behaglich in den Schaukelstuhl zurück.

„Vielleicht war es bloß Galanterie," meinte Ottilie; „ein Mann, der eine Dame fünfzehn Jahre lang nicht gesehen, verpflichtet sie sich oft zu Dank, wenn er der alten Bekanntschaft nicht gegen dritte Personen Erwähnung thut. Herr Niels hat somit ebensoviel Frauenkenntnis wie Vorsicht an den Tag gelegt."

Niels hatte eine Entgegnung auf den Lippen, aber plötzlich fürchtete er, in seine Antwort etwas Persönliches hineinzulegen, und so schwieg er denn. Er scheute sich überhaupt ein Wort zu sagen; das eine schien ihm zu banal, das andre zu herzlich, das dritte gar verletzend. Er suchte nach einem gleichgültigen Gesprächsthema und konnte keines finden. Er bewunderte die Frau, die so überlegen vor ihm saß und beneidete sie um ihre Sicherheit und stolze Ruhe.

„Das Glück scheint Ihnen treu geblieben zu sein," bemerkte Ottilie, als das Mädchen die gefüllten Thee-

tassen auf den Tisch gestellt und das Zimmer verlassen hatte.

„Wenigstens der äußere Erfolg,“ entgegnete Niels. Er wollte nicht von Glück in Gegenwart der Frau sprechen, die er vielleicht um das ihrige gebracht.

„Undankbarer!“ warf der Direktor dazwischen, „eine Frau zu besitzen, wie die Ihrige, ist ja allein schon das größte Glück. Sie ist ein so entzückendes Wesen, ein so bezauberndes Geschöpf, daß mir Ihre Antwort recht kühl scheint.“

Zum erstenmal war es Niels unangenehm, seine Frau preisen zu hören.

„Wie lange sind Sie schon verheiratet?“ fragte Ottilie.

„Bald ein Jahr,“ erwiderte er. „Ich bin bereits ein alter Ehekrüppel und aus den Flitterwochen längst heraus!“

Er wußte selbst nicht, warum er dies gesagt. „Gott, wie albern!“ dachte er.

Kaden lachte.

„Aus den Flitterwochen heraus! Glauben Sie das ja nicht, Verehrteste! Ich habe noch keinen zärtlicheren, aufmerksameren Gatten gesehen, wie diesen Herrn da. So ist man sonst nur im Brautstande.“

Kaden lachte wieder; Niels rückte mit seinem Stuhl, Ottilie aber fragte ruhig: „Noch eine Tasse Thee, Herr Niels?“

„Warten Sie, Verehrteste, ich zeige Ihnen die Photographie der jungen Dame; da sollen Sie was sehen! . . . Na, wo ist sie denn? . . . Wissen Sie,

lieber Niels, ich trage die Photographien meiner neuen Gäste stets in der Rocktasche herum; wenn ich wo einen Bekannten sehe — flugs zeige ich ihm das Bild vor. Das ist die beste Reklame!“

Niels verzog den Mund.

„Ja, mein lieber Herr, warum haben Sie eine Schauspielerin zur Frau! . . . Es scheint aber wirklich, daß ich diesmal die Photographie nicht bei mir habe. Ach richtig, ich vergaß ganz . . . heute hat sie der Sekretär, er ist in Gesellschaft und macht dort Stimmung für die Premiere. Haben Sie nicht zufällig ein Bildchen bei sich, Verehrtester? O ja, gewiß! Zeigen Sie's doch her!“

Niels blickte auf Ottilie.

„Ich bitte,“ sagte diese, „ich interessiere mich sehr für Ihre Frau.“

Niels griff nach seinem Portefeuille. Ottiliens Ruhe fing an, ihn zu ärgern; er freute sich auf die Wirkung von Camillas Bild und reichte ihr ein kleines Couvert hin, in dem er die Photographie seiner Frau zu verwahren pflegte. Dann lehnte er sich zurück und sah Ottilie gespannt an.

„Wunderhübsch,“ sagte sie, „mein Kompliment!“

Ein dünnes Blättchen kam zufällig unter der Photographie zum Vorschein. Ottilie entfärbte sich leicht. Es war ihr eignes Jugendporträt, das Niels an jenem Abend so sorgfältig verwahrt und das er aus dem Couvert zu entfernen vergessen.

„Das gehört wohl nicht hinein!“ sagte sie, ohne

Niels anzublicken, nahm das Blättchen zwischen zwei Finger und hielt es über die Lampe.

„Ottilie!“ rief Niels unbedacht und wollte es ihr entreißen.

„Ja, was ist denn das?“ fragte Kaden, der plötzlich zu begreifen anfing.

„Ein welkes Blatt, das nicht zu einer frischen Blüte paßt,“ sagte Ottilie und warf das verkohlte Papier auf den Boden. — „Und nun, gute Nacht, meine Herren, ich muß mich pflegen, wenn ich bis morgen gesund sein soll!“ — —

* *
*

„Du kommst ja recht spät,“ rief Camilla ihrem Mann entgegen, als er in vorgerückter Abendstunde ins Hotel zurückkam.

Sie hatte einen Frisiermantel aus hellblauem Surah umgeworfen und ließ sich zur Nacht vom Kammermädchen das Haar flechten.

„Ich habe noch eine kleine Promenade durch die Straßen gemacht,“ erwiderte er und warf Hut und Mantel auf das Sofa.

„Bei der Dunkelheit? Es war gerade nicht sehr liebenswürdig von dir, mich allein im Hotel sitzen zu lassen.“

„Hast du mich nicht selbst fortgeschickt?“

Niels trommelte mit den Fingern nervös auf dem Toilettentisch.

„Nun, wird sie spielen?“ fragte Camilla, um einzulenken.

„Ich hoffe!“

Das Kammermädchen sagte gute Nacht und ging. Camilla verharrte in ihrer Stellung.

„Du siehst erregt aus,“ sagte sie nach einer Weile, „hast du dich geärgert?“

„Wenn du dir doch das leidige Fragen abgewöhnen könntest, Camilla! Es ist so kindisch. Ich kann dir doch nicht von jeder Minute, die ich fern von dir verbracht, Rechenschaft ablegen. Denke, was ich in dem Fall alles nachzuholen hätte!“

Camilla sprang auf.

„Du bist unausstehlich,“ rief sie, ihn innig umarmend, „aber ich habe dich doch lieb, über alles lieb!“

„Das scheint mir zu viel,“ sagte Niels, klopfte Camilla väterlich auf die Wange und stand auf.

Camilla war am andern Morgen sehr nervös. Die Morgenschokolade schmeckte ihr nicht, das Kammermädchen konnte ihr nichts recht machen, und ihren Mann würdigte sie keines Blickes. Niels versuchte in scherzhaftem Tone nach der Ursache dieser Ungnade zu forschen, aber Camilla zuckte die Achseln und sagte nur: „So warst du nie mit mir!“

„Wie? so?“ fragte Niels, bekam aber keine Antwort.

Er kannte die unberechenbaren Stimmungen seiner Frau und fürchtete einen Eklat bei der Probe, da er es immerhin für möglich hielt, daß Camilla nach der Photographie, die sie bei ihm gesehen, in Ottilie die Frau wieder erkennen könnte, auf die eifersüchtig zu sein sie sich berechtigt glaubte.

„Kommst du?“ fragte Camilla und hüllte sich in ihren Pelz.

„Gewiß, sofort!“

Die Gatten stiegen in den Wagen und fuhren zur Probe.

Der Direktor stand gerade auf der Bühne und gab dem Beleuchtungsinspektor wie dem Inspizienten die letzten Weisungen.

„Also nicht wahr, die Sonne geht allmählich unter bei den Worten: ‚ich habe verspielt‘. Hüten Sie sich davor, daß es nicht zu dunkel wird. Es ist bloß Dämmerstunde. — Die Windlichter werden erst bei den Worten hereingetragen: ‚Licht, Licht! mir bangt vor der Einsamkeit, vor meinen Gedanken.‘ Also nicht wahr, nach – ‚Gedanken‘. Haben Sie verstanden? Ja? Nun, bitte, keine Konfusion! Weiter!“

Kaden wendete sich nun an die Statisten.

„Die Salonscene im zweiten Akt bitte recht animiert darzustellen. Die Herren erscheinen im Frack mit weißer Binde, die Damen in Balltoilette.“

„Ich habe keine Balltoilette,“ wagte eine junge Statistin schüchtern einzuwenden.

Der Direktor sah sie groß an.

„Die Damen erscheinen in Balltoilette; alle — hören Sie?“ wiederholte er mit Nachdruck.

„Und dann, meine Herrschaften, vergessen Sie nicht, Handschuhe anzuziehen! Die Damen — schwedische, die Herren — weiße Glacé. Das Benehmen sei fein, aber ungezwungen — natürlich nicht zu laut! Die Damen müssen lächeln, dürfen auch ihren respek-

tiven Herren mit dem Fächer einen neckischen Schlag auf den Arm geben, aber leicht und graziös, nicht als ob sie mit dem Kochlöffel hantierten!"

Ein leises Gekicher der Damen, ein respektvolles Lachen der Herren bewiesen dem Direktor, daß sein Witz gefallen.

Er machte eine huldvoll verabschiedende Bewegung und ging eilig Camilla und Niels entgegen, die eben aus der ersten Coulisse auf die Bühne traten.

„L'exactitude est la politesse des rois!" rief er.

Kaden freute sich immer, wenn er einige französische Brocken anbringen konnte. Er berührte Camillas parfümierten Handschuh mit den Lippen und schüttelte Niels kräftig die Hand.

„Wir sind ziemlich au complet," fuhr er fort, „nur Fräulein Strauß fehlt noch. Ach, apropos, meine Gnädigste, hat Ihnen Ihr Gatte erzählt, daß er in meiner grande première son premier amour wiedergefunden hat? Ich sage: erste Liebe, es kann auch die zweite oder vorletzte gewesen sein, ha, ha!"

In dem Moment fühlte Kaden einen leichten Stoß.

„Bitte vielmals um Entschuldigung," murmelte Niels und warf dem Direktor einen wütenden Blick zu, den dieser nicht verstand.

„Da sind Sie ja besser orientiert als ich, lieber Direktor. Mein Mann hat von seiner interessanten Begegnung mir gegenüber nicht das geringste verlauten lassen," sagte Camilla und blickte Niels kampflustig an.

„Ich hielt es nicht der Rede wert," meinte dieser etwas verlegen.

Kaden lachte vergnügt.

„Nicht der Rede wert, sagt Ihr Gatte? Glauben Sie mir — er ist ein Don Juan! Er hat kaum zu bitten gebraucht; Fräulein Strauß erklärte sich sofort bereit zu spielen. Ich wurde ganz eifersüchtig, denn ich habe selbst ein Faible für die Dame. Veni, vidi, vici! hätte er Ihnen berichten müssen."

Camilla drehte nervös ihren Muff.

„Sie thun unrecht daran, ein so wohlbehütetes Geheimnis zu verraten, lieber Direktor; mein Mann wird Ihnen kaum Dank dafür wissen."

Sie brachte die einzelnen Sätze nur stoßweise hervor und kämpfte mühsam ihre Thränen nieder. Es war empörend, sie so zu hintergehen, dachte sie; es war rücksichtslos, sie einer solchen Demütigung auszusetzen!

„Abscheulich!" rief sie leise ihrem Mann zu und kehrte ihm dann den Rücken.

In diesem Augenblick erschien Ottilie. Sie schritt direkt, ohne eine Vorstellung abzuwarten, auf Camilla zu und reichte ihr die Hand.

„Ich freue mich, in Ihnen die Frau eines alten Freundes kennen zu lernen," sagte sie ruhig und liebenswürdig.

„Soeben erst erfuhr ich durch den Direktor, daß Sie mit meinem Mann befreundet waren," antwortete Camilla impertinent und legte fast widerstrebend ihre Fingerspitzen in die dargebotene Hand.

„Es ist ja auch recht lange her," entgegnete Ottilie lächelnd; „zu der Zeit waren Sie noch ein ganz, ganz kleines Mädchen!"

Camilla fühlte sich plötzlich der momentanen Situation nicht gewachsen. Die Sicherheit der reifen Frau beirrte sie, und es schien ihr, als sei sie dieser Frau gegenüber noch immer das ganz kleine Mädchen. Sie hätte weinen mögen vor Ärger.

Ottilie begrüßte nun die beiden Herren. Das Licht zweier in der Nähe befindlichen Gasflammen fiel grell auf ihre schönen, edlen Züge.

„Sie ist es!" rief Camilla fast laut und erbleichte.

„Um Gottes willen, meine Gnädigste, was ist geschehen?"

Kaden stürzte auf sie zu, auch Niels trat näher und sagte leise: „Aber Camilla, sei doch nicht kindisch!"

„Stützen Sie sich nur auf meinen Arm, Gnädigste; ich führe Sie in mein Bureau, dort erholen Sie sich rasch!"

Ottilie hatte der Scene verwundert zugesehen, sie wollte näher treten, aber Camilla machte eine abwehrende Bewegung.

„Dürfte ich Sie um ein Glas Wasser bitten, lieber Direktor?" sagte Camilla, als sie sich auf den verblichenen roten Ripsdiwan, der in Kadens Bureau stand, niedergelassen hatte.

Kaden eilte ihr das Gewünschte zu bringen. Camilla und Niels blieben allein.

„Willst du mir nun endlich dein kindisches Benehmen erklären?" fragte er.

Camilla führte mit einer heftigen Bewegung ihr Spitzentuch an die Augen und brach in Thränen aus.

„Zum drittenmal seit gestern gebrauchst du mir gegenüber das Wort ‚kindisch‘. Ich weiß, ich erscheine dir kindisch im Vergleich zu diesem Fräulein Strauß, das so hoheitsvoll dasteht und so herablassend mit mir spricht, als wäre ich ein Schulmädchen. Ich will mich nicht demütigen lassen von ihr. Sie glaubt freilich das Recht zu haben, so mit mir zu sprechen, weil du sie früher geliebt!“

Niels wollte seine Frau unterbrechen; sie wehrte ab.

„Ja, du hast sie geliebt!“ wiederholte sie und schluchzte laut auf. „Glaubst du, ich hätte sie nicht erkannt nach dem Bilde, das ich einmal gesehen, dem einzigen Bilde aus deiner Sammlung, das du nicht verbrennen wolltest, nicht verbrannt hast, weil du sie vielleicht noch immer liebst!“

„Aber Camilla!“ — —

„Gut, angenommen du liebst sie nicht mehr. Aber du vergleichst mich mit ihr. Ich bin das kindische, gedankenlose Geschöpf — sie ist das echte, stolze Weib. Ich bin neugierig, launisch, albern in meinem Benehmen — sie ist ausgeglichen, ruhig und sicher. Mit mir tändelt man, sie nimmt man ernst; mit einem Wort, sie ist mir überlegen in allem und jedem!“

Niels mußte unwillkürlich über diese sonderbare Frauenlogik lächeln.

„Aber Camilla, du hast mich ja noch nicht einmal mit ihr sprechen hören!“

„Ich weiß aber, wie du gestern mit mir gesprochen, wie mit einem Kinde, mit einem dummen, kleinen Ding. Zum erstenmal empfand ich den Altersunterschied zwischen dir und mir. Gestern fand ich dafür keine Erklärung, heute ist das Rätsel für mich gelöst.“

„Ich bitte dich, rege dich nicht unnütz auf, die Probe wird sogleich beginnen, da mußt du doch gefaßt sein.“

„Ich probiere nicht,“ erwiderte Camilla kurz und trocknete sich die Augen. „Ich will von der ganzen Rolle nichts mehr wissen!“

„Wie?“

„Nein, ich will nicht, daß du mich auch als Schauspielerin mit ihr vergleichest!“

„Wie kannst du nur so reden, Camilla? Du weißt ja, wie sehr ich gerade von dieser deiner Leistung entzückt war.“

„Ja, bis nun! Heute aber erschiene dir wahrscheinlich auch in meiner künstlerischen Leistung das unreif und unvollkommen, was dir früher gerade am meisten gefiel! Dazu kommt noch, daß ich mich im Zusammenspiel mit ihr gelähmt fühlen würde. Statt auf mich, würde ich nur auf sie achten. Im Interesse deines Stückes, im Interesse meines künstlerischen Rufes muß ich darauf verzichten, morgen abend zu spielen.“

„Du willst nicht spielen?“

„Ich kann nicht! Fordere nicht Unmögliches von mir!“

Niels sprang auf.

„Das wird mir denn doch zu bunt!“ rief er und

schlug mit der flachen Hand auf das grüne, mit Tintenflecken bespritzte Tuch des Schreibtisches.

Kaden trat herein, mit einem Glase Wasser in der Hand.

„Fühlen Sie sich schon wohler, Gnädigste?“ fragte er.

Camilla erhob sich, nahm das Glas und stellte dasselbe, ohne es an den Mund zu führen, auf das verstaubte Fensterbrett.

„Ja, was ist denn eigentlich vorgefallen?“ rief Kaden und blickte die beiden fragend an.

„Eine Kleinigkeit,“ antwortete Niels mit sardonischem Lächeln, „sie will nicht spielen!“

„Wer? Fräulein Strauß?“

„Nein, meine Frau!“

„Ah bah!“

Der Direktor machte ein so verzweifelt komisches Gesicht, daß Camilla ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.

„Das kann doch nur Scherz sein, gnädige Frau,“ sagte er endlich und zog die Augenbrauen in die Höhe.

„Nein, bitterer Ernst!“

Kaden blies die Wangen auf und rang nach Worten, endlich brachte er die Drohung „Konventionalstrafe“ hervor.

„Wie viel beträgt dieselbe?“ sagte Camilla, „dreitausend Mark, nicht wahr? — die sollen Sie erhalten!“

„Glauben Sie, daß eine solche Bagatelle mich für die Blamage einer gestörten Premiere entschädigt?“ brauste der Direktor auf.

„Darf ich eintreten?“ fragte jetzt draußen eine sonore Frauenstimme.

„Nur herein!“ brummte Kaden.

Es war Ottilie.

„Nun will sie nicht spielen!“ riefen ihr beide Herren unisono entgegen und wiesen auf Camilla, welche die Augen beharrlich auf ihre Pariser Stiefelettchen gesenkt hielt.

Ein leises Lächeln schwebte um Ottiliens Mund.

„Fühlen Sie sich wirklich so unwohl, liebes Kind?“ fragte sie und ergriff Camillas Hand.

Diese hatte erst nicht übel Lust, die ihrige zurückzuziehen, aber die weichen, warmen Finger Ottiliens hielten sie so fest, daß sie dieselbe mit Gewalt hätte entreißen müssen. Sie warf einen finsteren Blick auf ihre Rivalin.

Rivalin! Das Wort paßt eigentlich nicht für die ernste Frau, deren Auge gütig und nachsichtig wie das einer Mutter auf ihr ruhte. Wie blaß sie aussah, wie edel waren die Züge ihres Gesichtes!

Camilla fühlte plötzlich, wie sich eine Wandlung in ihr vollzog, — wie der Haß, der sie noch eben erfüllt, der Ehrfurcht wich. Es überkam sie die Empfindung, als wäre sie im Besitze eines fremden Glückes, das sie sich erst verdienen und dauernd sichern müßte, indem sie der zu gleichen trachtete, der es ursprünglich zugedacht war.

Leise erzitterte ihre Hand in der Ottiliens, und beschämt senkte sie den Blick.

Ahnte Ottilie, was in der Seele der jungen Frau

vorging? Sie beugte sich zu ihr hinab und drückte einen Kuß auf das aschblonde Haar.

„Sie sind ein süßes, kleines Geschöpf," sagte sie liebevoll. „Wie glücklich wäre ich, eine solche Tochter zu haben!"

In spontanem Gefühlsausbruch ließ Camilla ihr Köpfchen auf Ottiliens Schulter sinken.

„Da hätten Sie eine recht schlechte Tochter," rief sie unter Thränen lächelnd, „eine Tochter, die auf ihre Mutter eifersüchtig wäre!"

Kaden zog seine Uhr. Es verdroß ihn, daß er nichts von dem, was da vorging, begriff, noch mehr aber, daß das Renommee seines Theaters in Gefahr schwebte.

„Meine Damen, es ist ein Viertel auf zwölf, die Probe beginnt; zum letztenmal frage ich: werden Sie spielen?"

„Gewiß! und das besser denn je, lieber Direktor," versicherte Camilla heiter, schob zutraulich ihren Arm in den Ottiliens und zog sie mit sich fort auf die Bühne.

„Was sagen Sie zu dem Kind?" rief Niels Ottilien zu, froh über diesen unerwarteten Ausgang der heiklen Situation.

„Daß dieses Kind eben noch das glückliche Vorrecht besitzt, Eifersucht zu zeigen, ohne sich lächerlich zu machen!" entgegnete Ottilie ernst.

Der erste Antrag.

Der einer alten verkrachten Adelsfamilie entstammende Baron Edgar von Bredow hatte zu Ende gesprochen.

Er fuhr sich mit dem Zeigefinger einigemal wie Friedrich Haase über den schon ziemlich gelichteten Scheitel seiner gefärbten Haare und hob den matten, grauen Cylinder vom Teppich auf, halb um seine Verlegenheit zu verbergen, halb um rascher fortzukommen im Falle einer ungünstigen Antwort; dann beugte er in spannender Erwartung den Oberkörper vor, ohne jedoch den Blick vom Cylinder zu erheben, den er krampfhaft an der Brust gepreßt hielt.

Es blieb jedoch still in dem kleinen, mit Rosen überfüllten Gemach. Nur ein großer, buntschillernder Papagei kletterte mit erstaunlicher Beharrlichkeit rastlos von Stange zu Stange seines hohen, vergoldeten Ständers. Er konnte wohl den betäubenden Blumenduft nicht vertragen und rief endlich irritiert in der den Papageien eigenen, schnarrenden Weise: „Sorrrrtez, Monsieur!“

Baron von Bredow zuckte zusammen. Seine Augen irrten über die kurze, niedrige Chaiselongue, auf der noch vor wenigen Minuten das schönste und seiner Ansicht nach jedenfalls begehrenswerteste Weib geruht.

„Juanita!“ flüsterte der elegante, alte Herr zaghaft und erhob sich langsam von dem kleinen, zerbrechlichen Sessel.

„Für Sie immer noch und stets Signorina Passeni, lieber Baron,“ antwortete bestimmt eine sympathische Frauenstimme.

Der Baron wendete sich um.

Da stand sie nun, die göttliche Juanita Passeni, wie sie in allen musikalischen Kreisen der Residenz genannt wurde! Der rechte, blendend weiße Arm der fast dreißigjährigen Pianistin lag auf dem Pulte des mit Noten und musikalischen Zeitschriften aller Art belegten Bechstein'schen Flügels. Die linke Hand hielt die niedrige Lehne des Klavierstuhls umspannt, auf den sie ihr linkes Knie ein wenig aufstützte.

Die Hand! Sie war in den Augen des Barons das Einzige, das nicht zu dem schönen Ganzen paßte. Während alles an der hohen, schlanken Gestalt die weichste Anmut, die klassischste Formvollendung aufwies, waren die Hände breit, muskulös, mit stumpfen, flachgedrückten Fingern und kurzen, glanzlosen Nägeln. Es schien, als ob sich das Geschlecht der Frau in diesen Händen verleugnete.

Aber Juanita war stolz auf ihre Hände; sie hatte sich erst Freiheit, dann Ruhm und Vermögen, großes

Vermögen durch diese häßlichen, männlichen Hände erspielt.

Baron von Bredow wußte dies und war bereit, mit dem Golde, das diese plebejischen Hände bereits erarbeitet und das sich täglich mehrte, sein verblaßtes adeliges Wappen aufzufrischen.

Diese herablassende Bereitwilligkeit wußte jedoch Juanita nicht zu schätzen, vielleicht bloß weil sie den Grund derselben erriet, und darum erwiderte sie fest und bestimmt auf die wohlgesetzte, hie und da von echter, noch öfter von gemachter Leidenschaft durchzuckte Werbung des fünfundfünfzigjährigen Aristokraten:

„Für Sie immer noch und stets Signorina Passeni!“

Der Baron erblaßte leicht und verbeugte sich stumm, ohne den tiefen Schmerz zu verraten, der sich seiner plötzlich bemächtigt und dessen mannigfaltige Motive er in dem Augenblick nicht hätte voneinander unterscheiden können.

„Ich hoffe, Sie nehmen es nicht zu tragisch, lieber Baron,“ sagte die Künstlerin mit einem leichten Anflug von Humor, „und wir bleiben trotz des kleinen Zwischenfalls gute Freunde.“

Sie streckte ihm die Hand entgegen und hielt die seinige einen Augenblick zwischen ihren kühlen, kräftigen Fingern fest.

„Kommen Sie, setzen wir uns hier in den kleinen, lauschigen Winkel, unter das Bild meines großen Meisters Liszt. Ich will das Fenster öffnen, damit die laue Aprilluft Sie umwehe und eine versöhnliche Stimmung in Ihnen erwecke. Sie dürfen

sich auch eine Cigarette anzünden; ich will Ihnen beim Rauchen gerne Gesellschaft leisten, und dann — wollen wir plaudern! plaudern, als wäre gar nichts vorgefallen, — als wären Sie bloß gekommen, mir eine längere Spazierfahrt vorzuschlagen, während ich die Caprice gehabt, schön zu Hause zu bleiben!“

„Es ist mir noch nie so schwer gefallen, einer schönen Frau Gesellschaft zu leisten,“ sagte der Baron etwas kleinlaut, „aber —“

„Aber Sie sind ein Mann von Geist und Welt,“ fiel die Pianistin mit liebenswürdiger Malice ein, „und als solcher werden Sie sich rasch in die Ihnen hoffentlich ungewohnte Situation eines abgewiesenen Freiers und in Gnaden aufgenommenen Freundes finden!“

Sie drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel und bestellte zwei Tassen Mokka — recht heiß!

„Nichts kühlt mehr, wie ein heißes Getränk,“ wendete sie sich lächelnd an den Baron.

Dann öffnete sie weit das große Balkonfenster, das in ein kleines, aber bereits in voller Knospenpracht stehendes Vorgärtchen Aussicht gewährte, schob die blauseidenen Gardinen ein wenig zusammen, um das grelle Sonnenlicht abzuhalten, und wies dem alten Aristokraten einen niederen, bequemen Sessel an.

„Eine Cigarette gefällig?“ fragte sie und schob dem Baron ein kaukasisches Schälchen mit russischen Cigaretten hin. „Bitte um Feuer! . . . danke!“

Sie machte ein paar Züge, blies einige Ringe vor sich hin, mit der Sicherheit einer routinierten

Raucherin und lehnte den schönen blonden Kopf an den Rücken des hohen, mit einem alten, silberdurchwirkten Meßgewand überzogenen Stuhles.

Es wurde nun ganz still in dem gemütlichen, kleinen Raritätenkabinett, wie Signorina Passeni ihr Boudoir manchmal bezeichnete.

Herr von Bredow kannte in diesem Raum jedes Bild mit handschriftlicher Widmung, jedes eingerahmte Autograph, jede Gänsefeder, deren sich ein großer Tonkünstler zufällig bedient hatte, um drei, vier Notentakte zu schreiben, und war daher doppelt überrascht, als ihm plötzlich eine Photographie ins Auge fiel, die er nie zuvor bemerkt, trotzdem sie Liszts Porträt gegenüber hing, und die einen hübschen, vierzigjährigen Mann von ausgesuchtester Eleganz darstellte. Der Baron streifte mit einem flüchtigen Blick die Künstlerin, und als er sah, daß auch ihre Augen an dem Bilde des ihm Unbekannten hafteten, während ein seltsames Lächeln um ihre Lippen schwebte, da überkam ihn der Gedanke, daß ihm ein Nebenbuhler im Wege stehe.

Er beugte sich zu Juanita und flüsterte leise und vielsagend: „Darum also?“

Signorina Passeni richtete ihre großen, blauen Augen voll auf den indiskreten Frager. Es blitzte eine Sekunde ein stählerner Glanz in ihnen auf. Um die vollen, energischen Lippen huschte ein mutwillig boshaftes Lächeln, und den blonden Kopf neigend, hauchte sie: „Meine erste Liebe — mein erster Antrag!“

In dem Augenblick trat die Kammerfrau ins Zimmer, stellte ein kleines, goldenes Mokkaservice für zwei Personen auf das Tischchen, schenkte ein und verschwand.

Der Baron fixierte das Bild noch einmal und bemerkte jetzt erst, daß die Photographie ein wenig verblichen, die Eleganz einigermaßen altmodisch war. Er machte gute Miene zu bösem Spiel.

„Ich hätte Sie nicht für so sentimental gehalten," sagte er scherzhaft, „einer Jugendliebe Ihr ganzes späteres Glück zu opfern!"

„O mit dieser Jugendliebe hat es eine ganz besondere Bewandtnis, lieber Baron! Und da wir nun doch gute Freunde sind, so will ich Ihnen zu motivieren versuchen, wie es kommt, daß ich noch immer jenes Glück nicht gefunden, das Sie mir vor kaum zehn Minuten angeboten, wie andre vor Wochen, Monaten und Jahren."

Herr von Bredow überhörte — vielleicht absichtlich — die leise Ironie, die aus jedem Worte sprach, und da er noch immer nicht die nötige Ruhe erlangt hatte, um Signorina Passeni frei ins Gesicht zu blicken, so entging ihm auch der Ausdruck mutwilliger Schadenfreude, der sich in den sonst so strengen Zügen abspiegelte.

„Es ist für niemand ein Geheimnis mehr, denn mehrere illustrierte Zeitungen haben es, als sie mein Porträt brachten, ausgeplaudert, daß ich nicht Juanita Passeni, sondern Johanna Passen heiße, daß ich keine Italienerin, sondern eine geborne Wienerin bin.

Mein Vater war ein untergeordneter Beamter, mit einem halben Dutzend Kinder gesegnet und kleinem, kaum ausreichendem Gehalt. Ich, als die Älteste, sollte, wenn ich erst das erforderliche Alter erreicht — schaudern Sie noch nachträglich, lieber Baron — in eine Fabrik künstlicher Blumen eintreten.

Leider fehlte mir zu dem Berufe außer der Lust auch noch das Talent. Ich hatte als Kind die denkbar größten Hände und freute mich, wie eine Märchenprinzeß, daß ich auf unserm alten Pianino eine langsame Skala in Decimen spielen konnte. Meine Liebe zur Musik erschien meinen braven Eltern unbegreiflich. Sie ließen Musik bloß im Prater bei den Volkssängern gelten und verlangten von mir, ich sollte doch lieber flotte Tänze, statt langweiliger Etuden und Sonaten spielen.

Als ich nun aber gar meine Schulaufgaben zu vernachlässigen begann, bloß um ein oder zwei Stunden mehr für meine Musikstudien zu erübrigen, da wurde das Pianino eines Tages einfach abgesperrt.

Weinen und Jammern nützte nichts.

Mein Musiklehrer versuchte es zwar, die Eltern für meine Studien zu gewinnen, stieß aber auf den hartnäckigsten Widerstand.

‚Dazu sind wir nicht reich genug,‘ sagte mein Vater — ‚das Mädel muß arbeiten und zusehen, daß sie bald etwas verdient,‘ antwortete meine Mutter.

Da nahm sich eine alte reiche Dame, die in unserm Hause wohnte, sich stets für mich interessierte und mir öfters Konzertkarten schickte, meiner in der

liebevollsten Weise an. Sie ließ mich durch die besten Meister oben in ihrer Wohnung unterrichten, stimmte meine Eltern durch kleine Geschenke und Geldspenden milder und ermöglichte mir sogar einen sechsmonatlichen Aufenthalt in Weimar, wo ich Liszts unvergleichlichen Unterricht genoß.

Meine Wohlthäterin starb plötzlich, bevor sie meine vollständige Ausbildung erlebt und sich an meinen ersten Erfolgen zu erfreuen Gelegenheit gehabt.

Ich will Sie, lieber Baron, mit der ausführlichen Schilderung meiner siebenjährigen Passionszeit verschonen. Es ist stets dasselbe Lied: angestrengte Arbeit, Kampf, Sorge, Enttäuschung jeder Art, kleine Erfolge in halböffentlichen Vereinen, vor halbgebildetem Publikum und schließlich die Aussicht, Musiklehrerin zu werden, à sechzig Kreuzer die Stunde; denn von einer öffentlichen Karriere wollten meine Eltern noch immer nichts wissen.

Da sollte eines Abends im kleinen Musikvereinssaal ein Konzert stattfinden, unter Mitwirkung einer berühmten Klavierspielerin.

Als ich vor Anfang des Konzertes ins Künstlerzimmer trat, um einen mir bekannten Cellisten zu begrüßen, herrschte dort große Verwirrung. Soeben hatte man eine Depesche von der Pianistin erhalten — sie war plötzlich erkrankt und konnte nicht kommen.

Der Cellist, ein alter liebenswürdiger Herr, faßte mich bei der Hand, stellte mich den übrigen Mitwirkenden vor und sagte: ‚Hier sehen Sie einen Ersatz für die N. N.‘ — Alle blickten mich erstaunt an. Ich

selbst erschrak heftig und wollte nichts davon hören. Aber schon hatten mich die Konzertanten umringt, und mit der neidlosen Freundlichkeit, die man jeder Anfängerin entgegenbringt, der man nichts Außergewöhnliches zutraut, drangen sie in mich, zu spielen.

‚Bedenken Sie, es ist die beste Gelegenheit, zu zeigen, was Sie können, und den Widerstand Ihrer Eltern zu beugen!' rief der Cellist.

‚Lassen Sie sich nur von uns entdecken, Kleine,' sagte mit liebenswürdiger Herablassung ein junger Geiger, der mehr seiner äußeren Erscheinung, als seinem Spiel die Erfolge verdankte, die er stets errang. Die Sängerin ergriff mich bei der Hand, führte mich vor den Spiegel, warf ein leichtes Spitzenfichu über mein einfaches, blaues Kleidchen, nahm einige rote Rosen aus ihrem großen Bouquet und steckte mir dieselben vor die Brust.

‚Ihr Gesichtchen verbürgt Ihnen schon den Erfolg,' sagte sie und klopfte mir auf die bleiche Wange. Mich erfaßte ein Taumel, und ich bat um das Programm.

‚Sie können ja etwas andres spielen,' meinte der Cellist.

‚Nein, just nicht; die Programmnummern sind mir glücklicherweise wohlbekannt!' sagte ich mit plötzlich erwachender Energie, setzte mich ans Klavier, das im Künstlerzimmer stand, und präludierte leise vor mich hin.

‚Wer macht nun aber die Anzeige?' fragte der junge Geiger.

‚Ich,‘ erwiderte der Cellist und zwängte seine Hände in die weißen Glacéhandschuhe.

‚Ich bitte Sie nur um Eines, nennen Sie nicht meinen Namen,‘ flüsterte ich ihm zu.

‚Schon gut, schon gut,‘ nickte er, trat hinaus und stieg auf das Podium.

Mit bangem Herzklopfen suchte ich den Wortlaut seiner Rede zu erlauschen; aber ich vernahm nur abgerissene Sätze, dann — ich war nahe daran, umzusinken — ein unwilliges Gemurmel, wieder ein paar Worte und schließlich einen schwachen Applaus, der mehr der geschickten Rede des beliebten Cellisten galt, als der Aussicht, eine unbekannte Anfängerin an Stelle der berühmten Künstlerin zu hören.

Das Konzert begann.

Ich war wie von Sinnen vor großer, seelischer Aufregung; denn mein Können — das Resultat jahrelanger, schwerster Arbeit — sollte nun über meine Zukunft, mehr als das, über mein ganzes Leben entscheiden.

Endlich kam die Reihe an mich.

‚Nur Mut, mein Kind, es wird schon gehen!‘ flüsterte mir der alte Freund zu, ergriff meinen bebenden Arm und führte mich auf die Estrade.

Mir wurde dunkel vor den Augen.

‚Verbeugen Sie sich!‘ raunte mir mein Begleiter ins Ohr.

Ich that es — linkisch und mit wankenden Knieen. ‚Führen Sie mich bis ans Klavier‘, bat ich leise.

Als ich auf dem runden Schraubstuhl saß und

das Pedal unter meinen Füßen fühlte, mußte ich mir noch einigemal mit dem Taschentuch über die feuchte Stirn fahren. Endlich, endlich, nachdem mich ein leises Gemurmel des Publikums darauf aufmerksam gemacht, daß ich schon zu lange mit dem Anfang gezögert, griff ich in die Tasten!"

Signorina Passeni unterbrach sich, eilte an den Flügel und schlug einen mächtigen Accord an. Dann wandte sie sich um und fuhr vom Klavierstuhl aus mit leuchtendem Antlitz in ihrer Erzählung fort.

„Dieser Accord, lieber Baron, war der erste, den ich in einem Konzertsaal gespielt, der erste, der mich in meine Karriere eingeführt. Jedesmal, wenn ich ihn höre, überkommt mich ein Gefühl unsäglicher Wehmut, unsäglicher Freude! Mein ganzes damaliges Leben steht mir bei diesem Accorde vor Augen, meine trostlose Kindheit und mein erster großer Triumph! Lautlos still wurde es im Saal. Ich vergaß bald, wo ich war, vor wem ich spielte, und mich immer mehr dem isolierenden Zauber der mir so vertrauten Klänge hingebend, ließ ich meine Blicke, wie dies beim Spielen meine Gewohnheit, durch den Raum irren.

Da sah ich oben auf der Galerie eine Frau in einem bescheidenen, schwarzen Kleid, mit einer Korallenschnur um den Hals, einer dünnen, goldenen Uhrkette um den Gürtel und einem altmodischen, schwarzen Spitzenhut mit roten Mohnblumen auf dem Kopfe — es war meine Mutter, an die ich seit meinem Eintreten ins Künstlerzimmer nicht mehr gedacht und

deren Anwesenheit mich jetzt dermaßen verwirrte, daß mich mein Gedächtnis zu verlassen drohte.

Ich sah, wie sie sich halb von ihrem Sitze erhob, wie sich ihre Finger in den roten Sammet der Brüstung einkrallten und wie die Augen weit aufgerissen auf mich hinabstarrten. Da setzte ich mit einer Kadenz ein, einer tollen Improvisation, die einzig den Zweck hatte, einen möglichen Übergang zu der mir erinnerlichen Fortsetzung des Musikstücks zu bilden. Was ich da spielte, ist mir nicht mehr erinnerlich; aber als der letzte lange Triller der Kadenz im leisesten Pianissimo verklungen und ich wieder in das unfreiwillig unterbrochene Thema einfiel, da brach eine so laute allgemeine Begeisterung los, ein so impulsiver, nicht endenwollender Applaus, daß ich mich nicht der Thränen schämte, die mir langsam über die Wangen rollten.

Wie oft ich noch die wenigen Stufen, die das Künstlerzimmer vom Zuhörerraum trennten, emporsteigen mußte, um mich stets aufs neue vor dem überraschten und daher doppelt dankbaren Publikum zu verneigen, ich weiß es nicht mehr.

Zur Besinnung erwachte ich erst, als mich der Cellist in seiner brüsken Weise umarmte und, plötzlich auf das trauliche Du übergehend, sagte: ‚Du wirst noch einmal eine große Künstlerin, Mädel!‘

‚Das war ja recht brav, Kleine!‘ meinte auch die Sängerin, in einem etwas kühleren Ton, der mir aber im Moment nicht sonderlich auffiel.

Der junge Geiger trat ebenfalls auf mich zu und

drückte mir bewundernd die Hand, dann näherte sich ein älterer Herr von distinguiertem Aussehen.

‚Graf so und so‘, stellte die Sängerin vor.

Er überschüttete mich mit liebenswürdigen Komplimenten und sagte mir tausenderlei Artigkeiten in einer Sprache, so vornehm und gewählt, wie ich sie nie zuvor gehört.

In dem Augenblick fühlte ich mich aber auch schon von kräftigen Armen umschlungen.

‚Du schlimmer Kerl, was du mir für eine Angst gemacht hast!‘ rief meine Mutter unter Thränen lachend und wendete sich gleich darauf in ihrem unverfälschten Wiener Dialekt an die Anwesenden: ‚Das is nämlich meine Tochter, mein Kind!‘

Und dann herzte und küßte sie mich wieder und sagte ganz laut: ‚Weißt du, Hannerl, die Kadenz, die hat mir besser gefallen, wie der ganze Beethoven, das muß i schon sagen! Die Kadenz is nämlich von Hannerl‘, erklärte sie dem Grafen, der lächelnd meiner guten Mutter zugehört.

‚Stellen Sie mich doch vor,‘ bat er mich.

Ich that es, ziemlich ungeschickt, denn gesellschaftliche Formen waren mir damals noch nicht allzu geläufig.

Meine Mutter aber knixte einmal ums andere.

‚O, Herr Graf, diese Ehre, diese Ehre!‘

Dann nahm sie meine von der Aufregung und physischen Anstrengung gerötete große Hand, hielt sie dem Grafen vor die Augen und rief bewundernd und triumphierend: ‚Haben's schon so a Handerl g'seh'n, Herr Graf, so a Handerl?‘

Und eh' ich es verhindern konnte, zog sie meine Hand an ihre Lippen und küßte sie."

Signorina Passeni hielt in ihrer Erzählung einen Augenblick inne und strich sich mit den Fingern über die glänzenden Augen, dann — während Herr von Bredow sich eine neue Cigarette anzündete — fuhr sie wieder in leichtem Plaudertone fort:

„In der zweiten Abteilung des Konzertes, und zwar ganz am Schluß derselben, hatte ich noch einige bravouröse Piecen zu spielen.

Jede Befangenheit war von mir gewichen. Ich fühlte mich ruhig und sicher und verschmähte es nicht, hie und da in den Saal zu blicken und diese oder jene Person flüchtig zu fixieren.

Ein Herr in der ersten Reihe erregte durch seine zur Schau getragene, ziemlich aufdringliche Bewunderung, die sich bald in einem rasch aufeinanderfolgenden ‚Brava, brava!' bald in einem überlauten Applaus äußerte, meine Aufmerksamkeit.

Ich konnte damals noch nicht die wahre Eleganz von der falschen unterscheiden und fand daher seine, durch Kleider allerneuesten Schnittes vorteilhaft zur Geltung gebrachte Persönlichkeit distinguiert, ja mehr als das — wahrhaft vornehm. Ein zierliches Ordenskettchen, das sich grell von dem matten Tuche des Salonrocks abhob, bestärkte mich in der Idee, daß der mich so auszeichnende Kunstenthusiast mindestens ein Prinz sein müsse, und das um so mehr, als der Herr, der mir als Graf vorgestellt worden, nicht nur kein Abzeichen trug, sondern auch einige Reihen hinter dem Unbekannten saß.

Als mich der langanhaltende Beifall des Publikums, das sich diesmal nicht mit der üblichen Rücksichtslosigkeit vor der letzten Nummer zum Aufbruch rüstete, zu einigen Zugaben nötigte, drängte sich ein großer Teil der Zuhörer an das Podium.

Ich fühlte die Augen des Fremden in so unverhohlener, fast möchte ich sagen, dreister Bewunderung auf mir ruhen, daß ich kaum aufzusehen wagte.

Mit hochgeröteten Wangen und sonderbaren, nicht allein der Freude über meinen Erfolg geltenden Empfindungen warf ich mich, in unserm bescheidenen Heim angelangt, meiner Mutter an die Brust und brach in lautes Schluchzen aus.

Die Mutter suchte mich zu beruhigen, indem sie mir versicherte, daß sie nun gegen die Künstlerkarriere nichts mehr einzuwenden wüßte, denn:

‚Weißt, Hannerl, es ist doch gar schön, wenn die Menschen dir zurufen und zujubeln, und du wie gleichberechtigt mit den vornehmen Leuten plauschst! Na, siehst du, Hannerl, und dann denk' i mir halt — ein hübsches Mädchen bist du auch, hübsch und jung, warum sollte sich also ein reicher, vornehmer Herr nit in di verlieben und di heiraten?‘

Dabei half mir die gute liebe Frau zum erstenmal beim Auskleiden und fuhr mit der Hand glättend über die Kissen.

Ein Abend hatte genügt, um aus der strengen, unnachsichtigen, jeder Romantik baren Familienmutter die geschmeidige und dienstfertige, sich glänzenden Illusionen hingebende mütterliche Freundin zu machen!

Lange noch konnte ich mich nicht beruhigen. Ich hörte immer den berauschenden, so lange anhaltenden allgemeinen Beifall und fühlte den seltsamen, heißen Blick eines Einzelnen.

Ich war naiv genug, in Gedanken einem Roman nachzuhängen, dessen wahrscheinliche Realisierung ich nicht im mindesten anzweifelte.

Warum sollte auch der vornehme, reiche Herr nicht plötzlich um mich anhalten? Ich war in meiner Phantasterei schon beim Glücke meiner Eltern angelangt, denen mein zukünftiger Mann eine große Rente zusicherte. Ich malte mir mein eignes Glück aus und nahm mir fest vor, nicht stolz und hochmütig zu sein, weil ich eine vornehme Dame geworden.

Endlich schlief ich ein.

Am andern Morgen war die erste Sorge meiner Mutter, mich recht hübsch herauszuputzen.

‚Man kann nicht wissen, vielleicht kommt wer,' meinte sie.

Ich seufzte nur recht aus Herzensgrund auf, denn ich war, wie dies nach so großer, freudiger Aufregung gewöhnlich der Fall ist, in einer recht deprimierten Stimmung.

Nach Tisch ging meine Mutter in die Stadt, der Vater wie gewöhnlich ins Amt; die Kinder waren alle in der Schule. Ich blieb allein zu Hause mit unsrer alten Dienerin. Müde und abgespannt schleppte ich mich von einer Ecke in die andre; zerstreut und gelangweilt blätterte ich in einem humoristischen Kalender, dessen triviale Witze mich nicht zum Lächeln

brachten. Dann stellte ich mich ans Fenster, drückte die Stirn an die Scheiben und blickte hinunter auf die schmale, düstere Gasse.

Ich stand kaum fünf Minuten, als ein Fiaker langsam um die Ecke einbog und dann im rasendsten Tempo durch die Straße fuhr, um mit der den Wiener Kutschern eignen Sicherheit plötzlich stehen zu bleiben.

‚Er ist es!‘ dachte ich, noch bevor der Wagenschlag geöffnet wurde, und fühlte, wie mir im selben Augenblick alles Blut zum Herzen strömte.

Er war es auch.

Er stieg elastischen Schrittes aus dem Wagen, bedeutete dem Kutscher zu warten und blickte dann dem Hause entlang nach oben, so daß ich mich schleunigst vom Fenster zurückzog.

Ich zweifelte keinen Augenblick daran, daß er gekommen war, mich zu besuchen, und schwankte nur, ob ich ihn empfangen dürfe oder nicht.

‚Gewiß,‘ entschied ich dann, ‚wozu hätte mich die Mutter sonst so herausgeputzt?‘

Nach wenigen Minuten klopfte unser Dienstmädchen an die Thür.

‚Ein feiner Herr, ein echter Kavalier, ist draußen, da ist übrigens die Karte, der möchte gern das Fräulein sprechen.‘

‚Ich lasse bitten,‘ sagte ich und ergriff mit zitternder Hand die Karte, auf welcher in feiner, zierlicher Schrift der Name des Besuchers stand: Hermann von Stahl, Ritter hoher Orden.

Mit dem Prinzen war es also nichts, aber er

war doch adelig und Ritter hoher Orden; darunter stellte ich mir sehr viel vor!

Er trat herein und streckte mir beide Hände entgegen.

‚O, wie wohl haben Sie mir gestern durch Ihr Spiel gethan!‘ rief er mit sonorer Stimme, die nicht frei von Pathos war.

‚Ich freue mich . . . ich schätze mich glücklich —‘ stotterte ich und wies ihm einen Platz an.

Dann setzte ich mich ihm gegenüber und wandte kein Auge von seinem Gesicht, das mir heute beim grellen Sonnenlicht zwar noch immer gleich einnehmend, aber weniger jugendlich als gestern abend erschien. Ich bemerkte sogar mehrere Silberfäden an seinen Schläfen, und das genügte, um mir die Unbefangenheit und Sicherheit zu geben, die ich einem ganz jungen Mann gegenüber schwerlich bewahrt hätte.

‚Noch gestern abend erkundigte ich mich nach Ihrer Adresse, denn ich wollte nicht damit zögern, Ihnen meine Bewunderung auszusprechen und Ihrer Frau Mutter zu solch einer gottbegnadeten Künstlerin zu gratulieren.‘

‚Sehr liebenswürdig — ich danke Ihnen,‘ sagte ich, nur um nicht immer stumm dazusitzen und um die Freude zu verbergen, die mir die Nennung meiner Mutter verursacht; denn das war doch klar! wenn er schon jetzt von meiner Mutter sprach, so konnte er nur die besten und reellsten Absichten hegen!

‚Haben Sie noch Angehörige?‘ fragte er.

‚O ja, meinen Vater und fünf Geschwister.‘

Er verzog ein wenig, fast unmerklich, das Gesicht, aber ich konnte ihm das nicht übelnehmen. Ich wußte ja aus einigen Romanen, daß großer, bürgerlicher Familienanhang einem vornehmen Freier niemals angenehm.

‚Könnte sich Ihre Familie dazu entschließen, sich von Ihnen zu trennen?‘ fragte er mich leise und ergriff meine Hand.

‚Wenn es mein Glück gälte — gewiß!‘ antwortete ich ebenso leise, ohne aufzublicken und ohne meine Hand zurückzuziehen.

‚Natürlich gilt es Ihr Glück! Und nicht bloß das Ihrige, sondern auch das Ihrer Angehörigen!‘ rief Herr von Stahl pathetisch aus. ‚O, wenn sich mir diese schöne Hand anvertrauen wollte.‘

‚Sprechen Sie mit meiner Mutter,‘ sagte ich in größter Verwirrung, unbewußt die übliche Phrase citierend.

‚Ja, gewiß werde ich das thun, Sie liebes, gutes Kind!‘ erwiderte er erfreut, küßte meine Hand und blickte mich gerührt an.

‚Wie alt sind Sie?‘ fragte er nach einer kleinen Pause.

‚Sechzehn Jahre.‘

‚Sechzehn Jahre! Ein wahres Kind, und schon eine so vollendete Künstlerin! Aus Ihnen eine berühmte Künstlerin zu machen, lassen Sie meine Sorge sein! Wir wollen große Reisen unternehmen. Zuerst nach Spanien. Kennen Sie Spanien?‘

‚Nein, aber eine Freundin von mir, die aus dem

Konservatorium weggeheiratet, hat ihre Hochzeitsreise nach Spanien gemacht und ist — sehr glücklich geworden,‘ berichtete ich, immer mehr Zutrauen fassend.

‚Lassen Sie uns dies von guter Vorbedeutung sein!‘ sagte er mit einem feinen Lächeln. ‚Auch Sie sollen glücklich werden! ich verspreche es Ihnen. Vor allem werde ich Sorge tragen, daß Sie in jeder Stadt Ihr Lieblingsinstrument vorfinden. Ziehen Sie Blüthner, Bechstein, Steinway oder Erard vor?‘

‚Bechstein!‘ flüsterte ich und fügte hinzu: ‚Ich werde also konzertieren dürfen, öffentlich spielen! mein sehnlichster Wunsch ist erfüllt! — Werden Sie mich auch immer begleiten?‘ erkundigte ich mich schüchtern und mit geheimem Bangen.

‚Aber natürlich! Wir werden unzertrennlich sein, und Sie werden in mir stets einen enthusiastischen Bewunderer, aufmerksamen Begleiter und einen väterlichen Freund finden; ja, ja, väterlichen Freund!‘ wiederholte er, als er meine protestierende Handbewegung wahrnahm, ‚denn ich könnte meinem Alter nach Ihr Vater sein.‘

‚Das macht nichts, Sie sind ja so gut, so gut!‘ versicherte ich.

‚O ja, ich habe einen ganz annehmbaren Charakter,‘ bestätigte Herr von Stahl, ‚ich bin meist heiter und guter Dinge, nicht aufdringlich, ziemlich selbstlos und gehe sogar auf kleine Launen ein.‘

‚Ich habe keine Launen,‘ beteuerte ich.

‚O, die kommen schon mit der Zeit, wenn Sie sich erst sicher fühlen! Da wird bald eine Migräne,

bald Rheumatismus vorgeschützt. Apropos, wie steht's denn überhaupt mit Ihrer Gesundheit?'

,Mit meiner Gesundheit?' wiederholte ich verblüfft.

,Nun ja! Denn bei großen Reisen, müssen Sie wissen, ist schwächliche Gesundheit sehr störend; übrigens führe ich immer eine kleine Hausapotheke mit mir! Und nun, noch eines: Haben Sie schon viel unter Ihrem Mädchennamen öffentlich gewirkt?'

Ich schüttelte verneinend den Kopf.

,Wirklich öffentlich nur gestern, und auch da ist ja, wie Sie wissen, mein Name nicht genannt worden.'

,Das ist mir auch recht angenehm,' meinte Herr von Stahl und setzte dann mit milderndem Lächeln hinzu: ,Ihr Name, liebes Kind, ist ja gewiß höchst achtbar, aber Sie begreifen — er klingt nicht. Die Gesellschaft, das Publikum stellt Anforderungen an uns, die wir erfüllen müssen, wenn sie uns auch noch so lächerlich erscheinen.'

,Ich weiß,' sagte ich, um ihm jedes weitere, peinliche Wort zu ersparen, ,und begreife, so weh es mir auch thut, die Rücksichten, die Sie sich und der Gesellschaft schuldig sind; aber seien Sie unbesorgt, ich bin noch gänzlich unbekannt und werde mit Freuden den Namen annehmen, den ich von Ihnen empfange!'

,Sie werden ihn mit Stolz tragen, Ihr Leben lang, seien Sie davon überzeugt!' rief er hocherfreut und bat mich in einschmeichelnder Weise, ihm bis zur Rückkehr meiner Mutter einiges aus meinem Musikrepertoire vorzuspielen.

Als meine gute Mutter, noch etwas außer Atem von den vielen Stufen, mit einem großen Paket Zeitungen unter dem Arm ins Zimmer keuchte, blieb sie erstaunt auf der Schwelle stehen.

Bevor sie aber noch die Lippen geöffnet, stürzte ich mich in ihre Arme und rief überselig: ‚Herr von Stahl und ich sind einig, und wir erbitten uns nur noch deinen Segen!‘

‚Ja, Hannerl, was soll denn das heißen, du kennst ja den Herrn gar nit.‘

‚O, Ihr Fräulein Tochter kennt mich schon mehr als genug,‘ beruhigte Herr von Stahl die aufgeregte alte Frau. ‚Sie dürfen ganz ohne Scheu Ja und Amen zu unserm Vorhaben sagen!‘

‚Aber wie ist denn das möglich, so plötzlich —‘

‚Das Glück kommt immer über Nacht,‘ jubelte ich.

Herr von Stahl aber nahm eine Visitenkarte aus der Seitentasche seines Rockes und hielt dieselbe meiner kurzsichtigen Mutter knapp vor die Augen.

‚Sie können sich nach mir erkundigen, verehrte Frau; man wird Ihnen überall bestätigen, daß ich der anständigste —‘

‚Aber ich bitt' Sie gar schön, Herr von Stahl, daran zweifle ich gar nit!‘ unterbrach ihn meine Mutter erschrocken und legte ihre Hand beschwichtigend auf seinen Arm.

‚Kennen Sie Cora Swind?‘ fragte er.

‚Dem Namen nach,‘ sagte meine Mutter verlegen, weil sie nie etwas von dieser ‚Berühmtheit‘ gehört.

‚Es ist die größte jetzt lebende Koloratursängerin,

die sogenannte Norwegische Nachtigall', erzählte Herr von Stahl, ,und ich habe sie zu dem gemacht, was sie ist.

,Ich habe sie aus der krassesten Misere gezogen, sie ausbilden lassen, ihre Eltern unterstützt, jeden ihrer Wünsche erfüllt und sie angebetet! Sie aber vergalt alle meine Wohlthaten mit dem schwärzesten Undank! So habe ich mich denn vor circa einem Jahre von ihr trennen müssen. Aber selbst bei der Trennung habe ich mich nobel und gentil benommen, und habe ihr zugestanden, was kein anderer an meiner Stelle ihr je zugestanden hätte!'

,Sie waren schon einmal verheiratet?' fragte ich mit einer plötzlich erwachenden Regung von Eifersucht.

,Das war schlimmer, als eine Ehe,' erwiderte er düster, ,weniger Freude und mehr Leid!' dann seufzte er schmerzlich auf und wandte sich gleich darauf wieder scherzhaft an meine Mutter.

,Nun muß ich aber Sie, verehrte Frau, doch ganz formell nicht um die Hand, sondern um beide Hände Ihrer Tochter bitten.'

Meine Mutter umarmte mich schluchzend.

,Wie? soll ich mich denn wirklich schon von Hannerl trennen? Sie ist ja noch so jung!'

,Für eine Pianistin gerade im richtigen Alter! Glauben Sie mir: jetzt oder nie macht sie ihr Glück!'

Mich verletzte die anmaßende Behauptung, und ich fragte schnippisch: ,Machen Sie es etwa nicht?'

,Wenn Sie meinen Antrag annehmen, bestimmt.'

‚Was wird nun aber der Vater zu alledem sagen?‘ warf meine Mutter kopfschüttelnd ein.

‚Morgen schreibe ich ihm, beruhigte er uns, ‚orientiere ihn über meine Person und fixiere alle nähern Bedingungen. Ich fahre jetzt auf acht Tage nach Paris, wo ich mein pied à terre habe, von da mache ich eine kleine Tour nach London; in vierzehn Tagen bin ich wieder zurück. Also heute über vierzehn Tage hole ich mir die Antwort. Fällt sie im günstigen Sinne aus, dann entführe ich Sie zum Herbste nach Spanien, Signorina Juanita Passeni! Abgemacht?‘

‚Abgemacht!‘ rief ich und schlug in die dargebotene Rechte ein. Fünf Minuten später hörten wir den Fiaker davonrollen.

‚Mutterl, jetzt habt Ihr ausgesorgt,‘ jubelte ich, ‚du und der Vater, und die Geschwister auch; denn nun werde ich eine reiche, vornehme Dame, und meine Kunst brauch’ ich trotzdem nicht an den Nagel zu hängen!‘

Von meiner Glückseligkeit an diesem Tage macht sich wohl schwerlich jemand einen Begriff! Ich war über alle Maßen stolz darüber, daß mein Talent mir die Liebe eines allem Anschein nach reichen und vornehmen Mannes gewinnen half und meine Kunst wenigstens nicht nach Brot zu gehen brauchte, wie der Cellist immer klagte.

‚Hermann von Stahl, Ritter hoher Orden,‘ wiederholte ich vor dem Einschlafen noch einigemal leise vor mich hin und freute mich ganz kindisch auf den

Moment, wo ich diesen ‚Ritter hoher Orden' als meinen Verlobten würde vorstellen können.

Meinen Vater wollten wir durch den für morgen angekündigten Brief überraschen, und da wir seiner Zustimmung im voraus ziemlich sicher waren, so hatten wir beschlossen, ihm vorläufig nichts zu verraten.

Am andern Tage, um die Mittagszeit, händigte der Briefträger meinem Vater ein Schreiben großen Formates ein.

Ich faßte meine Mutter bei der Hand und lauerte gespannten Blickes auf den Gesichtsausdruck des Vaters.

‚Ah, so, was!' rief er endlich, indem ein strahlendes Lächeln seine Züge erhellte. ‚Denke dir, Hannerl, man macht dir einen Antrag!'

‚Wirklich?' fragte ich mit geheucheltem Erstaunen und drückte heimlich die Finger meiner Mutter.

‚Aber ja, natürlich,' setzte er fort. ‚Da steht es Schwarz auf Weiß, es ist ein förmlicher Kontrakt! Wozu das Klavierklimpern doch alles gut ist! Denke dir, Mutter, man bietet der Hannerl dafür, daß sie sich verpflichtet, unter dem Namen Signorina Juanita Passeni fünf Jahre hindurch, wann und wo der Unternehmer es wünscht, als Pianistin aufzutreten, eine aufsteigende Gage von 6000 bis 8000 Gulden jährlich, Hotel und Reisen frei. Und was für Reisen die Hannerl machen soll. — Zuerst nach Spanien, dann nach Portugal und weiß Gott wohin noch alles. Na, freust dich nicht, du Glückspilz du?'

Ich hatte mit immer wachsendem Staunen zugehört; plötzlich schoß mir ein Gedanke blitzartig durch

den Kopf, und um mir sofort Klarheit zu verschaffen, riß ich dem Vater das Schreiben aus der Hand.

Mein Blick fiel vor allem auf den großbedruckten Kopf des Briefbogens. Da stand in weitsichtbaren, fetten Lettern: Hermann von Stahl, Impresario.

Ich ließ das Blatt zu Boden fallen und brach in krampfhaftes Lachen aus.

Meine Mutter mußte wohl finden, daß ich zu lange und unnatürlich lachte, denn sie bespritzte mich mit eiskaltem Wasser und wiederholte immer: ‚Na, mir ist es so viel lieber, Hannerl, viel lieber! Wenigstens bist du noch frei und kannst eine viel bessere Partie machen! Den Vorschlag aber würde ich an deiner Stelle annehmen, schon um unsertwillen. Wir können's brauchen.'

‚Du hast recht, Mutter,' sagte ich, nachdem ich mich einigermaßen beruhigt hatte. ‚Es ist auch richtiger, daß ihr euer bißchen Wohlleben meiner Arbeit und nicht der Gnade eines fremden Mannes zu danken habt. Von heute ab heiße ich also nicht mehr Johanna Passen, sondern Signorina Juanita Passeni. Hoffentlich mache ich dem neuen Namen Ehre!'" . . .

Die Künstlerin schwieg eine Weile und hub dann, ohne Herrn von Bredow anzusehen, wieder an.

„Jahre sind seitdem vergangen, vierzehn Jahre! Ich habe Herrn von Stahl, obzwar er mich in der rücksichtslosesten Weise ausgebeutet und sich durch meine Erfolge nur zu rasch bereichert, viel zu danken: meine ganze Karriere; aber noch mehr als das: eine klare Lebenseinsicht! Ich bin nun dreißig Jahre

alt und unvermählt geblieben. Ich gelte für herzenskühl. Mag sein, daß ich's geworden bin; dann aber trägt nur er daran Schuld, jener für die Künstlerin so ehrenvolle, für das schwärmerisch angelegte junge Mädchen jedoch so ernüchternde erste Antrag.

Ihm folgten bald andre in bunter Reihenfolge nach. Unter den vielen Bewerbern, die mir bei meinen rastlosen Wanderungen durch die Welt näher getreten und die ihre Spekulationen auf mein Talent romantisch drapierten, waren alle Nationen und Konfessionen vertreten; sogar ein Neger und ein Japaner bewarben sich um meine Hand.

Die Freier wechselten, meine Antwort aber blieb stets dieselbe — ein kurzes und bündiges Nein. Vielleicht habe ich manchem unrecht gethan, aber ich konnte nie und nimmer die Empfindung los werden, daß jeder nur um meine Hand anhielt, um sich von meinen Händen erhalten zu lassen!"

Signorina Passeni sah nicht, welche Wirkung die letzten, ihr fast unwillkürlich entschlüpften Worte auf den Baron hervorgebracht, denn im traulichen Boudoir machte sich bereits die Dämmerung geltend. Sie vergrub ihren Kopf in beide Hände und blieb eine Weile regungslos sitzen.

Als sie sich, wie aus einem Traume erwachend, nach Herrn von Bredow umsah, entdeckte sie, daß sie allein im kleinen Raum geblieben.

Auf dem Tischchen, neben der geleerten Mokkatasse, schimmerte eine weiße Karte, mit einer freiherrlichen Krone.

Juanita ergriff dieselbe und näherte sich dem Fenster.

Drei mit Bleistift gekritzelte, eine zitternde Hand verratende Buchstaben verständigten sie davon, daß sie nach ihrer allzufreimütigen Auseinandersetzung ein Wiedersehen mit dem Baron nicht mehr zu befürchten brauchte.

Pour prendre congé, las sie von der Karte ab, zuckte die Achseln und warf dieselbe achtlos in eine kostbare Majolikaschale.

Der kühle Abendwind strich durch das offene Fenster und raschelte in den dürren Blättern der mächtigen Lorbeerkränze an der Wand.

Juanita Passeni fröstelte.

Sie trat in die Tiefe des Zimmers zurück und klingelte nervös.

„Schließen Sie das Fenster,“ rief sie der eintretenden Kammerfrau entgegen, „und bringen Sie rasch die Lampe, denn es wird kühl und dunkel!“

Ein Wunderkind.

Die Gesellschaft beim Kommerzienrat S..... befand sich in gespannter Erwartung.

Der Hausherr hatte seinen Gästen einen ganz besonderen Genuß in Aussicht gestellt: der kleine Jack Pröhn sollte den neuen Bechstein'schen Flügel, der bare dreitausend Mark gekostet, einweihen.

Wer kannte den kleinen Jack Pröhn nicht! Seit Monaten sprachen sämtliche Zeitungen von diesem wunderbarsten aller Wunderkinder, das von Stadt zu Stadt zog und in allen Konzerten wie Privatsoireen das größte Aufsehen erregte.

„Denken Sie sich, der Junge ist kaum sechs Jahre alt und spielt und improvisiert wie ein kleiner Hexenkünstler. Es war auch gar nicht leicht, seiner habhaft zu werden, spielt er doch eben beim Prinzen Ludwig, darum kann er auch erst in später Stunde hierherkommen. — Oh, ich bin überzeugt, mein verehrter Herr Professor, auch Sie werden Ihre Freude an dem Bengel haben," wendete sich der Kommerzienrat nun speziell an einen Mann in den besten Jahren, dessen kluge, blaue Augen jeden durchdringend anblickten.

Der Angesprochene, eine wahre Hünengestalt, war ein gediegener Musiker in angesehener sozialer Stellung. Er wirkte als Professor an der Hochschule und gab alljährlich zwei Konzerte, die ihm von der lokalen Presse glänzende Kritiken und von seinen vielen Schülern und Freunden mächtige Lorbeerkränze eintrugen. Als Mann von Welt, großer Bildung und scharfem Verstande war er in allen Kreisen der Residenz gerne gesehen und genoß bei einem sorgenlosen, behaglichen Leben alle Vorteile einer lokalen Berühmtheit. Nichts natürlicher daher, als daß er sich vollkommen befriedigt fühlte und seinen normalen Entwicklungsgang für den einzig richtigen hielt. Blendende Virtuosen erschienen ihm unkünstlerisch, und gegen Wunderkinder hatte er eine ausgesprochene Abneigung.

Diese frühreifen Notenjongleure, wie er sie nannte, betrachtete er als eine krankhafte Erscheinung unsres überreizten Jahrhunderts.

„Je besser einer spielt, desto unbehaglicher wird mir zu Mut," sagte der Professor; „ich höre bei jeder glänzenden Passage förmlich jede Ohrfeige heraus, die der arme Knirps bekommen, gleichwie ich im Cirkus bei jedem beklatschten Kunststück eines dressierten Pudels unwillkürlich an die Hiebe denken muß, die seine Ausbildung gefördert."

Der Professor hatte mit wahrem Ingrimm gesprochen, denn er war im Gegensatz zu den übrigen Gästen nicht sehr entzückt von der Aussicht, den berühmten kleinen Jack zu hören.

Eine Dame rief scherzend:

„Sie sind doch nicht etwa eifersüchtig auf unser Wunderkind?“

Der Professor blickte betroffen auf die schöne Sprecherin.

Der Kommerzienrat drohte ihm mit dem Finger, die ganze Gesellschaft lachte auf, und einige warfen die Namen David und Riese Goliath hin.

Der Professor sprang vom Stuhl auf und rief mit komischem Pathos:

„Aber ich bitte Sie zu bemerken, meine Damen, daß ich nicht gleich als Riese Goliath auf die Welt gekommen! Ja, so unglaublich es auch klingt, ich war gewiß ebensolch' kleiner niedlicher Junge, wie Jack Pröhn!“

Die Damen lächelten ungläubig, und eine sagte vorwurfsvoll:

„Aber Sie waren kein Wunderkind!“

„Nein, gottlob! Damals freilich sagte ich: leider!“ antwortete der Professor und fuhr dann nach einer kleinen Pause, während der er nachdenklich vor sich hingeblickt, fort:

„Sie mögen recht haben! Vielleicht liegt meiner jetzigen Antipathie gegen Wunderkinder ein Gefühl des Neides zu Grunde, das ich als Kind — ich erinnere mich deutlich — thatsächlich in hohem Grade empfunden. Ich studierte mit einem solchen Wunderknaben zusammen bei demselben Professor. Ach, was habe ich bei unserm gemeinsamen Emporstreben für Zurücksetzungen und Kränkungen erlitten. Wie haßte

ich darum den kleinen Steffi — wir alle kannten ihn nur unter dem Namen — der mit seinen glänzenden, schwarzen Augen so stolz auf mich herabblickte. Was half mir meine Innerlichkeit, was half es, daß der Professor meinen klassischeren Stil, meine gediegenere Auffassung rühmte — der kleine, schwarze Teufel machte doch alle durch seine äußerliche Bravour, sein prickelndes, tolles Spiel verrückt. Man riß sich um ihn in allen Gesellschaften, die Damen nahmen ihn auf den Schoß, küßten ihn und fütterten ihn mit Konfekt. Mir klopfte man höchstens im intimen Kreise auf die Schulter und warf mir ein kühles: sehr brav! zu. Dann, als wir zwölf Jahre alt waren, wurde mein kleiner Kamerad von einem Impresario engagiert, machte die größten Reisen und wurde überall wie ein Fürst empfangen. Ich saß währenddessen unbekannt und unbeachtet auf der Hochschule und studierte. Als ich Steffi nach drei Jahren wiedersah, begrüßte er mich mit der ganzen Huld eines Monarchen. Er hielt sich einen Kammerdiener, bekam Blumen und Brillanten wie eine Primadonna und kokettierte mit dem Publikum wie eine launische Theaterprinzessin. Ich studierte immer noch mit Vorliebe die alten Klassiker auf meinem alten Pianino und erhielt mich durch Stundengeben. Er sprach fortwährend nur von seinen beispiellosen Triumphen in den verschiedensten Weltstädten, führte beständig die Namen der Fürsten und Monarchen im Munde, denen er vorgeführt worden: ich kannte nur meinen Heimatsort und niemand als die paar Kunstmäcene, die sich in ihrem Salon

stundenlang von mir umsonst vorkonzertieren ließen, um mich zu ‚fördern'".

„Als ich dann," fuhr der Professor fort, „meinen berühmten jungen Kollegen bat, mir einiges vorzuspielen, und er dies nach einigem Zaudern endlich that, da erschrak ich und — ich gestehe es offen — freute mich auch zugleich über die Rückschritte, die er gemacht. Ich bildete mir ein, das Publikum, an gute, ernste Musik gewöhnt, müsse ihn ablehnen, ihn fühlen lassen, daß er mit fünfzehn Jahren Anderes, Besseres zu bieten habe, als mit zwölf. . . . Oh, ich hätte ihn umbringen mögen, als der Abend seines ersten Konzertes herankam und der ganze Saal sich wie toll gebärdete, — als die Zuhörer in ungerechtfertigter Begeisterung sich die Hände wund klatschten und mit den Füßen stampften, — und als er, der Gefeierte, dann oben an dem schändlich profanierten Instrumente stand und mit frecher Selbstgefälligkeit und siegesbewußtem Lächeln sich verneigte und mit den Augen grüßte . . . Ich rannte wie von Sinnen auf die Straße und weinte bittere Thränen."

Der Professor schwieg, eine Dame aber fragte nach kurzer Pause:

„Was ist aus Ihrem Freund geworden?"

Der Professor zuckte mit den Achseln.

„Ich weiß es nicht! Einige Jahre drang sein Name, wenn auch immer seltener, in die Öffentlichkeit; die Kritiken wurden immer kürzer und ungünstiger, die Konzertsäle immer leerer. Man fand, wie dies meist der Fall, daß der Mann nicht gehalten,

was das Kind versprochen, und kümmerte sich schließlich gar nicht mehr um ihn. Heute ist er ganz verschollen, vielleicht gar nicht mehr am Leben!"

Der Kommerzienrat, der bei der Erzählung des Professors unruhig nach der Thür geblickt, sprang jetzt, als ein Diener ihm einige Worte zugeflüstert, auf und rief:

„Er ist da, meine Herrschaften, er ist da!"

Dann eilte er hinaus und ließ die Damen und Herren in atemloser Spannung zurück; sie alle hatten im selben Augenblick den Professor, dem sie bis nun mit Interesse zugehört, vergessen, und dieser selbst vergrub sich, um besser und ungestörter beobachten zu können, in eine Sofaecke.

„Ach bitte, lassen Sie mich nur ein wenig ausruhen!" bat ein feines, helles Stimmchen hinter der Portiere.

Die Damen stürzten hin, teilten die schweren Vorhänge und zogen und zerrten den kleinen Wunderknaben, den der Kommerzienrat triumphierend bei der Hand hielt, vollends herein.

„Nicht wahr, Sie spielen uns dasselbe vor, was Sie soeben bei Seiner Königlichen Hoheit gespielt?" fragte der Hausherr.

Der Knabe machte eine Grimasse.

„Was, die langweiligen Sachen wollen Sie hören?" fragte er enttäuscht.

„Jack, versündige dich nicht," ließ sich eine Stimme von der Portiere her vernehmen.

Alle wendeten sich um. Niemand hatte bemerkt,

daß ein kleines, schwarzes und sehr dünnes Männchen dem Knaben auf dem Fuße gefolgt und an der Schwelle bescheiden stehen geblieben war.

Der Kommerzienrat eilte auf den Mann zu.

„Aber ich bitte, Herr Pröhn, setzen Sie sich doch, verzeihen Sie meine Unaufmerksamkeit . . .“

„Oh, das hat gar nichts zu sagen,“ erwiderte Herr Pröhn in leisem schüchternen Ton und ließ sich vorsichtig auf die äußerste Kante des zunächst stehenden Stuhles nieder.

„Der Vater dieses kleinen Wunders!“ stellte der Kommerzienrat vor, „der glückliche, beneidenswerte Vater!“

Der Professor rührte sich nicht aus seiner Ecke, aber seine Augen irrten erstaunt von dem dürren, schüchternen Männchen zu dem zierlichen, lebhaften Knaben, der mit dem Ausrufe: „Oh, wie schön!“ an den Flügel herantrat.

„Ja, der Ton ist prachtvoll!“ sagte der Kommerzienrat stolz.

„Nein, ich meinte die Verzierungen,“ replizierte Jack aufrichtig, indem er auf die goldenen Arabesken deutete, die sich wirksam von der schwarzen Politur des Flügels abhoben.

Alle lachten. Die Damen riefen: „Oh wie entzückend!“ und nur der Papa murmelte halb entschuldigend:

„Er ist ja doch nur ein Kind!“

Mittlerweile hatte man einige starke Notenbände auf den Klavierstuhl gelegt, und Jack schwang sich auf den erhöhten Sitz.

„Was soll ich spielen, Papa?“ fragte er, indem er seine ausgearbeiteten kleinen Finger mit einem Battisttuch abwischte.

„Frage doch den Herrn Kommerzienrat,“ riet der Papa.

„Ach, der versteht nichts davon!“ erwiderte Jack freimütig.

Der Hausherr klopfte ihm mit der Hand gutmütig auf die Schulter.

„Sie haben recht, kleiner Mann, in dieser Beziehung bin ich ein Ignorant.“

„Papa, was heißt das: Ignorant?“ rief Jack seinem Vater zu.

Dieser stand auf und warf einen hilfesuchenden Blick auf die Gesellschaft.

„Jack, du bist heute wieder einmal unausstehlich, was sollen die Herrschaften von dir denken? Spiele als Einleitung die Phantasie und Fuge in F-dur von Bach.“

„Schon wieder eine Fuge!“ seufzte Jack und intonierte ein leises Präludium.

Der Professor, der anfangs mißmutig aus seiner Ecke herausgelugt, horchte überrascht auf, als die ersten Klänge der Fuge an sein Ohr schlugen. Donnerwetter, das war ja wirklich gute Musik! Und wie ernst der kleine Kerl bei der Sache war, wie gewissenhaft er jedem einzelnen Tone gerecht wurde!

Der Vater hatte sich allmählich näher zum Flügel geschlichen und nickte befriedigt. Dann und wann überflog sein leuchtender Blick die glänzende Ver-

sammlung, und höher richtete er seinen Kopf auf, den er anfänglich schüchtern gesenkt.

„Brav, das hast du heute besonders gut gemacht.“

„Ja,“ meinte der Knabe, „aber es spielt sich auch gar zu schön auf dem Klavier. Wenn ich groß bin, dann werde ich auch ein Kommerzienrat und kaufe mir solch ein Instrument!“

„Also Kommerzienrat wollen Sie werden, kleiner Mann?“ rief der Hausherr geschmeichelt.

„Ja,“ bekräftigte Jack. „Papa will zwar, daß ich ein Mozart werde,“ setzte er nach einer kleinen Pause seufzend hinzu.

Alle lachten, und der Vater rang verzweifelt die Hände.

„Du solltest lieber noch etwas spielen,“ sagte er, um weiteren Naivetäten vorzubeugen.

„Ja, aber nur, was ich will.“

Der Papa nickte, und nun folgte ein tolles Durcheinander von eigenen Improvisationen, von Beethoven, Chopin und Mendelssohn, daß die Zuhörer wie in Ekstase eine Stunde lang atemlos lauschten.

Der Professor, der sich jetzt ebenfalls dem Klavier genähert, bemerkte, wie des Kindes Wangen immer röter wurden, wie seine glänzenden schwarzen Augen jäh aufleuchteten und wie er siegesstolz lächelte, wenn bei einer schwierigen Passage ein lautes Ah! der Bewunderung durch den Raum schallte.

„Ja, ja, so fangen sie alle an!“ dachte er und sah im Geiste wieder den kleinen Steffi vor sich.

Ihm that der wirklich außergewöhnlich begabte Knabe plötzlich leid, und ein heiliger Zorn erfaßte ihn gegen den Vater, in dem er bloß einen gewissenlosen Impresario sah, der sein eigenes Kind zu egoistischen Zwecken ausbeutete.

Er warf einen Blick der Verachtung auf den Platz, wo eben noch das dürre Männchen gestanden, aber derselbe fiel auf eine schöne Frau, die ihn, da er nicht ihr galt, nicht zu deuten wußte. Die Augen des Professors schweiften weiter in eine Nische des Salons. Dort saß der glückliche, stolze Vater! Aber er sah in diesem Moment weder stolz noch glücklich aus; eine große Bekümmernis lag in seinen sorgenvollen Zügen, und er schüttelte mehreremale sein Haupt, als wollte ihm das Spiel seines Sohnes durchaus nicht gefallen.

Der Professor schritt auf den seltsamen Mann zu.

Dieser sprang auf, als die reckenhafte Gestalt sich ihm näherte, und stotterte etwas von Übermüdung und zu viel Musik.

„Ihr Kleiner hat eine seltene Ausdauer, ein fabelhaftes Gedächtnis und ein für sein Alter erstaunliches musikalisches Verständnis," sagte der Professor, um ein Gespräch einzuleiten, — „schade um ihn!"

Herr Pröhn blickte ängstlich auf.

„Sind Sie Fachmann, mein Herr?" fragte er unsicher.

„Ja, und als solcher bedaure ich, daß das geniale Kind dem ruhigen, ernsten Studium und strenger, sachlicher Kritik entzogen wird."

Herr Pröhn nickte lebhaft.

„Ach ja, Sie haben ganz recht!“

Der Professor war auf Widerspruch gefaßt gewesen, die Zustimmung des kleinen Männchens befremdete ihn und flößte ihm Interesse ein.

„Ich hoffe, es gelingt uns, so viel zu verdienen und zu ersparen, daß mein Kind das zu früh begonnene öffentliche Wirken unterbrechen und einige Jahre sorgenlos seiner gründlichen Ausbildung widmen kann. Ich meine nicht der einseitigen musikalischen, sondern jener allgemeinen, ohne die heutzutage kein großer Künstler denkbar. Sie glauben es nicht, mein Herr, wie schmerzlich mir der Gedanke ist, daß mein geniales Kind möglicherweise auf halbem Wege stehen bleiben könnte, wo es doch, dank seinen Fähigkeiten, berufen ist, bei richtiger Leitung das Höchste zu erreichen. Aber mir ist nicht bange, gehen auch noch so viele Wunderkinder zu Grunde, ich hoffe, aus diesem wunderbaren Kinde einst einen wunderbaren ganzen Künstler zu machen!“

Der Professor fühlte sich plötzlich seltsam bewegt. Der schlichte, ernste Ton des kleinen Mannes hatte etwas Rührendes; nur die müden, dunklen Augen blickten wie siegesgewiß in die Zukunft — des Sohnes.

Wo hatte er doch schon früher diese Augen gesehen?

Herr Pröhn legte seine Hand auf den Arm des Professors:

„Sehen Sie,“ rief er und deutete auf die Gruppe von Herren und Damen, die sich immer dichter um den kleinen Virtuosen drängten und ihn nach jedem

Stück umarmten, küßten und liebkosten — „sehen Sie, das geht so Abend für Abend. Ich habe dem Kleinen die Locken abschneiden müssen, weil ihm die Damen sein ganzes Haar verschnitzelten. Heutzutage treiben sie es noch toller, als zu meiner Zeit."

Herr Pröhn warf einen unwilligen Blick auf die Gesellschaft und seufzte tief auf.

„Sind Sie selbst Musiker?" fragte der Professor.

Ein intensives Rot überzog die hageren Wangen.

„Ja," sagte Pröhn leise, als schämte er sich der Antwort, „ja! Das heißt jetzt spiele ich nicht mehr öffentlich, aber als Kind habe ich viel gespielt, sehr viel . . . überall, an den Höfen, vor dem Kaiser von Rußland, vor Napoleon dem Dritten; ja die Kaiserin Eugenie hat mich sogar einmal auf die Stirne geküßt."

Der dürre kleine Mann schien bei den Erinnerungen an die Vergangenheit förmlich zu wachsen, seine Gestalt reckte sich, seine Augen blitzten und schienen herabzusehen auf den großen, starken Professor, den plötzlich die Gewißheit überkam, daß er den einstigen Virtuosen kenne.

„Wo haben Sie studiert?" fragte er hastig.

„Studiert? Mein Gott, ich habe leider nicht lange studiert, bloß bis zu meinem zwölften Jahr, beim Pianisten X."

Der Professor prallte zurück.

„Dann sind Sie am Ende gar mein einstiger Mitschüler, dann sind Sie Steffi, das Wunderkind Steffi . . ."

„Das war ich,“ antwortete Pröhn leise und senkte den Kopf.

Eine peinliche Stille trat ein. Der Salon war jetzt ganz leer. Die Gesellschaft, der Musik überdrüssig, hatte sich in andre Räume zurückgezogen, wo Erfrischungen gereicht wurden und der kleine Jack mit tausend Kindereien alle Welt amüsierte. Kein Mensch dachte mehr an den Vater des gefeierten Knaben, auch der beliebte Professor war für den Augenblick vergessen; und so standen sich denn die Männer nach einem Vierteljahrhundert zum erstenmal wieder allein gegenüber.

„Ich weiß nicht, ob Sie sich meiner noch erinnern,“ hub der Professor nach einer Weile an.

„Herr G . . . .?“

„Ja, jetzt Professor an der Hochschule.“

Wieder trat eine Pause ein.

„Wer hätte geglaubt, daß wir uns so wiedersehen würden!“ rief Pröhn endlich; „Sie sind jetzt ein angesehener Mann, in großer Stellung und gesicherter Existenz; ich bin nichts mehr als ein verkommenes Genie und gelte nichts für mich selbst. Nur der Umstand, daß ich der Vater meines Sohnes, giebt meinem Dasein noch eine Scheinberechtigung. Und doch, Herr Professor, gestehen Sie es offen — als Kind da haben Sie mich gewiß ein wenig beneidet?“ fragte der kleine Mann mit der großen Vergangenheit, und man sah es seiner Miene an, daß er auf ein Ja hoffte . . .

Wohlbrück, Olga,

Aus drei Ländern Novellistische Sittenbilder von Olga Wohlbrück. (Inhalt: Am Jordanfest. - Ungleiche Waffen. - Ein Talent ohne Frack. - Zum letztenmal. - Vergieb uns unsere Schuld! - Sie will nicht spielen. - Der erste Antrag. - Ein Wunderkind.)

Stuttgart 1890